

Die gewalttätige Gesellschaft

Erscheinungsformen und Ursachen von Gewalt –  
Handlungsmöglichkeiten für die Bundeswehr



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT  
DER BUNDESWEHR

Gerhard Kümmel, Paul Klein & Peter Michael Kozielski

**Die gewalttätige Gesellschaft**

Erscheinungsformen und Ursachen von Gewalt –  
Handlungsmöglichkeiten für die Bundeswehr

Strausberg, September 2002

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Autoren.

Copyright by  
SOWI 2002  
Alle Rechte vorbehalten  
ISSN 0342-2569  
Druck:  
Wehrbereichsverwaltung Ost

Sozialwissenschaftliches  
Institut der Bundeswehr  
Prötzeler Chaussee 20  
15344 Strausberg  
Tel.: 03341/58-1801  
Fax: 03341/58-1802  
*www.sowi-bundeswehr.de*

## **Zusammenfassung**

Nach einer Erörterung der verschiedenen Facetten des Gewaltbegriffes und des wissenschaftlichen Diskurses über Gewalt und nach der Darstellung psychologischer Aggressionstheorien geht es im quantitativ angelegten Teilprojekt zunächst um die Auswertung einer Skala zur Gewaltbereitschaft, die Bestandteil der repräsentativen SOWI-Bevölkerungsumfrage 1998 gewesen ist. Sie belegt, dass die Gewaltaffinität – unterschieden in spontane Gewaltbereitschaft einerseits und reaktive andererseits – zwar von Mensch zu Mensch und von Personengruppe zu Personengruppe unterschiedlich ist, dass sie aber dennoch als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen zu werten ist. In der Analyse zeigt sich beispielsweise, dass Gewaltbereitschaft unter Jüngeren und bei Männern (und damit in dem Reservoir an Nachwuchs, aus dem die Bundeswehr schöpft) verbreiteter ist als unter Älteren und bei Frauen.

In dem qualitativen Teilprojekt wurden sodann 14 biographische Interviews mit gewalttätigen Jugendlichen geführt, um die Hintergründe und die Entwicklung von gewalttätigem Handeln zu

## **Summary**

After setting under discussion the different facets of the terms 'force' and 'violence' as well as the scientific discourse about force and violence, followed by an outline of psychological theories of aggression, the quantitative-designed partial project hence first is on the evaluation of a scale of readiness for using violence. This scale constituted an element of the representative SOWI poll of 1998. This evaluation documents that affinity to violence – distinguished between spontaneous readiness for using violence on the one hand, and the reactive manner on the other – certainly is different from individual to individual and from group to group, nevertheless it has to be evaluated as an overall societal phenomenon. Thus, the analysis elucidates that the readiness for using violence is more widespread among the younger ones and the male respondents (hence the reservoir of recruitment for the Bundeswehr) than among the older age groups and women.

Biographic interviews then are led in the qualitative partial project with 14 violence-ready youths, in order to understand

verstehen und um unterschiedliche Typen von Gewalttätern herauszuarbeiten. Dabei konnten zwei Typen identifiziert werden: zum einen der Gewalttäter, der durch eigenes Gewalthandeln die ihm in der Vergangenheit zugefügte Gewalt zu kompensieren sucht; zum anderen der vermeintlich altruistische Gewalttäter, der vorgibt, Gewalt zum Schutz anderer einzusetzen, daraus jedoch auch Anerkennung und Selbstbestätigung zieht.

Da die Streitkräfte moderner westlicher Demokratien im Blick ihrer Gesellschaften und im Blick der öffentlichen Meinung stehen, sind sie aufgefordert, gegen das potenzielle Gewalthandeln von Soldaten vorbeugend aktiv zu werden.

Hierzu gehört zunächst das systematische Sammeln und Auswerten von Daten und Informationen, eine Aufgabe, bei der an das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr zu denken wäre. Ein Instrument der Prävention ist überdies das Verfahren der Auswahl geeigneter Bewerber und Bewerberinnen, bei dem die Wehrpsychologie gefordert ist. Daran schließen sich als weitere vorbeugende Maßnahme erhöhte Anstrengungen in der Bildungs-

background and development of violent acting and to bring out different types of violent people. Two types could be identified: on the one hand the violent acting who tries to compensate the violence done to him formerly by own violent actions, and on the other hand the presumably altruistic violent acting who pretends to use violence for protecting others but tries to find recognition and self-approval.

The armed forces of modern western democracies being in the focus of their societies and of public opinion, they are challenged to take preventive measures on this field.

First, systematic collection and evaluation of data and information, following scientific criteria, on the mentioned three spheres of violence in the military are to be counted among these measures – a task suggesting the Bundeswehr Institute of Social Sciences. Another preventive instrument is given by procedures of selecting appropriate male and female candidates for recruitment – a task challenging the Psychological Service. Further preventive measure are given by efforts on the education and training field (Innere

und Ausbildungsarbeit an (Innere Führung). Der disziplinarische, militärgerichtliche und strafrechtliche Teil darf ebenfalls nicht übersehen werden. Hier wäre daran zu denken, die bestehenden Regelwerke zu überprüfen, sie gegebenenfalls zu erweitern und bei Verstößen unverzüglich die erforderlichen Maßnahmen einzuleiten.

Allerdings werden selbst die besten Vorsorgemaßnahmen nicht verhindern können, dass in einzelnen Fällen Bundeswehrsoldaten durch Gewaltverhalten auffallen. Somit kann es also nur darum gehen, die Gewalt durch das gezielte Herbeiführen von ungünstigen Gelegenheitsstrukturen zu reduzieren. Dies wird zweifellos nicht vollständig gelingen, doch jede Reduzierung ist zu begrüßen, und sie ist nicht nur Aufgabe der Gesellschaft, sondern auch der Bundeswehr.

Führung), not to forget the disciplinary area, military and criminal courts. Here, it would be thinkable to examine and, if the necessity arises, to enlarge the current framework of regulations. In case of violations, the measures necessary are to be taken immediately.

But even the best precautionary measures will not prevent Bundeswehr soldiers in isolated cases from deviant violent acting. Thus, it can only be on to reduce the forms of deviant violence by a concerted creation of structures which are unfavorable for violence opportunities. Without any doubt, this aim is not to be completely reached – but any reduction will be welcome, and it is not only a task of the society but also of the Bundeswehr.





## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1</b>	<b>Zur Genese der Studie</b>	
	Gerhard Kümmel & Paul Klein	11
<b>2</b>	<b>Annäherungen an den Gewaltbegriff</b>	
	Gerhard Kümmel	21
<b>3</b>	<b>Aggressionstheorien</b>	
	Peter Michael Kozielski & Paul Klein	59
<b>4</b>	<b>Die Verknüpfung von quantitativer und qualitativer Sozialforschung: Zum methodischen Vorgehen</b>	
	Gerhard Kümmel	97
<b>5</b>	<b>Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung und bei Jugendlichen</b>	
	Peter Michael Kozielski & Paul Klein	109
<b>6</b>	<b>Gewalt und Biographie</b>	
	Gerhard Kümmel	179
<b>7</b>	<b>Gewalt, Gesellschaft und Bundeswehr: Was tun?</b>	
	Gerhard Kümmel & Paul Klein	327
	<b>Literatur</b>	337
	<b>Anlage</b>	
	Gewalt-Skala aus dem Fragebogen	393
	<b>Die Autoren</b>	403



## **1 Zur Genese der Studie**

*Gerhard Kümmel & Paul Klein*

Wenn man die Genese des hier behandelten Forschungsprojekts verdeutlichen möchte, muss man in das Jahr 1997 zurückgehen. Neben der Diskussion über Auslandseinsätze und die künftige Wehrstruktur der Streitkräfte und neben dem Einsatz der Bundeswehr während des Hochwassers an der Oder, welcher der Bundeswehr zu einem deutlichen Popularitätsgewinn verhalf und das Ansehen der Streitkräfte innerhalb der Gesellschaft nachhaltig verbesserte, war dieses Jahr für die Bundeswehr auch durch negative Schlagzeilen in der Presse geprägt. Die Bundeswehr, eine Einrichtung, deren *raison d'être* in letzter Konsequenz so etwas wie kontrollierte Aggressivität, also der kontrollierte Einsatz von Gewaltmitteln zur Erreichung bestimmter Ziele ist, sah sich einem Stakkato von Pressemeldungen ausgesetzt, welche die Streitkräfte insgesamt in den Ruch von Rechts extremismus und Gewalt (im Sinne gesellschaftlich geächteter, devianter Gewalt) brachten.

Mitte März 1997 griffen fünf Soldaten in Uniform in Detmold vier Ausländer mit Baseball-Schlägern und Messern an. In der ersten Juli-Woche wurden Videobänder bekannt, in denen Soldaten auf dem Truppenübungsplatz in Hammelburg Folter, Erschießungen und Vergewaltigungen nachstellten. Einen Monat später setzten Grundwehrdienstleistende in ihrer Freizeit ein Wohnheim für Asylbewerber in Brand. In der zweiten Oktober-Hälfte erfuhr die Öffentlichkeit von neuerlichen, allerdings schon 2–3 Jahre alten Videobändern, die Soldaten aus der selben Einheit in Schneeberg, die bereits im Juli auf dem Truppenübungsplatz in Hammelburg die Skandalvideos erstellt hatten, drehten und die einen rechtsextremistischen, ausländerfeindli-

chen, rassistischen und auch antisemitischen Inhalt hatten. Weitere zwei Monate später schließlich wurde der Vortrag Manfred Roeders, eines bekennenden Rechtsextremisten, an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg bekannt. In diesem Kontext erfuhr die Öffentlichkeit von materiellen Zuwendungen der Bundeswehr und des Auswärtigen Amtes an Roeders dubiose Organisation *Deutsch-Russisches Gemeinschaftswerk* (vgl. Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit 1998).

Erhebliche Teile der Bundeswehr-Öffentlichkeit, der Politik und der Gesellschaft zeigten sich schockiert und äußerten sich besorgt über den politisch-geistigen Zustand der Truppe. Im Verlauf des Jahres 1997 geriet so die Bundeswehr und mit ihr der damalige Verteidigungsminister Volker Rühle (CDU), der vehement die Einzelfall-These verfocht, in das Fadenkreuz der öffentlichen Aufmerksamkeit. Die *Süddeutsche Zeitung* druckte am 28. August 1997 ein Interview ab, in dem Volker Rühle folgende Frage gestellt wurde: „Wieso lassen Sie keine Studie innerhalb der Kasernen zu, die Aufschlüsse über rechts-extreme und gewalttätige Einstellungen erbrächte, und über die Entwicklung dieser Leute bei der Bundeswehr?“ Rühles Antwort fiel folgendermaßen aus: „Ich brauche keine abstrakte Studie, sondern Informationen in den Einzelfällen, die eine konkrete Gefahr bedeuten. Wer sie mir nicht gibt, hat die Verantwortung dafür, daß solche Leute Uniform und Waffen bekommen.“

Teile der Bundeswehr-Öffentlichkeit stellten sich offensichtlich ähnliche Fragen wie die *Süddeutsche Zeitung*. So hatte die damalige Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Claire Marienfeld, in der 62. Sitzung des Verteidigungsausschusses am 10. Juli 1997 den Auftrag erhalten, die Vorgänge auf dem Truppenübungsplatz Hammelburg zu untersuchen. Ihr Bericht, in dem eine Reihe von Faktoren benannt wurde, die zu den Vorfällen beigetragen haben, lag dem

Verteidigungsausschuss seit dem 30. September 1997 vor, und er regte die Erstellung einer wissenschaftlichen Untersuchung zu dem Thema Gewalt an, die ihr Augenmerk auf Bundeswehrosoldaten richtet (Marienfeld 1998). Wolfgang Gessenharter, Politikwissenschaftler an der Universität der Bundeswehr in Hamburg, forderte am 12. Dezember 1997 in der *ZEIT* ebenfalls „eine Studie über den geistig-politischen Zustand der Armee“. Und Christoph Bertram äußerte sich in der gleichen Ausgabe der Wochenschrift besorgt über das „System Rüge“ und führte hierzu aus: „Wenn Soldaten zu bloßen Befehlsempfängern degradiert werden, verlernen sie das Mitdenken.“ So wuchs der Druck auf den Verteidigungsminister.

Helmut Schmidt, Verteidigungsminister der sozialliberalen Koalition in den Jahren 1969–1972, erteilte Rüge schließlich in der Ausgabe der *ZEIT* vom 19. Dezember 1997 gewissermaßen einen Rat unter Kollegen: Er legte ihm in Erinnerung an seine eigene Initiative zu Beginn seiner Tätigkeit als Verteidigungsminister „die Notwendigkeit einer abermaligen Selbsterforschung unserer Armee“ ans Herz. Des Weiteren schrieb er: „Die Gesinnung der Soldaten und ihrer Offiziere und Unteroffiziere kann man nicht von oben durch Befehle, Erlasse und Dienstvorschriften regulieren. Man kann Fehlentwicklungen auch nicht unterbinden durch Denunziation und Schnüffelei zwecks anschließender Maßregelung. Sondern man braucht Vorbilder – nicht des Heldentums, sondern des Verantwortungsbewußtseins und der Zivilcourage. Zivilcourage ist in jeder notwendig auf Befehl und Gehorsam gegründeten Armee eine seltene Tugend. Deshalb müssen alle Vorgesetzten zum Dialog zwischen unten und oben ermutigt werden.“ Neben diesem Appell zu einer Demokratisierung des Miteinanders in den Streitkräften machte Schmidt aber auch eines ganz deutlich: „Nicht die Truppe ist die Quelle unserer heutigen Fehlentwicklungen, die Streitkräfte sind wesentlich von außen infiziert.“

Als habe die Bundeswehrführung die Gedankengänge des Altbundeskanzlers antizipiert, war bereits im Spätsommer 1997 ein Auftrag an das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr (SOWI) ergangen, ein Projekt über die Verbreitung von Gewalt in der Gesellschaft und die Ursachen von Gewalt zu konzipieren. Die Intention des Bundesministeriums der Verteidigung (BMVg) war es also, sich zunächst ein Bild über das Problem in der Gesellschaft zu machen. Denn das Problem stellte sich aus der Sicht der Bundeswehrführung vor allem als eines der Grundwehrdienstleistenden dar. Wie Rudolf von Hoegen, Präsident des Amtes für den Militärischen Abschirmdienst (MAD), später als Sachverständiger eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses ausführte, setzte sich der untersuchte Kreis rechtsextremistischer Vorfälle im Jahr 1997 zu mehr als 85 Prozent aus Wehrpflichtigen zusammen; rund 13 Prozent waren Soldaten auf Zeit (8,6 Prozent Mannschaftsdienstgrade, 4,1 Prozent Unteroffiziere und 0,75 Prozent Offiziere); Berufssoldaten fanden sich nicht in dieser Personengruppe. 81 Prozent der Vorfälle wurden im Heer, 15 Prozent in der Luftwaffe und 4 Prozent bei der Marine registriert. (Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit 1998: 22f.; vgl. nun auch Gareis/Kozielski/Kratschmar 2001)

Parallel zu der Entscheidung, die Untersuchung auf der Ebene der Gesellschaft anzusiedeln, erfolgte eine thematische Verbreiterung, nach der die Rechtsextremismus-Problematik in der allgemeineren Thematik Gewalt aufging. Denn vielleicht mehr noch als Rechtsextremismus beschäftigte der Themenkomplex Gewalt und insbesondere der Bereich Jugend und Gewalt die Gesellschaft und die Streitkräfte. Bezüglich dieser Altersgruppe in der Phase der Adoleszenz hat sich in der jüngeren Vergangenheit offenbar der Eindruck einer besonderen Zunahme des Gewalt-Phänomens verfestigt. Dies scheint im Allgemeinen vor allem deswegen als besorgniserregend und alarmierend gewertet zu werden, weil die Gesellschaft in der Jugend den Entwurf

und das Bild ihrer eigenen Zukunft erblickt. Die gesellschaftliche Perzeption der (Jugend-)Gewalt kann dabei in einer ersten Annäherung prinzipiell zwei Ausprägungen haben:

- 1) (Jugend-)Gewalt wird der Anzahl der Taten entsprechend und somit adäquat wahrgenommen.
- 2) Perzeption und Anzahl der Taten fallen auseinander. Hier sind zwei Varianten zu unterscheiden:
  - a) die Öffentlichkeit nimmt nur einen Ausschnitt des tatsächlichen Ausmaßes wahr und verkennt die wahre Dimension des Problems; und
  - b) (Jugend-)Gewalt wird im Vergleich zu ihrem realen Umfang in ihrer Bedeutung überschätzt.

Aufschlussreich könnte bei der Beantwortung dieser Frage der Vergleich zu anderen Bereichen wie etwa der Kriminalität sein. So ließe sich beispielsweise vermuten, dass mit Blick auf Wirtschaftskriminalität ein Bild entsteht, wonach der durch Wirtschaftsdelikte entstandene materielle Schaden die materiellen Folgen der Jugendkriminalität oder -gewalt bei weitem übersteigt, die Wirtschaftskriminalität jedoch häufig als Kavaliersdelikt behandelt und geahndet wird, während Jugendkriminalität/-gewalt einer nicht ganz stimmigen oder gar einer unangemessenen Dramatisierung unterliegt. Diese Dramatisierung wird wiederum von großen Teilen der Medien befördert. Aus diesem Grund könnte man vermuten, dass eine unterschätzende Wahrnehmung in der Gesellschaft eher unwahrscheinlich ist und stattdessen eine eher realitätsadäquate oder, vielleicht noch wahrscheinlicher, eine überschätzende Problemprezeption vorherrscht.

Die Zunahme von Gewalt wird im Sinne einer sozialen Konstruktion der Wirklichkeit offensichtlich als tatsächlich existierendes soziales Phänomen begriffen. Und bei der Erscheinungsform der Jugendgewalt

wird kollektiv – eventuell willkürlich (vgl. Uske 1998) – ein relevanter Zusammenhang zwischen Jugend und Gewalt, also zwischen dem Alter einer Bevölkerungsgruppe und einem bestimmten Sozialverhalten konstruiert. Wenn diese Vermutung stimmt und Gewalt/Jugendgewalt für die Gesellschaft ein immer wieder aktuelles und brisantes Thema ist, dann kann man auch annehmen, dass dieser Themenkomplex für die Bundeswehr ebenfalls von hochrangiger und unmittelbarer Bedeutung ist. Und tatsächlich ergab eine im Sinne einer explorativen Vorstudie verstandene Auswertung der auf den Themenkomplex der Gewalt bezogenen Fragen der SOWI-Bevölkerungsumfrage des Jahres 1997, dass die deutsche Bevölkerung Jugendgewalt als ein gesellschaftliches Problem wahrnahm, das an Bedeutung gewonnen hat. Es existierten Alltagstheorien, die zur Erklärung des Phänomens Jugendgewalt dienten. Darüber hinaus stellte ein relativ großer Teil der Befragten (über ein Drittel) eine Verbindung zwischen jugendlicher Gewalt und der Bundeswehr her. Damit wurde nicht nur ein Zusammenhang zwischen Jugendlichen und Gewalt kollektiv konstruiert und problematisiert, sondern auch eine Verbindung zwischen gewaltbereiten/gewalttätigen Jugendlichen und der Bundeswehr. Dies schlug sich auch in den Ansichten zur Sozialisationsfunktion der Streitkräfte nieder. Danach schrieben bedeutende Teile der gesellschaftlichen Öffentlichkeit der Bundeswehr hier Erziehungsaufgaben zu (Kümmel/Spangenberg 1998).

Die Analyse von Gewalt in der Gesellschaft und ihrer Folgewirkungen für die Bundeswehr wie auch die Entwicklung von Handlungsoptionen und Möglichkeiten zur Gegensteuerung, von Wegen aus der Gewalt konstituiert ein wichtiges Erkenntnisinteresse für die Bundeswehr. Da die Streitkräfte in die Gesellschaft eingebettet sind, sie sich aus ihr rekrutieren, die Bundeswehr eine gesellschaftliche Institution ist und Militär und Gesellschaft in vielfältiger Weise miteinander verknüpft sind, können Entwicklungen in der Gesellschaft und gesell-



schaftlicher Wandel die Streitkräfte nicht unberührt lassen. Gesamtgesellschaftliche Veränderungen wie etwa Individualisierungsprozesse mit der Folge einer nachhaltigen Verunsicherung, die deutsche Vereinigung, der Übergang von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft und makrosoziale Bedrohungsperzeptionen, aber eben auch Änderungen in den Einstellungen und Verhaltensweisen zu Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Extremismus haben zwangsläufig Auswirkungen auf das Militär, das sich diesen Entwicklungen gegenüber nicht hermetisch abschotten kann. In besonderem Maße gilt dies nun für Verhaltensweisen, Entwicklungen und Veränderungen, die sich bei Jugendlichen beobachten lassen. Denn viele der (männlichen) Jugendlichen von heute werden morgen als Zeit- und Berufssoldaten oder als Grundwehrdienstleistende in der Bundeswehr präsent sein. Gewaltförmiges Verhalten von Bundeswehrangehörigen in Zivilkleidung oder sogar in Uniform könnte Heinz-Ulrich Kohr (1993) zufolge künftig sogar noch zunehmen.

Dies zusammengenommen führte nun dazu, dass zu Beginn des Jahres 1998 die Aufforderung des BMVg an das SOWI erging, ein Projekt unter dem Arbeitstitel *Die gewalttätige Gesellschaft. Auswirkungen auf und Handlungsmöglichkeiten für die Bundeswehr* durchzuführen. Im Sinne eines Methoden-Mixes werden in diesem Projekt quantitative und qualitative Verfahren miteinander verknüpft. In dem quantitativen Teilprojekt soll basierend auf der Analyse des Antwortverhaltens insbesondere zu der Gewalt-Skala aus der SOWI-Bevölkerungsumfrage 1998 so etwas wie eine Verteilung von Gewaltbereitschaft in der gesamten Bevölkerung ermittelt werden. In dem qualitativen Teilprojekt wird anhand einer Befragung von Jugendlichen mittels biographischer Interviews versucht (1) zu verstehen, wie es zu gewalthaftem Handeln kommt, und (2) die Mechanismen, die in solchen Prozessen wirken, aufzuspüren.

Der hier vorliegende Abschlussbericht beginnt nach dieser kurzen Einleitung zunächst mit einem Kapitel, das den Diskurs über Gewalt analysiert, um sich dem Begriff der Gewalt zu nähern und ein Verständnis von seinem Inhalt zu entwickeln. Es folgt ein Kapitel, in dem verschiedene psychologische Ansätze zur Annäherung an den verwandten Begriff der Aggression vorgestellt werden. Daran schließt sich ein kurzes Kapitel an, das den generellen methodischen Ansatz, den Methoden-Mix, erläutert. Das fünfte und sechste Kapitel dienen sodann der Darstellung der empirischen Ergebnisse.

Den Anfang macht der quantitative Pfeiler der Projekts. Nach einer Vorstellung des für dieses Teilprojekt gewählten methodischen Ansatzes folgt die Analyse der empirischen Daten. Der quantitative Teil wird sich nur rudimentär mit Viktimisierungserfahrungen und hauptsächlich mit Gewaltbereitschaft beschäftigen. Er erörtert nicht das eigentliche Gewalthandeln. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig und kann gar nicht genug betont werden. Zu dieser Differenzierung sei der Bericht der Gewaltkommission (siehe S. 22) zitiert: „Gewaltbereitschaft ist eine *Einstellung*. Sie bezeichnet die Neigung von Personen, unter jeweils näher zu beschreibenden Umständen für die Erreichung ihrer Ziele Gewalt einzusetzen. Die Einstellungsforschung lehrt, daß keine sehr enge Beziehung zwischen der Einstellung zu einem Verhalten und dem Verhalten selbst besteht. Daraus ergibt sich: Erstens kann nicht von einer selbstverständlichen Gleichsetzung von Gewaltbereitschaft und Gewaltverhalten ausgegangen werden. Zweitens weist die Differenz zwischen beiden auf wichtige intervenierende Faktoren hin, die ein eigenständiges Untersuchungsfeld darstellen. Und drittens ist die Analyse auch von Gewaltbereitschaft insofern von außerordentlicher Bedeutung, weil auf diese Weise ein Einblick in das gesamtgesellschaftliche Gewalklima eröffnet wird.“ (Schwind et al. 1990: 46)

Für den qualitativen Pfeiler wird ebenfalls zuerst eine Vorstellung des methodischen Ansatzes vorgenommen, bevor im Anschluss daran die Analyse der Interviews präsentiert wird. Der qualitative Teil wird hauptsächlich nach dem – im verstehenden Sinne gemeinten – Wie und Warum der Gewaltaktion fragen und sich dabei auf die Personen konzentrieren, die Gewalt zufügen. Und die Analyse mag in mancherlei Hinsicht auch Aufschluss in die Opfer-Perspektive geben, denn Täter-Sein und Opfer-Sein können sich auf verschlungenen Wegen in einer Biographie miteinander verbinden.

Den Abschluss bilden schließlich Überlegungen und Empfehlungen zu der Frage, wie die Bundeswehr als eine Organisation der Gewaltanwendung mit deviantem Gewalthandeln umgehen kann und welche Handlungsmöglichkeiten ihr zur Verfügung stehen. Dahinter steht die Überzeugung, dass die „Fähigkeit einer Gesellschaft [und mit ihr der gesellschaftlichen Institutionen], auf sich selbst einzuwirken, (...) enorm gestiegen“ ist (Touraine 1976: 11f.) und dass sie sich dazu „ihrer Kreativität, ihrer Zwänge (...) und ihres Vermögens, sich zu verändern, bewusst werde“. (Touraine 1976: 241) Noch ein letzter Hinweis: Sämtliche in den einzelnen Kapiteln verwendete Literatur findet sich in dem Literaturverzeichnis am Ende.



## 2 Annäherungen an den Gewaltbegriff

*Gerhard Kümmel*

Gewalt ist ein eigentümlicher Begriff und ein bizarres Phänomen. Diese Einschätzung beruht darauf, dass Gewalt überaus zahlreiche Facetten hat, in verschiedenen Formen in den unterschiedlichsten Bereichen und Dimensionen menschlichen Zusammenlebens anzutreffen ist und in diesen verschiedenen Kontexten differierende Bedeutungen haben kann. Die „Mehrsinnigkeit“ (Neidhart 1986: 114) von Gewalt macht deren Analyse sperrig, so dass hier mehrere Schneisen in das Dickicht der Gewaltproblematik geschlagen werden, um sich dem Begriff Gewalt anzunähern und ihn gewissermaßen einzukreisen.

### 2.1 Potestas und Violentia: legitime und illegitime Gewalt

Gewalt im Deutschen umfasst zunächst das, was in der lateinischen Sprache mit dem Wort *violentia* angezeigt wird. Gewalt in diesem Sinne „verletzt und zerstört, bringt Unordnung und Leid“, so die Formulierung bei Rolf Peter Sieferle (1998: 10). *Violentia* kann infolge des in ihr wohnenden Chaos-Potenzials als eine nachhaltige Gefahr für ein soziales Zusammenleben in politischen Gemeinschaften verstanden werden. In diesem Kontext ist es keineswegs überraschend, dass Gewalt eine Thematik ist, mit der sich selbst Regierungen immer wieder auseinandergesetzt haben. Die vergangenen 30–40 Jahre unseres Jahrhunderts legen Zeugnis davon ab. In den 60er Jahren wurde beispielsweise in den USA die *Violence Commission* einberufen (Schneider 1990a); in den 70er Jahren folgte sodann die Kommission *Réponses à la Violence* in Frankreich (Hobe 1990). Und in den 80er Jahren häuft sich schließlich die Einsetzung von Regierungskommis-

sionen zur Gewaltproblematik. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, sei an Folgendes erinnert:

- vor dem Hintergrund von Jugendunruhen in mehreren britischen Städten zu Anfang der 80er Jahre werden von der Regierung Thatcher mehrere Studien in Auftrag gegeben und einige Untersuchungskommissionen einberufen, von denen die Kommission unter dem Vorsitz von Richter Lord Scarman die wohl bekannteste ist (Eckert/Willems/Wolf 1990);
- im April 1986 setzt das Justizministerium Neuseelands das *Ministerial Committee of Inquiry into Violence* ein (Schneider 1990b);
- im Dezember 1987 beruft die deutsche Bundesregierung eine *Unabhängige Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt*, kurz *Gewaltkommission* genannt (Schwind et al. 1990);
- im Oktober 1988 setzt das australische Justizministerium das *National Committee on Violence* ein;
- im Frühjahr 1989 ernennt der amerikanische Nationale Forschungsrat ein *Panel on the Understanding and Control of Violent Behavior*.

Sodann erscheint Ende 1990 der Abschlussbericht der bayrischen Gewaltkommission (Rolinski/Eibl-Eibesfeldt 1990), und auch die Schweizer beschäftigen sich in der zweiten Hälfte der 90er Jahre mit diesem Problemfeld (Eisner 1997; Eisner/Manzoni 1998). Den verschiedenen Untersuchungskommissionen ist gemeinsam, dass sie den Gewaltbegriff von einem spezifischen Ausgangspunkt aus deuten. Diese Prämisse findet sich in dem Bericht der deutschen Gewaltkommission in folgender Formulierung: „Der Gewaltbegriff soll aus der Sicht des staatlichen Gewaltmonopols bestimmt werden.“ (Schwind et al. 1990: 38) Berechtigt zur Gewaltanwendung sind allein der Staat

und seine Agenturen; wenden nicht-staatliche Akteure Gewalt an, wird dies in erster Linie als staatliches Ordnungsproblem begriffen (Nedelmann 1997: 62). Die Unterscheidung, die in diesen Worten zum Ausdruck kommt, ist die zwischen legitimer und illegitimer Gewalt, und sie bedeutet nichts anderes als einen normativen Zugang zur Gewaltthematik.

Die legitime Gewaltanwendung, die beim Staat liegt, wird im Lateinischen mit dem Terminus *potestas* angezeigt. „Gewalt als *potestas* ordnet und reguliert, balanciert und ermöglicht so eine Herrschaft des Rechts.“ (Sieferle 1998: 10) Formen solch legitimer Gewaltanwendung richten sich zum einen als organisierte Gewalt im Falle zwischenstaatlicher Kriege nach außen und zielen darauf ab, die Souveränität eines Staates zu behaupten.<sup>1</sup> Zum anderen wenden sie sich nach innen und finden sich hier etwa in der Form von Sanktionen und in den Bereichen der Justiz und des Strafrechts (vgl. auch Durkheim 1977; Foucault 1977), wobei die Todesstrafe in einer ganzen Reihe von Ländern den Kulminationspunkt darstellt. Mit diesen Mitteln versucht der Staat, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten und die Mitglieder eines Gemeinwesens zur Beachtung und Befolgung von Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu bringen. Gewalt

---

<sup>1</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass diese Funktion auch eine nach innen gerichtete Wirkung hat. Anthony Giddens (1985: 182) hat dies einmal wie folgt formuliert: „A final characteristics of internal pacification is (...) a concentration of military power pointing outwards towards other states in the nation-state system.“

wird damit zu einem festen Bestandteil des Themenfeldes von Macht und Herrschaft.<sup>2</sup>

In der Soziologie findet sich eine solche Sichtweise der Verknüpfung von Gewalt mit Macht und Herrschaft bereits in den Arbeiten von Georg Simmel (1968). Noch bekannter ist hier jedoch die Herrschaftssoziologie Max Webers, in deren Zentrum das Gewaltmonopol moderner Staaten steht. Gewaltsamkeit, so betont Weber (1972: 30), sei für das „Wesen“ jedes politischen Verbandes „unentbehrlich“. In der Moderne werde Gewalt als Herrschaftsmittel durch die Rationalisierung von Herrschaft eingeschränkt, ein Prozess, mit dem Weber insbesondere bürokratische Verfahrensweisen und deren Verbreitung meint. Unter bestimmten Voraussetzungen und in bestimmten Kontexten kann demnach Gewalt berechtigt sein. Man darf sogar vermuten, dass gesellschaftliches Zusammenleben ohne jegliche Strukturen der Herrschaft und damit der Gewalt – auch in der modernen Gesellschaft der Gegenwart und der Zukunft – schlichtweg unmöglich und deswegen normal ist. Gewalt ist also eine anthropologisch-gesellschaftliche Konstante und hat auch unter Gesichtspunkten der sozialen Funktionalität ihre normative Daseinsberechtigung. „Keine mensch-

---

<sup>2</sup> In einem wunderbaren Bild hat Elias Canetti den Unterschied von Gewalt und Macht an dem Beispiel des Verhältnisses zwischen Katze und Maus verdeutlicht. Weil es seinen Gegenstand so trefflich auf den Punkt bringt, sei es hier in Gänze zitiert: „Die Maus, einmal gefangen, ist in der Gewalt der Katze. Sie hat sie ergriffen, sie hält sie gepackt, sie wird sie töten. Aber sobald sie mit ihr zu *spielen* beginnt, kommt etwas Neues dazu. Sie läßt sie los und erlaubt ihr, ein Stück weiterzulaufen. Kaum hat die Maus ihr den Rücken gekehrt und läuft, ist sie nicht mehr in ihrer Gewalt. Wohl aber steht es in der *Macht* der Katze, sie sich zurückzuholen. Läßt sie sie ganz laufen, so hat sie sie auch aus ihrem Machtbereich entlassen. Bis zum Punkte aber, wo sie ihr sicher erreichbar ist, bleibt sie in ihrer Macht. Den Raum, den die Katze überschattet, die Augenblicke der Hoffnung, die sie der Maus läßt, aber unter genauester Bewachung, ohne daß sie ihr Interesse an ihr und ihrer Zerstörung verliert, das alles zusammen, Raum, Hoffnung, Bewachung und Zerstörungs-Interesse, könnte man als den eigentlichen Leib der Macht oder einfach als die Macht selbst bezeichnen.“ (Canetti 1980: 313)



liche Gesellschaft kann letztlich dem Paradox entgehen, daß sie mit Gewaltanwendung gewaltlose [besser: weniger gewaltbesetzte] Zustände herbeiführen möchte.“ (Hugger 1995a: 22; vgl. auch Lindenberger/Lüdtke 1995: 16)

Fehlt dieses Gebilde des staatlichen Gewaltmonopols, dann existieren quasi-anarchische Räume, die andere Akteure, häufig in intensiver Konkurrenz, strukturbildend auszufüllen suchen. Die Figur des Caudillo im Lateinamerika des 19. Jahrhunderts wäre ein Beispiel (Riekenberg 1998), mafiöse Strukturen wären ein anderes (Krasmann 1997). In diesen sogenannten ‚gewaltoffenen Räumen‘ wird Gewalt und die Bereitschaft, sie einzusetzen, häufig zu einer zweckrationalen Frage des Überlebens. In jedem Fall ist Gewalt dann jedoch eine hochprofitable Handlungsform (Elwert 1997). Dies gilt auch in soziopolitischen Gebilden, die einem Erosionsprozess unterliegen. Man denke nur an die Warlords in Somalia. Sodann gilt Kolumbien derzeit als ein Land, das einen Prozess der „Enttabuisierung und Profanisierung der Gewalt“ erlebt. Gewalt wird hier alltäglich, und der Pegel der Gewalt steigt unaufhörlich (vgl. Waldmann 1997).

Daraus lässt sich ableiten, dass die Angst vor Gewalt und konkrete Gewalterfahrungen in der Geschichte der Menschheit der Anlass von Vergesellschaftung sind. Vertreter der Historischen Soziologie wie etwa Charles Tilly (1985) beschreiben den Prozess der Staatsbildung demzufolge auch als gewalthaftes Handeln vergleichbar der organisierten Kriminalität.<sup>3</sup> Gleichzeitig überwindet die so gewonnene Ordnung die Gewalt nicht, sondern sie produziert neue – ein unauflösliches Dilemma (Sofsky 1996: 10). Die Vorstellung einer gewaltlosen und -freien Gesellschaft muss folglich in das Reich der Utopie

---

<sup>3</sup> Auch Anthony Giddens (1985) betont das Moment der Gewaltförmigkeit bei der Herausbildung von Staaten.

verwiesen werden, wenngleich „Gewaltfreiheit“ als „regulative Idee“ nicht verworfen werden sollte, mit anderen Worten sie ist ein „Ziel, das angesichts widerstreitender Evidenz nicht aufgegeben werden sollte“. (Sieferle 1998: 17)

Darüber, dass im Prozess der Vergesellschaftung Gewalt quasi mit Gewalt bekämpft wird und daraus eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung erwächst, können in den Gesellschaften heftige Konflikte entstehen, die bisweilen an den Grundfesten dieser sozialen Ordnung rütteln. In aller Regel sehen sich gesellschaftliche Kräfte und Gruppierungen, die sich gegen das staatliche Gewaltmonopol stellen und es in Frage stellen, dem Vorwurf unrechtmäßigen, illegalen und illegitimen Verhaltens ausgesetzt. Hier entfaltet sich allerdings ein Mechanismus, den Paul Hugger pointiert beschrieben hat. Seinen Worten zufolge hat Gewalt „die Tendenz, das Unrecht auf den anderen zu projizieren, um so eine Legitimation für das gewaltmäßige Vorgehen zu erhalten“. (Hugger 1995a: 26) Was gut und was böse ist, was illegitime und was legitime Gewalt ist, liegt demzufolge im Auge des Betrachters. Das Urteil ist sozial konstruiert. Wenn diese gesellschaftlichen Kräfte also zu Gewaltmitteln greifen, um ihre Ziele durchzusetzen, d. h. um eine gegebene soziale Ordnung zu überwinden, bemühen sie sich um eine Rechtfertigung. Gewalt aus ihrer Sicht ist dann keine illegitime, sondern eine legitime und sogar notwendige Form von Gewalt im Sinne von Gegengewalt, da „Gewalt als Werkzeug des Sozialwandels eine eigenständige Vernünftigkeit besitzt“. (Papcke 1973: 14)

In diesem Geschäft der Gegenüberstellung von progressiver und reaktionärer Gewalt sind indes der Verklärung keine Grenzen gesetzt. Erinnert sei in diesem Zusammenhang etwa an George Sorels Mythologisierung des Generalstreiks und die damit verbundene Apologie der Gewalt. Auch im politischen Extremismus und Terrorismus (vgl. etwa die Beiträge in Waldmann 1993) zeigt sich ein Mechanismus,

durch den Gewalthandlungen uminterpretiert und neudefiniert werden. Sie erhalten dann etwas Heroisches, sie erfahren gleichsam eine Ästhetisierung und werden dadurch in gewissem Sinne auch verharmlost. Die Studie von Jürgen Friedrichs über eine gewaltförmig-militante Tierschutz-Bewegung legt ähnliche Prozesse offen (Friedrichs 1997).

## **2.2 Der Zivilisationsprozess – ein Mythos?**

Gemeinsam ist denjenigen, die im Besitze des staatlichen Gewaltmonopols sind, und denjenigen, die es in der existierenden Form zu überwinden trachten, dass sie sich häufig quasi als Vollstrecker einer historischen Mission betrachten. Im Anschluss an die Pazifizierungsvorstellungen der frühen Neuzeit und insbesondere der Aufklärung im 18. Jahrhundert sehen beide in ihrem Streben nach Macht und Herrschaft einen Beitrag, den dunklen Seiten der Gewalt in der Moderne durch Vernunft und Rationalität Herr werden zu können. Emile Durkheim (1977) trug in seiner Schrift über die Teilung der sozialen Arbeit diese optimistische evolutionstheoretische Perspektive eindrucksvoll vor, und dieser Glaube an den friedlichen Charakter der Moderne begleitete auch den soziologischen Positivismus in der Nachfolge von Auguste Comte. Die Aufklärung, der Prozess der Verwissenschaftlichung und die wachsende soziale Differenzierung infolge der Entwicklung der modernen Industriegesellschaft lassen dieser Lesart zufolge die Gewalt in den interpersonalen Beziehungen zunehmend zurücktreten.

Vielleicht am prägnantesten wurde diese Annahme von Norbert Elias vorgetragen. Er entwickelte in seiner erstmals 1936 erschienenen Studie über den *Prozeß der Zivilisation* am Beispiel (und Vorbild) der westlichen Staats- und Gesellschaftsentwicklung den Gedanken, dass

sich die Menschheit humanisiert und zivilisiert und dass damit eine Kontrolle der Affekte und eine Domestizierung der Gewalt einhergehen. Im Zivilisationsprozess wird die Gewalt im gesellschaftlichen Umgang und vor allem im Verhältnis zwischen staatlicher Zentralgewalt und den Bürgern zurückgedrängt. (Elias 1976) Elias hat sich auch bemüht nachzuweisen, dass der Sport eine deutliche Tendenz zu weiterer, kumulativer Gewaltvermeidung hat und Ausdruck der wachsenden Internalisierung zivilisierender Fremdwänge ist (Elias/Dunning 1983).

In derartigen Überlegungen zeigt sich indes der „Mythos einer eindimensionalen ‚Rationalisierung‘“ (Lindenberger/Lüdtke 1995: 17), also ein Aufklärungs- und Fortschrittsmythos, so dass Hans Peter Duerr seiner monumentalen dreibändigen Replik auf Norbert Elias den Titel *Der Mythos vom Zivilisationsprozeß* gegeben hat (Duerr 1988–1993). Man muss gar nicht weit in die Geschichte zurückgehen, um festzustellen, dass Gewalt auch in modernen Gesellschaften über verschiedene Kulturen hinweg immer noch soziale Realität ist und in vielen Bereichen eine regelrechte Perfektionierung und Technisierung der Gewaltanwendung stattgefunden hat. Das reicht von dem in industrieller Manier betriebenen Völkermord der Nationalsozialisten im Holocaust bis hin zu den Foltermethoden der Gegenwart. Zivilisation/Aufklärung und Gewalt/Barbarei sind ko-präsent; die Aufklärung, so in Anlehnung an Max Horkheimer und Theodor Adorno (1981) ist gegen Rückfälle in die Barbarei eben nicht gefeit. Gewalt ist gleichsam eine normale Pathologie jeglicher, also auch moderner Gesellschaften.

Die Ambivalenz, Zwiespältigkeit und Zweideutigkeit der Aufklärung zeigt sich beispielsweise im Strafrecht. Klaus Eder (1986: 257) etwa schreibt: „Der aufklärerischen Intention einer ‚Rationalisierung‘ des Strafens ist es ergangen wie vielen anderen aufklärerischen Intentio-

nen auch: sie hat das Potential der Herrschaft von Menschen über Menschen im gleichen Maße gesteigert wie sie das Potenzial von Herrschaftsabbau erhöht hat. (...) Das Humane, das den aufgeklärten Strafen zugeschrieben wird, sperrt sich nicht ‚von selbst‘ der strategischen Verwendung. Damit wird eine optimistische Fortschrittsgeschichte aufklärerisch motivierter Strafrechtsentwicklung problematisch.“ Noch ausgeprägter findet sich dieser Skeptizismus in dem ethno-psychoanalytischen Fragment von Mario Erdheim (1987: 165): „Wir möchten an der Gewalt, deren Effizienz wir an uns selber erfahren haben, teilhaben, nicht als Opfer, sondern als Täter. Dieser Mechanismus erweist sich als so stark, daß er auch gesellschaftliche Bewegungen dazu bringt, erneut das aufzurichten, was sie einst gestürzt hatten.“

Der Glaube an die Zivilisation, „in dem sich die Moderne selbst anbetet“ (Sofsky 1996: 228), ist ein eurozentrischer zivilisations- und entwicklungstheoretischer Mythos, weil es ihm nicht gelingt, „ein früheres ‚Mehr‘ von einem heutigen ‚Weniger‘ an Gewalt eindeutig [zu] unterscheiden“. So zerrinnen denn „jene Gewißheiten, denen zufolge die europäische Moderne mit einem allmählichen Übergang zur Gewaltvermeidung, wenn nicht Gewaltfreiheit gleichgesetzt wird“. (Lindenberger/Lüdtke 1995: Zitate 19, 30) Zwar fällt es unheimlich schwer, sich von solchen durchaus liebgewordenen Vorstellungen zu verabschieden, doch ist es für eine saubere Analyse unerlässlich, Hypothesen für die Entwicklung des Gewaltpegels in der Menschheitsgeschichte zu entwickeln. Rolf Peter Sieferle (1998: 13) benennt „drei Möglichkeiten einer zeitlich-historischen Veränderung des Gewaltniveaus:

1. Das Ausmaß von Gewalt bzw. Gewalttätigkeit bleibt historisch konstant.

2. Es gibt eine historische Tendenz zur Abnahme (Zivilisierung) oder Zunahme (Barbarisierung) von Gewalt.
3. Es gibt Veränderungen im Gewaltniveau, doch haben diese keine eindeutige Tendenz, sondern es handelt sich um einen richtungslosen Wandel der Formen.“

### **2.3 Ubiquitäre, allgegenwärtige Gewalt**

Die Archäologie und die Zeugnisse untergegangener Kulturen, die sie zutage fördert, scheinen eher in die Richtung der dritten Verlaufsmöglichkeit zu deuten. So finden sich etwa im Alten Orient auf einer Vielzahl von Kulturgütern und Bildträgern Abbildungen von Gewalt-handlungen, die in dem Bereich des Mythos und der Götterwelt wie auch in der Realwelt angesiedelt sind und als gesellschaftlich wertsetzendes und -stabilisierendes Herrschaftsinstrument und als Herrschaftsideologie verwendet wurden (Heinz 1997). Gerade in Gesellschaften, in denen allgemein verbindliche Entscheidungen auf der Grundlage von hierarchisch-autoritären Strukturen getroffen wurden, ist auf diesen Bildträgern häufig der Typus des Herrschers zu sehen, der seine Feinde zertritt, wobei ganz deutlich das Stereotyp vom Feind als einem minderwertigen Barbaren (Dehumanisierung des Gegners) transportiert wird. In solchen Abbildungen sahen etwa die Zeitgenossen des römischen Kaisers Hadrian „ein Zeichen seiner Unbesiegbarkheit und damit ein auch moralisch völlig unproblematisches Symbol für Sicherheit und Ordnung im Reich“. (Zanker 1998: 53) Im antiken Griechenland vermittelten demgegenüber die Gesänge Homers das Bild des heroischen Einzelkämpfers als Identifikationsmuster für den Bürger der Polis. Die Vorstellung von einem Barbar war folglich eine ganz andere. Während die griechische Polis den Feind als einen gleichwertigen Gegner für den formvollendeten Kampf benötigte, herrschte bei den Römern die Denkfigur des minderwertigen Feindes

vor. Sie unterlag überdies den Spielen und Gladiatoren-Kämpfen in der römischen Arena, die im Übrigen auch als Ort von Abschreckung, Vergeltung, Bestrafung und Wiederherstellung der Ordnung angesehen werden muss. Hier wurden Menschen als Nicht-Menschen betrachtet (vgl. Zanker 1998).

Weitere Beispiele für das Gewaltpotenzial von Gesellschaften und Kulturen in unterschiedlichen historischen Epochen ließen sich anführen. So scheinen verschiedene alltagsgeschichtliche Rekonstruktionen ebenso wie die archäologischen Befunde die dritte Verlaufsmöglichkeit als die wahrscheinlichere herauszuarbeiten. Beispielsweise kann die Untersuchung von Chesnais (1982) zur Geschichte der Gewalt als Beleg hierfür herangezogen werden. Weitere sozialhistorische Studien zur frühen Neuzeit etwa beleuchten neben den Gewaltstrukturen in der bäuerlichen Lebenswelt auch solche im Handwerk, insbesondere im Gesellenwesen, aber auch in der Studentenschaft. Handgreiflichkeiten und Gewalt finden sich sodann in Untersuchungen zur Arbeiterkultur und zum proletarischen Milieu. Während diese – eher direkten und manifesten – Formen der Gewalt in aller Regel eine männliche Domäne waren, unterstreichen weitere geschichtswissenschaftliche Arbeiten, wie etwa die von Rebekka Habermas (1992) über die Unterschichten im Frankfurt des 17. Jahrhunderts, dass Frauen keineswegs durchgängig friedfertig waren und ihnen nicht nur die Opfer-Rolle zufiel, sondern dass auch sie Gewalt erfolgreich anwendeten und dabei unter anderem etwa auch zu Formen der verbalen Gewalt wie Klatsch und Intrige griffen.<sup>4</sup> Die Zeit des Nationalsozialismus belegt noch weitaus drastischere Formen einer gleichsam ‚negativen Eman-

---

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die beinahe schon programmatische Aussage in dem Buchtitel von Hanna Hacker (1998): *Gewalt ist: keine Frau*. Siehe zum Themenkomplex Frauen und Gewalt auch die Beiträge in Tillner 1994 und in Möller 1996; ferner Heyne 1996; Siller 1997; Böttger 1998: 323–340; Hacker 1998: 229–278 und Silkenbeumer 2000.

zipation‘ von Frauen, denn sie wurden hier ebenfalls zu Täterinnen (Ebbinghaus 1987). Zu welchen Grausamkeiten auch Frauen fähig sind, wurde schließlich Mitte September 1999 deutlich, als ein etwa 100 Frauen umfassendes Kommando der Befreiungstiger Tamil Eelam, die sogenannten *Vögel der Freiheit*, in drei Dörfern im Südosten Sri Lankas mit Macheten und Äxten 61 Menschen, darunter Kinder und Frauen, massakrierten.

Gewalt von Menschen an Menschen zerstörte viele(s), und sie zerstört immer noch viele(s); sie kann ganze Gesellschaften vernichten und besitzt darüber hinaus sogar das Potenzial, alles auszulöschen. Denn mit den modernen Massenvernichtungswaffen des 20. Jahrhunderts besteht erstmals die Möglichkeit einer Vernichtung der Menschheit durch Menschenhand. Doch nicht nur in globaler Perspektive, sondern auch im Mikrokosmos von Gesellschaften drängt sich der Eindruck einer Allgegenwart (Ubiquität) von Gewalt auf. Man kann beispielsweise fragen, ob die Bandenkriege, Schlägertrupps, Straßengangs und Hooligans von heute etwas grundsätzlich Neues darstellen. (Hugger 1995b: 60) Auch ähneln die französischen Vorstädte, die vergleichbar mit den Innenstädten der Vereinigten Staaten sind, den Orten der sozialen Ausgrenzung in den vergangenen Jahrhunderten und den Gebieten der ‚gefährlichen Klassen‘ des 19. Jahrhunderts (Dubet 1997: 221). Ein Blick in die Tageszeitung oder das Fernsehen bezeugt die Allgegenwart von Gewalt, und Bestätigung erhält dies häufig durch persönliche Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld. Gewalt im allgemeinsten Sinne ist „augenfällig“ (Mansel/Hurrelmann 1998: 79) und tritt uns in modernen Gesellschaften in unterschiedlichen Formen in den folgenden, sich teilweise überschneidenden Bereichen entgegen:



- im sozialen Nahraum, d. h. der Zweier-Beziehung, in der Familie und im Bekanntenkreis;<sup>5</sup>
- im Geschlechterverhältnis;<sup>6</sup>
- im Kindergarten;<sup>7</sup>
- in der Schule;<sup>8</sup>
- in der Adoleszenz und hier besonders in Jugendcliquen;<sup>9</sup>
- im Sport;<sup>10</sup>
- im Straßenverkehr;<sup>11</sup>
- in städtischer Architektur und Geographie;<sup>12</sup>
- in den Medien und den modernen Kommunikationsmitteln wie Videospiele und Internet;<sup>13</sup>

---

<sup>5</sup> Wahl 1990; Cirillo/Di Blasio 1992; Corbin 1992; Gödtel 1992; Papesch 1993; Amelang/Krüger 1995; Godenzi 1996; Zeltner 1996; de Mause 1980.

<sup>6</sup> Vgl. die Beiträge in: Corbin 1992; Harvey/Gow 1994; Heiliger/Engelfried 1995; Dröge-Modelmog/Mergner 1998; Heiliger 2000; immer wieder lesenswert auch die voluminöse Studie von Theweleit 1986.

<sup>7</sup> Schmälzle 1993.

<sup>8</sup> Bäuerle 1989; Brunner 1994; Preuschoff/Preuschoff 1994a, 1994b; Langer 1994; Olweus 1995; Erb 1995; Hurrelmann et al. 1995; Schubarth/Melzer 1995; Fuchs/Lamnek/Luedtke 1996; Gebauer 1996; Schubarth/Kolbe/Willems 1996; Forschungsgruppe Schulevaluation 1998; Weiß 2000.

<sup>9</sup> Klosinski 1991; Breyvogel/Stuckert 1993; Büttner 1993; Heil/Perik/Wendt 1993; Pilz 1994; Stürzbecher 1994; Bohnsack et al. 1995; Breyvogel 1993; Farin/Seidel-Pielen 1993, 1994; Heitmeyer et al. 1992; Huiskens 1996; Nicklas/Ostermann/Büttner 1997.

<sup>10</sup> Pilz et al. 1982; Heitmeyer/Peter 1992; Farin/Seidel-Pielen 1993; Buford 1994.

<sup>11</sup> Jörns 1992; Eid 1996.

<sup>12</sup> Mitscherlich 1965; Schwarz 1995; Eisner 1997; Schwind 1998: Kap. 4.

<sup>13</sup> Hartwig 1986; Fritz 1988; Büttner 1990; Eckert et al. 1991; Glogauer 1991; Groebel/Gleich 1993; Merten 1993; Winterhoff-Spurk 1994; Wegener 1994; Gangloff/Abarbanell 1994; Friedrichsen/Vowe 1995; Gleich 1995; Kübler 1995; Eicke/Eicke 1996; Kunczik 1996; Rathmayr 1996; Theunert 1996; Benz 1997; Groebel 1998; Steckel 1998; Weiß 2000. Die vielleicht beste Übersicht findet sich bei Kunczik 1996.

- in der Arbeitswelt;<sup>14</sup>
- in Kirchen und Glaubensgemeinschaften, die Strafen im Jenseits androhen und z. T. dem Menschenopfer religiöse Bedeutung bei(ge)messen (haben);<sup>15</sup>
- in multiethnischen Gesellschaften;<sup>16</sup>
- in der Politik als Mittel der Politik und als Folge politisch dogmatischer oder auch fanatischer Überzeugungen<sup>17</sup> wie etwa im Attentat<sup>18</sup> und im Terrorismus<sup>19</sup>;
- in staatlichen Institutionen und der Bürokratie;<sup>20</sup> und
- in der Kriminalität, wo amtliche Veröffentlichungen wie die Polizeilichen Kriminalstatistiken des Bundeskriminalamtes (1982ff.) ein umfassendes Bild von Kriminalität in der Gesellschaft zeichnen.<sup>21</sup>

Gewalt scheint demnach ein transkulturelles Phänomen zu sein, d. h. sie findet sich über die verschiedensten Kulturen und die Zeitläufe hinweg. Allerdings tritt sie in durchaus unterschiedlichen Varianten auf. Denn was von den jeweiligen Gesellschaften oder Kulturen als Gewalt verstanden wird, ist keineswegs inter-gesellschaftlich und

---

<sup>14</sup> Hugger 1995b; vgl. auch Edwards 1980.

<sup>15</sup> Etwa Baudler 1994.

<sup>16</sup> Willems 1993; Willems/Würtz/Eckert 1993; Deutsches Jugendinstitut 1993; Enzensberger 1993; Heitmeyer/Dollase 1996.

<sup>17</sup> Vgl. SINUS-Institut 1981; Benz 1990; Otto/Merten 1993; Kowalsky/Schroeder 1994; Lenk 1994; Backes/Jesse 1996; Falter/Jaschke/Winkler 1996; siehe auch die Publikationen des Bundesamtes für Verfassungsschutz 1994, 1996 und die des Bundesinnenministers 1993–1995.

<sup>18</sup> Siehe Ford 1992; Demandt 1996.

<sup>19</sup> Leach 1977; Glaser 1980; Benda/Gabriel 1989.

<sup>20</sup> Vgl. die Beiträge in Lindenberger/Lüdtke 1995.

<sup>21</sup> Vgl. auch Kreuzer et al. 1993; Lamnek 1995; Pfeiffer 1995; Pfeiffer et al. 1996; Möller 1996; Boers/Gutsche/Sessar 1997; Müller/Peter 1998; Dörmann/Remmers 2000.

sozialhistorisch identisch. Als ein Beispiel hierfür kann der in Staaten wie der Bundesrepublik Deutschland strafrechtlich verfolgte sexuelle Missbrauch von männlichen Minderjährigen im Vergleich zu der gesellschaftlich akzeptierten Praxis der Lustknaben in der Antike genannt werden. Ein anderes wären die transkulturell mit unterschiedlichen Bedeutungen belegten Formen der zwischenmenschlichen Berührung. Ein drittes wären akephale, überdurchschnittlich egalitäre polykephale und Krieger-Gesellschaften, für die Gewalt, also etwa Streit und Krieg, kein Zeichen für Unordnung ist, sondern als geradezu selbstverständlicher, kulturell normaler Teil der gewaltsamen Selbsthilfeordnung gilt (Trotha 1997a: 34). Was Gewalt ist und was nicht, was also als Gewalt definiert wird, ist damit kultursubjektiv und kulturspezifisch (Hugger 1995a: 19, 24; vgl. auch Hugger 1995c: 232) und eine soziale Wirklichkeitskonstruktion (Neidhart 1986: 115).

Auch dies deutet in die Richtung einer hinreichenden Plausibilität der dritten Annahme. Die „Bilanz der Gewalt fällt wohl im Vergleich zu früher kaum negativer aus; es gibt gewiß neue Gewaltfelder und Problemlagen, aber andere haben sich dafür abgeschwächt, die früher bedrängend und beängstigend waren. Dessen sollten wir uns bewusst sein, wenn wir nach Lösungen in der Gegenwart suchen. Aus der Beschäftigung mit der Geschichte steigt eine gewisse Gelassenheit hervor.“ (Hugger 1995b: 60) In diesem Sinne ist wohl auch Wolfgang Sofsky (1996: 228, 230) zu verstehen, wenn er schreibt: „Die Gewalt ist das Schicksal der Gattung. Was sich ändert, sind ihre Formen, ihre Orte und Zeiten, die technische Effizienz, der institutionelle Rahmen und der legitimatorische Sinn. (...) Die Gewalt (...) wird vollstreckt auf dem jeweiligen Stand der Destruktivkräfte. Von Rückschritten vermag nur zu reden, wer an Fortschritt glaubt.“

## 2.4 Ambivalenz und Faszination der Gewalt

Überdies darf bei der Frage nach der Verlaufskurve des Gewaltniveaus im historischen Prozess nicht übersehen werden, dass Gewalt (und Aggression) in der Geschichte der Menschheit eine wichtige Funktion für das Überleben der Menschen übernommen haben. Verschiedene historisch und anthropologisch-ethnologisch ausgerichtete Studien können zum Beleg für die These herangezogen werden, dass in vormodernen und traditionellen Gesellschaften periodisch auftretende Formen der Gewaltanwendung „der Sühne, auch dem rachemäßigen Ausgleich dienen und daß diese Vorgänge letztlich ein Gleichgewicht der lokalen Gruppen (...), die Gruppenidentität und eine Ausöhnung zwischen potentiellen Gegnern [ermöglichen]“. (Hugger 1995b: 30) In gewissen Grenzen galten gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen männlichen Heranwachsenden als normale Erscheinungen. Ihnen kam der Charakter eines Rituals in der Adoleszenz und insbesondere der eines Mannbarkeitsrituals und eines Initiationsritus zum Eintritt in das Mannesalter zu, und sie erfüllten damit eine wichtige psychologische und soziale Funktion. Gleichzeitig wurde hiermit eine gewisse Kanalisierung der Gewalt erreicht. „Rituelle Kämpfe in Gesellschaften und Burschenschaften wie Duell oder Mensur konnten so als Zähmung und Hegung des jugendlichen Gewaltpotentials gedeutet werden: Die Gewaltbereitschaft, die prinzipiell soziale Ordnungen stören oder sprengen kann, wird in eine kulturelle Form gebracht und damit entschärft.“ (Sieferle 1998: 20)

Die Rede ist hier also auch von der sozial-integrativen Funktion von Gewalt. Diese muss sich dem Betrachter nicht auf den ersten Blick erschließen. Katharina Inhetveen (1997) hat beispielsweise die Interaktionen von Jugendlichen auf Hardcore-Konzerten, also in einer spezifischen musikalischen Rahmung hoher Intensität, analysiert und dabei zeigen können, dass gewalthaltiges Handeln unter bestimmten

Rahmenbedingungen als normierte Inszenierung ekstatischer Kollektivrituale sozial produktiv sein kann. Gewalt als ‚efferveszentes‘ (Durkheim) Gemeinschaftshandeln kann die subkulturelle Zusammengehörigkeit und Vergemeinschaftung stärken.

Insgesamt kann man damit die Schlussfolgerung teilen, zu der Paul Zanker gekommen ist: „Jede Gesellschaft entwickelt ein bestimmtes Gewaltpotenzial, das sie kanalisieren und durch Anwendung von Gewalt oder aber durch entsprechende Rituale und Ersatzhandlungen befriedigen muß. Dabei spielen bildträchtige Rituale und tatsächliche Bilder eine wesentliche Rolle.“ Und er schließt daran drei wichtige – und teilweise durchaus beunruhigende – Fragen an: „Wie bauen sich Gewaltpotentiale auf, wieviel Gewalt ‚braucht‘ eine Gesellschaft und wie kann sie diese kanalisieren?“ (Zanker 1998: 85) Von einer eindeutigen Beantwortung dieser Fragen ist die Forschung sicherlich noch meilenweit entfernt. Will man sich ihnen dennoch nähern, kann es hilfreich sein, sich mit Katharina Inhetveen (1997: 259) noch einmal die verschiedenen Funktionen von Gewalt in Erinnerung zu rufen:

- (1) Gewalt als Sanktionsmacht vermag destruktives Handeln zu unterbinden;
- (2) Gewalt in normierter und ritualisierter Form kann sozial-integrativ wirken;
- (3) Gewalt kann aber auch rein destruktiv sein.

In dieser Ambivalenz des Phänomens Gewalt, in dem Aufklärung und Barbarei ko-präsent sind, liegt auch in modernen Gesellschaften die immer wieder neue (alte) Aktualität und bisweilen auch Faszination von Gewalt. Gewalt bewegt schlicht und ergreifend die Gemüter. Einerseits wird die Ausübung von Gewalt gerne den anderen zugeschrieben, so dass Gewalt praktisch in die Bereiche der Immoralität

und der Asozialität gerückt wird (Neidhart 1986: 114, 124). Man versucht, Gewalt zu tabuisieren, weil sie erschreckend, abstoßend und furchterregend ist. Andererseits geht von ihr jedoch eine eigentümliche, tief verwurzelte und urwüchsige Faszination aus. „Denen, die sie erleiden, bereitet sie Schmerz und darüber hinaus: Angst. (...) Denen, die sie ausüben, bringt und bedeutet sie Übermacht (...) vielfach auch Lust“. (Lindenberger/Lüdtke 1995: 7) Ihre diversen Erscheinungsformen treffen je nach ihrer Gewaltintensität bis hin zum Exzess auf die Neugier, die Sensationslüsternheit, aber auch auf die Empathie der Menschen. Ob es Gilles de Rais, der Heerführer an der Seite Jeanne d'Arcs, ist, der als Kinderschänder und Massenmörder die französische Gesellschaft des 15. Jahrhundert in Atem hielt (Bataille 1989), oder der Kaufmann Fritz Haarmann, der in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts 24 Jungen und junge Männer auf bestialische Weise umgebracht hat (Haberland o. J.: 146–154), oder die Massaker in Indonesien Mitte der 60er Jahre (vgl. dazu Ellrich 1998: 266) oder der Leipziger Schüler Marco F., der Anfang der 90er Jahre im Alter von 13 Jahren einen zehnjährigen Jungen und ein Jahr später einen achtjährigen Jungen sexuell missbrauchte und tötete und damit seinerzeit als jüngster Mörder Deutschlands gehandelt wurde (Sellin/Weber 1999) oder die Ermordung des kleinen James Bulger durch zwei zehnjährige Jungen in Großbritannien oder der Fall des 42-jährigen Iqbal Javed aus Pakistan, der etwa hundert Kinder missbraucht, ermordet und in Säure aufgelöst hat, oder der Amoklauf<sup>22</sup> von Einzel-

---

<sup>22</sup> Amok ist im Übrigen ein balinesisches Wort, das den allgemeinen Zuschreibungen dieser Insel, Sanftheit, Freundlichkeit, Herzlichkeit usw., zu widersprechen scheint. Lutz Ellrich (1998: 266) zufolge lässt sich das Phänomen des Amoklaufs „als soziales Handlungsmuster deuten, das kulturell normiert ist und dennoch ein gänzlich unkalkulierbares Geschehen darstellt“.

personen, sie alle bewegen die Menschen.<sup>23</sup>

Möglicherweise ist es gerade dieses Abrutschen von Gewalt in eine Brutalität oder gar Raserei und Exzess, der/m wie im Mord (Haberland o. J.), dem Massaker (Sofsky 1996: Kap. 10), dem Massenmord und dem Genozid (Rummel 1999)<sup>24</sup> jegliche Legitimation fehlt, das eine eigentümliche Anziehungskraft auf die Menschen entwickelt. Denn Gewalt trifft auf die unendlichen Weiten unserer Phantasie, sie ist mit der „Uferlosigkeit unserer Vorstellungsfähigkeit“ (Popitz 1992: 51), die ein Spezifikum des homo sapiens ist, unmittelbar und untrennbar verbunden. „Gewalt besetzt unsere Vorstellungswelt, ist obsessiv“. (Trotha 1997a: 32) Hinzu kommen Gefühle der Scham und der Schuld, denn die Phänomene der Gewalt erinnern uns tief in unserem Inneren an unsere eigene Verantwortung und vielleicht sogar an unser eigenes schuldhaftes Handeln. Diesbezüglich sei ein Abstecher in das Reich der Literatur erlaubt und Erich Kästners *Ballade vom Nachahmungstrieb* aus dem Jahre 1932 angeführt, die er unter dem Eindruck einer realen Begebenheit verfasste (zit. n. Guggenbühl 1997: 42): *Karl, den man festnahm, sagte kalt: „Wir haben es nur wie die Erwachsenen gemacht.“* Zwei weitere Motive komplettieren das Bild. Zum einen interessiert Gewalt aufgrund der Befürchtung und des Wissens, dass Gewalt allgegenwärtig ist und jede/r nahezu jederzeit Opfer von Gewalt werden kann. Dies ist die Kenntnis von „der potentiellen Universalität gewaltsamer Erfahrung“.

---

<sup>23</sup> Rund 20 weitere und ähnlich spektakuläre Fälle, die eine Mischung aus Ekel und Faszination aufweisen, finden sich bei Haberland (o. J.). Manche der Tatorne werden sogar zu touristischen Attraktionen, was als Hinweis auf Sensationslüsternheit und Voyeurismus in der Gesellschaft, die sich aus dieser Mischung von Ekel und Faszination speisen, gewertet werden kann.

<sup>24</sup> Im Mord und seinen negativen Steigerungsformen des Massenmordes und des Völkermordes treffen sich Gewalt, Macht, Lust und das Absolute mit Angst, Schmerz, Tod und dem Endgültigen. Hierzu sei einer der vielen luziden Gedanken Sofskys (1996: 59) zitiert: „Der Tod ist die Gewalt schlechthin, die absolute Kraft. An dieser Kraft teilzuhaben, verschafft eine ganz seltene Genugtuung.“

(Lindenberger/Lüdtke 1995: 7; vgl. auch Hugger 1995c: 232) Zum anderen verbirgt sich dahinter ein anthropologisch bedingter Wunsch nach dem Selbst-Täter-Sein, nach Identifizierung mit dem/r Stärkeren, um die Angst vor ihm/ihr zu überwinden. Dies ist gepaart mit einer spiegelbildlichen, jedoch diesmal kulturell bedingten Identifikation mit dem Opfer, dem Schwächeren (vgl. Erdheim 1987: 164).

## **2.5 Normalisierung, Dramatisierung, Segregierung: Die gesellschaftliche Bearbeitung von Gewalt**

Infolge dieser Allgegenwart von Gewalt ist es kaum verwunderlich, dass sich die Bereiche der Kultur und der Unterhaltungsindustrie dieser Problematik annähern. In Teilen geschieht dies, um zu einer Verarbeitung der Gewaltphänomene beizutragen (vgl. Strobel 1998); teilweise wird dies, wie wir weiter oben im Falle hierarchisch-autoritärer Gesellschaften gesehen haben, jedoch auch als Herrschaftstechnik und -ideologie eingesetzt (vgl. auch Heinz 1998: 30f., 50).<sup>25</sup> Gewaltdarstellungen finden sich in den kulturellen Produkten verschiedenster Gesellschaften, so etwa in Bildern, Zeichnungen, Comics, Plastiken, Literatur, Theater, Musik, Kino, Radio, Fernsehen, Computerspielen und, seit jüngster Zeit, im Internet. So wie Gewalt als integraler Bestandteil der Gesellschaft verstanden werden muss, so ist sie ein ebenso elementarer Bestandteil der Unterhaltungsindustrie, die Gewalt „in stilisierter und ästhetisierter Form als Ware“ zum Konsum anbietet (Nedelmann 1997: 69).

---

<sup>25</sup> Es kann deshalb nicht verwundern, dass Kulturgüter selbst häufig die Zielscheibe von Gewalt und Vandalismus geworden sind (vgl. Demandt 1997; Thomas 2001).



Zwei Beispiele aus der Welt des Films seien zum Beleg angeführt, wobei kaum betont werden muss, dass angesichts der immensen Fülle an Beispielen, die Film und Fernsehen in dieser Hinsicht zu bieten haben, die Auswahl rein zufällig erfolgte. Im Jahre 1992 drehte Joel Schumacher *Falling Down – Ein ganz normaler Tag*. In diesem Film spielt Michael Douglas den arbeitslosen und geschiedenen Biedermann William Foster, der im Stau auf dem Highway die Nerven verliert und zum unberechenbaren Amokläufer wird (vgl. Keppler 1997). Für Aufregung sorgte vier Jahre später bei den Filmfestspielen in Cannes *Funny Games* von Michael Haneke. In diesem Film geht es um Peter und Paul, zwei gebildete und wohlzogene Jugendliche aus bürgerlichem Hause, die sich unter einem Vorwand Zutritt zum Haus einer Familie verschaffen und diese dann auf unglaublich brutale Art und Weise, in der sich Sadismus und Voyeurismus zu einer tödlichen Melange verbinden, hinrichten. Einige Stellen aus der ausgezeichneten Besprechung von Thomas Assheuer in der Wochenzeitschrift *Die ZEIT* seien hier zur Kommentierung des Films angeführt: „Nach vollbrachter Tat ziehen die kultivierten Mörder weiter und bitten eine andere Familie um eine kleine Gabe. Denn die Gewalt ist unter den Menschen, und sie bleibt es auch. Keine Macht der Welt hält sie auf. Nichts wird wieder gut. (...) [Haneke] nimmt, wenn sich die Kamera in die Gesichter der Geschlagenen versenkt, den ohnmächtigen Zuschauer als Geisel, damit dessen voyeuristischer Blick schuldig wird – so lange, bis das Kino von ihm abläßt. (...) Nicht allein die Hinrichtung einer Familie ist unerträglich, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der sie geschieht. Haneke zeigt Gewalt sans phrase, ohne Motiv, ohne Anlaß, ohne Erklärung: als Akt absoluter Freiheit. Peter und Paul (...) schlagen, weil sie schlagen, und sie töten, weil sie töten. Das Entsetzliche an ihrem Exzeß ist die Kausalität in sich selbst. Ich morde, also bin ich.“ (Assheuer 1997: 59)

Mit der hier lediglich anzudeutenden Einbeziehung des Medienbereichs wird nun überdeutlich, dass Gewalt „ein dreistelliges Verhältnis [ist]. Gewalt wird ausgeübt, Gewalt wird erlitten, Gewalt wird betrachtet“. (Keppler 1997: 380) Sofsky/Paris (1991) sprechen hier von einer Figuration von Tätern, Opfern und Dritten. Die Medien und die Kulturindustrie wirken in diesem Geschäft der Betrachtung von Gewalt, der Berichterstattung über Gewalt in Nachrichtensendungen und der Darbietung von Gewalt in Kulturgütern in zweifacher Richtung. Einmal normalisieren sie die Gewalt, ein anderes Mal dramatisieren sie diese. Normalisierung und Dramatisierung von Gewalt stehen quasi nebeneinander (Trotha 1997a: 34). In Nachrichtensendungen und Zeitungsberichten wird eine Vergewaltigung als die verbrecherisch-verabscheuungswürdige Tat benannt, die sie ist, und wenige Minuten später wird genau dieser Akt als Stimulans in einem Unterhaltungsfilm verwendet. Daran knüpft sich eine ganze Reihe von schwierigen und teilweise unbequemen Fragen. Reagiert der Zuschauer lustvoll oder mit Abscheu? Und weiter: „Was folgt für die politische Sozialisation, das politische Weltbild und die Vorstellung von Gewalt selbst, wenn Krieg und politische und soziale Gewalt über die täglichen Fernsehnachrichten ‚normalisiert‘, zumindest veralltäglicht werden?“ (Trotha 1997a: 49) Üben die Beobachter von Gewalt selbst Gewalt aus; sind sie Teil des Gewalthandelns? Sind wir – eine provokante Frage, die Angela Keppler (1997: 381, 397) in Zuspitzung eines Arguments von Birgitta Nedelmann aufgeworfen hat – etwa alle Rostocker?

Dies scheint indes ein Muster zu sein, das dem komplexen Phänomen des Zuschauens von Gewaltszenen etwa in Film und Fernsehen nicht gerecht wird. „Es soll (...) nicht bestritten werden, daß Wahrnehmung von Gewalt ein Teil ihrer Ausübung sein kann (...); es soll nur bestritten werden, daß jede Wahrnehmung von realer oder fiktiver Gewalt per se eine strukturelle Bejahung von Gewaltverhältnissen bedeutet.“

(Keppler 1997: 398) Konstatieren lässt sich demnach so etwas wie eine Verflüssigung der Grenze zwischen dem genussvollen Konsum und dem informativ-verachtenden Beobachten von Gewaltzufügung infolge der Synchronizität von Normalisierung und Dramatisierung von Gewalt.

Die Folgen sind komplexer Natur. Dieser janusköpfige Prozess von Normalisierung und Dramatisierung vollzieht sich vor dem Hintergrund spezifischer Interessenlagen verschiedener Akteursgruppen, wie Jonathan Simon etwa am Beispiel der Debatte über die Todesstrafe in den Vereinigten Staaten zu zeigen versucht. Die Todesstrafe ist ein besonders prägnantes Beispiel für den Einsatz von Gewalt zur Bestrafung, Abschreckung und Verhinderung von Gewalt; sie ist zweifelsohne das stärkste Symbol für die Sanktionierungsfunktion des Staates, eine Strategie der Herrschaftsausübung und somit ein Instrument, eine Macht-Währung, zum Erwerb und zur Aufrechterhaltung von Einfluss und Loyalitätsbeziehungen. In den USA lässt sich in dem vergangenen Vierteljahrhundert eine enorme Ausweitung des Strafssektors konstatieren, die von Politikern im Namen der inneren Sicherheit angekündigt und betrieben wird, weil sie sich davon bare Münze in Form von Wählerstimmen versprechen. Es gibt jedoch noch weitere Profiteure dieser Entwicklung, wie die Medien oder verschiedene Bedienstetengruppen der öffentlichen Verwaltungen, der Justiz und der Polizei. Ferner haben auch Wirtschaftsunternehmen, die Produkte für die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols bereitstellen, also die Strafindustrie, ein Interesse an dieser Entwicklung. Dem steht die Statistik der Verbrechensentwicklung gegenüber, die von den 60er zu den 70er Jahren tatsächlich ein enormes Anwachsen von Verbrechen und Kriminalität in den USA ausweist. Seit Mitte der 70er Jahre jedoch ist die Viktimisierungserfahrung in etwa gleich geblieben, so dass die Ausweitung des Strafssektors nicht proportional, sondern überproportional erfolgte (Simon 1997).

Hier lässt sich praktisch ein Mechanismus beobachten, in dem die Dramatisierung von Gewalt einhergeht mit einer Segregierung von Gewalt. Mit Francois Dubet (1997) und Jonathan Simon (1997) kann man etwa die Frage aufwerfen, ob wir in den modernen westlichen Industriegesellschaften nicht dabei sind, die Gewalt, „wie einst im 19. Jahrhundert, auf die Räume der ‚gefährlichen Klassen‘ der Elendsviertel und Ausgestoßenen und auf das Gefängnis [zu] beschränken, deren Insassen (...) wir wieder beginnen, zu ‚Monstern‘ zu machen“. (Trotha 1997a: 34f.) Trutz von Trotha knüpft daran noch eine weitergehende Überlegung und fragt, ob dieser Doppel-Prozess nicht auch „der Darstellung und Rechtfertigung der sozialen Ungleichheit dient: zwischen dem ‚Aus der Vorstädte‘ und der Teilhabe jener, die die Wege zu Ausbildung, Erwerbsarbeit, Wohlstand, Ansehen und Macht zu gehen und zu kontrollieren wissen“. (Trotha 1997a: 35) Unabhängig davon, wie man zu dieser Einschätzung steht, ob man sie teilt oder verwirft, verweist sie auf Gewalt, die in gesellschaftlichen Verhältnissen angesiedelt ist. Hierauf wird im folgenden Abschnitt zurückzukommen sein.

## 2.6 Gewalt und Wissenschaft

Nehmen sich schon Politik und Kultur des Phänomens der Gewalt an, so ist es auch Thema der Wissenschaft. In der wissenschaftlichen Befassung mit Gewalt wird sie zu einem Forschungsgegenstand, der von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Fachrichtungen und ihren Teilgebieten betrachtet wird. Wie wir gesehen haben, stellt Gewalt für jede Gesellschaft oder Kultur ein Ordnungsproblem dar; sie wird eingesetzt, um destruktive Gewalt einzugrenzen und einzuhegen. Gewalt im Sinne von *potestas* ist dann eine Form sozialer Ordnung. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Gewalt ein zentrales Thema der klassischen politischen Philosophie und der

Staatstheorie ist. Die Rechtswissenschaft wie die Kriminologie verwenden sodann große Energien darauf, im Namen von *potestas* und staatlichem Gewaltmonopol der destruktiven und ordnungsgefährdenden Seite von Gewalt im Sinne von *violentia* durch Strafrecht und Polizeiarbeit beizukommen. Die Soziologie und die Kulturwissenschaften fügen dem noch die Untersuchung des sozial-integrativen, sozial-produktiven Aspekts von Gewalt hinzu. Die Psychologie und ihre Nachbardisziplinen wie Psychoanalyse und Verhaltenstherapie (Bandura/Walters 1970) wiederum versuchen, zu den Wurzeln des Phänomens der Gewalt vorzustoßen, um es dadurch bearbeiten zu können. Mit Aggression wird dem Diskurs über Gewalt sodann in diesen Fachrichtungen eine weitere Facette hinzugefügt. Diese Verknüpfung von Gewalt mit dem Konzept der Aggression stellt in gewissem Sinne eine Ausweitung des Gewaltbegriffs dar. Überdies ragt die Gewaltproblematik damit auch in den Bereich der Ethologie hinein, wo sich über die Triebtheorie der Aggression, die insbesondere mit dem Namen Konrad Lorenz (1963) verbunden ist, eine wichtige Debatte entwickelt hat.

Eine weitere Ausdehnung des Gewaltbegriffs bedeutet schließlich gegen Ende der 60er und zu Anfang der 70er Jahre die Entwicklung des Konzepts der strukturellen Gewalt durch den Friedensforscher Johan Galtung. Gewalt war in den 60er Jahren zum Schlüsselbegriff der Neuen Linken geworden, denn die linke Kapitalismuskritik wendete den Gewaltbegriff nun auf Bereiche wie das Nord-Süd-Verhältnis und gesellschaftliche Armut an. Jean-Paul Sartres Vorwort zu Frantz Fanons (1966) *Die Verdammten dieser Erde* dokumentiert dies eindringlich. Galtung griff Überlegungen wie diese auf und verarbeitete sie zur Denkfigur der strukturellen Gewalt. In dieser Vorstellung, die in den 80er Jahren erweitert werden sollte auf kulturelle Gewalt (Galtung 1998: 341–366), liegt Gewalt „dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, daß ihre aktuelle somatische und geistige Ver-

wirklichkeit geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“. (Galtung 1982: 9) In der Konsequenz bedeutet dies, dass aus Strukturen, aus den Verhältnissen Gewalt fließt, dass die Differenz zwischen personaler Gewalt und institutionellen Zwängen verblasst und dass Gewalt ubiquitär (allgegenwärtig) ist.

Dies ist einerseits durchaus vertretbar, und es ist zu konzedieren, dass weiter oben durchaus in dieser Richtung argumentiert wurde. Andererseits ist dies jedoch auch problematisch. Denn „Gewalt wird zum Oberbegriff für alles menschliche Leid, von dem man sich vorstellen kann, daß es nicht so sein müßte, wie es ist“. (Neidhart 1986: 129) Der Gewaltbegriff wird in dieser Drehung gewissermaßen überdehnt. Zum einen verliert der Begriff seine unterscheidende Kraft. Zum anderen stehen hinter Galtungs Figur der strukturellen Gewalt gesellschaftspolitische Intentionen. Mit diesem Gewaltbegriff können „eine Fülle von gesellschaftlichen Problemlagen und Übelständen (...) etikettiert, diskreditiert und angegriffen werden“. Weil die „Radikalisierung des Protests (...) mit der Aufblähung des Begriffs flankiert und gerechtfertigt werden“ kann (Neidhart 1986: 117), ist das Konzept durchaus auch geeignet, selbst terroristischen Widerstand zu legitimieren. Im Sinne der bereits erwähnten Vorstellung von progressiver Gewalt wird Gewalt hier zu Gegengewalt, d. h. zu einer bloß defensiven Reaktion auf bereits vorhandene strukturelle Gewalt.<sup>26</sup> Mit dem Konzept können demnach Sachverhalte skandalisiert, Gegner diskreditiert und Gegengewalt legitimiert werden. Empirisch wie theoretisch wird die Gewaltanalyse durch die Konzeption der strukturellen Gewalt jedoch in die skizzierten Sackgassen geführt (vgl. Neidhart 1986: bes. 129–131). Dies gilt es im Folgenden zu begründen, wobei die Darstellung

---

<sup>26</sup> Friedhelm Neidhart (1986: 126) zitiert in diesem Kontext einen Satz aus einer Ausgabe der Zeitschrift *Konkret* aus dem Jahre 1968: „Gewalt ist immer dann gerechtfertigt, wenn sie der Abschaffung der Gewalt (...) dient.“

des wissenschaftlichen Diskurses über Gewalt strukturiert wird durch die Unterscheidung zwischen zwei Ausrichtungen der (soziologischen) Gewaltanalyse.<sup>27</sup>

Man kann anführen, dass Gewalt „das Stiefkind der allgemeinen soziologischen Theorie“ ist – sie zählt jedoch „zu den Lieblingskindern der Soziologie der Abweichung, der Kriminalität und der sozialen Probleme“. (Trotha 1997a: 16) So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass die relevante Literatur nahezu unüberschaubar geworden ist; allein die Bibliographien und Dokumentationen von Gerhard Schönfeld (1993) und Claudia Henning (1995) weisen jeweils etwa 700 Einträge auf. In der vergangenen Dekade lässt sich somit eine rege Forschungstätigkeit zur Gewaltproblematik konstatieren. Anfang der 90er Jahre gehen beispielsweise wichtige Impulse von wissenschaftlichen Vereinigungen aus. Allein im Jahr 1993 erscheinen in den USA zwei wichtige Gewalt-Reports, zum einen durch die *National Academy of Sciences* (Reiss/Roth 1993, 1994a, 1994b; Reiss/Miczek/Roth 1994; National Academy of Sciences, National Research Panel on Child Abuse and Neglect 1993; National Academy of Sciences, National Research Panel on High-Risk Youth 1993), und zum anderen durch die *American Psychological Association* (1993; Eron/Gentry/Schlegel 1994). Nur wenige Jahre später, 1996, legt die *American Sociological Association* ihren Gewalt-Report vor (Levine/Rosich 1996).

Im wiedervereinigten Deutschland werden – nach einer Konzentration auf Fragen des Terrorismus und der Studentenkrawalle in den 70er und 80er Jahren und nach der erwähnten Einsetzung einer Regierungskommission in der zweiten Hälfte der 80er Jahre – unter dem

---

<sup>27</sup> Vgl. zum Diskurs-Begriff und zur Diskurs-Analyse auch die Einführung von Keller (1997).

Eindruck fremdenfeindlicher und rassistischer Aktivitäten gegen Ausländer und Asylbewerber ähnlich wie in den USA verstärkte Anstrengungen unternommen, um das Problem der Gewalt wissenschaftlich zu beleuchten. Hierbei haben die Arbeiten der Bielefelder Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer (Heitmeyer 1994; Heitmeyer et al. 1995) den vielleicht größten Bekanntheitsgrad erreicht (vgl. jedoch auch Bielicki 1993; Butterwegge 1996; Eckert/Willems 1996; Widmann/Erb/Benz 1999). Die Forschung hat sich seitdem – neben der nach wie vor intensiven Beschäftigung mit Formen der politischen Gewalt – stärker den Bereichen Jugend und Gewalt, Gewalt in der Schule, Gewalt in der Familie, Fremdenfeindlichkeit/Rechtsextremismus und Gewalt in den Medien zugewandt.

Diese Ausrichtung gilt in einer gleichsam wissenschaftssoziologischen Betrachtung der Gewaltforschung als ‚Mainstreamgewaltforschung‘ einer nur lose integrierten Gruppe von Gewaltsoziologen (vgl. etwa Mutschke/Renner 1995). Daneben ist eine zweite Richtung der Gewaltforschung insbesondere seit Beginn der 90er Jahre bemüht, eine eigenständige sozialwissenschaftliche Gewaltforschung zu etablieren (zum Folgenden Nedelmann 1997: bes. 60–72). Es handelt sich dabei um eine vergleichsweise kleine, jedoch relativ hoch integrierte Gruppe von ‚innovativen‘ Gewaltsoziologen (Nedelmann), die sich um Wolfgang Sofsky und die Mitarbeiter/innen der vom Hamburger Institut für Sozialforschung herausgegebenen Zeitschrift *Mittelweg 36* gebildet hat. Sie versucht, dem Modezyklus von Themenkarrieren zu entgehen, indem sie sich mit dem Phänomen der Gewalt in dessen extremen Ausprägungen auseinandersetzt. Sofsky selbst hat dabei mit Studien zum Terror in den Konzentrationslagern des nationalsozialistischen Regimes (Sofsky 1993) einen fulminanten Startschuss gegeben.



Trutz von Trotha wirft in seiner lesenswerten und überaus scharfsinnigen Einführung zu einem Sammelband zur Soziologie der Gewalt der Gruppe der Mainstreamgewaltforscher vor, dass sie eher eine Soziologie der Ursachen der Gewalt betreibe als eine Soziologie der Gewalt und in dieser Akzentuierung „so ziemlich die Gesamtheit der Lebensverhältnisse“ erfasse (Trotha 1997a: 16, Zitat 19). Dabei könne er jedoch „in der Soziologie der Ursachen der Gewalt keine überraschenden neuen Einsichten entdecken, nichts, was nicht schon gesagt ist, schon einmal vorgebracht wurde“. (Trotha 1997a: 18) Des Weiteren kritisiert er an der Mainstreamgewaltforschung die Entsubjektivierung der Handelnden; es werde „die Verantwortung aus[geblendet], die der Täter, der Zuschauer und, in manchen Fällen, von denen die wichtigsten im Bereich des politischen Handelns zu finden [sind], selbst das Opfer“ hat (Trotha 1997a: 19). Auch seien die dort vorherrschenden Vorstellungen über die Entstehung von Gewalt und Gewaltpotenzialen unvollständig. Die gemeinhin anzutreffenden Bilder – Böses werde durch Böses erzeugt oder der (Gewalt-)Vulkan breche aus, wenn mehrere Faktoren zusammengenommen ein entsprechendes Druck- und Eruptionspotenzial bilden – neigen seiner Einschätzung nach zur Ausblendung von Dimensionen wie der „Situationsoffenheit und Prozeßhaftigkeit der Gewalt“ und der Tatsache, „daß Gewalt eine ‚Jedermanns-Ressource‘ und eine, die im Durkheimschen Sinne, ‚normale‘ Machtaktion ist“. (Trotha 1997a: 18f.)

Trotha sieht in der Ursachenerforschung die Soziologie der Gewalt auf einem falschen Weg, weil sie vernachlässige, um was es sich bei Gewalt zuallererst einmal handele. Im Mittelpunkt der Gewaltanalyse solle „die Gewalt als körperliche Verletzung und vor allem als Töten von anderen Menschen“ stehen (Trotha 1997a: 11, Zitat 14). „Eine genuine Soziologie der Gewalt [müsse] (...) mit der Gewalt beginnen, vor allem mit einer Phänomenologie der Gewalt, und zu einer Theorie der ‚Ordnungsformen der Gewalt‘ (...) entwickelt werden“. (Trotha

1997a: 20) Wolfgang Sofskys *Traktat über die Gewalt* (1996) aufgreifend vermutet Trotha den „Schlüssel zur Gewalt (...) in den Formen der Gewalt selbst“. (Trotha 1997a: 20) Die Gewaltanalyse, so Trotha (1997a: 21) weiter, sei „auf die Vorgänge der Gewaltentwicklung gerichtet, in denen sich spezifische Gewaltformen einrichten. Sie dreh[e] sich um die Prozesse, die den Vorgang der Gewalt und Destruktion in Gang setzen, aufrechterhalten, anhalten oder beenden, der den jeweiligen Gewaltformen eigen ist.“ In Anlehnung an ein Konzept von Clifford Geertz fordert Trotha eine ‚dichte Mikroskopie‘, d. h. eine ‚dichte Beschreibung der Gewalt‘. Es geht ihm und der Gruppe von Gewaltforschern, die sich von den Mainstreamgewaltforschern abzusetzen versuchen, also weniger um die klassische Frage nach dem Warum der Gewalt, sondern vielmehr um die Frage nach dem Wie der Gewalt. Ein derart ausgerichteter Forschungsansatz nehme im Gegensatz zur klassischen, Mainstreamgewaltforschung „den prozessualen und konstitutiven Charakter menschlichen Handelns in den Blick“. (Trotha 1997a: 22)

Birgitta Nedelmann, die sich im Großen und Ganzen dieser Einschätzung Trutz von Trothas anschließen kann, kreidet in einer brillanten Abhandlung der Mainstreamgewaltforschung darüber hinaus noch an, dass sie in ihrem Forschungsansatz das – unstimmmige – Bild einer „prinzipiellen Beherrschbarkeit von Gewalt“ transportiere (Nedelmann 1997: 67), die „Gewalttätigkeit als Störfall der Zivilisation“ ansehe und die „Gewaltfreiheit als Regel“ postuliere (Nedelmann 1997: 63f.). Damit könne man etwa der häufigen „Motivlosigkeit von Gewalttätigkeit“ (Nedelmann 1997: 63) und ihrer „Anlaßlosigkeit“

(Popitz 1992: 50) nicht gerecht werden.<sup>28</sup> Des Weiteren müsse man, „über den Folgenreichtum des Umstandes nachdenken, daß die gewalttätige Aktionsmacht eine ‚Jedermanns-Ressource‘ und eine ‚normale‘ Machtaktion und Konfliktstrategie ist. Die Soziologie der Gewalt müßte die Tatsache zu ihrem Gegenstand machen, daß Gewalt ein *dynamischer Prozeß* werden kann, der in der Form des kollektiven Einsatzes von Gewalt und gar erst in der Form des Krieges eine Dynamik gewinnen kann, wie sie nur wenige soziokulturelle Vorgänge kennen, und die Theorie der Gewalt dazu anhält, der Eigendynamik von gewaltsamen Interaktionsweisen und bewaffneten Formen der Konfliktaustragung gerecht zu werden.“ (Trotha 1997a: 25)

Diese Sichtweise wird einerseits gestützt von Heinrich Popitz (1992: 50), wenn er auf folgenden Sachverhalt hinweist: „Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln.“ Friedhelm Neidhart (1986: 134) hat ebenfalls betont, dass Gewalt eine „Universalsprache“ ist.

Andererseits hebt Wolfgang Sofsky (1996: 63) hervor, dass die Gewalt eine Eigendynamik besitzt, weil sie eine immanente Tendenz zur Entgrenzung habe; der Exzess absoluter Gewalt sei strukturell in der Gewalt selbst angelegt. Gleichzeitig ist sich Birgitta Nedelmann jedoch bewusst, dass die Neuausrichtung der Gewaltforschung bei der Gruppe der von ihr so genannten ‚Gewaltforschungsinnovateure‘ auch problematische Züge haben kann. „Während der einäugige moralische Blick den ‚Mainstreamern‘ die Einsicht in die Tatsache der Gewaltambivalenz verschließt, öffnen sich umgekehrt die Gewaltfor-

---

<sup>28</sup> Interessant ist in diesem Kontext auch der folgende Hinweis von Birgitta Nedelmann: „Erst durch Berücksichtigung des Sinnkriteriums ist es möglich, Gewalttaten auf einer Skala von Sinnhaftigkeit anzuordnen, wobei der Pol der ‚sinnlosen‘ Gewalttat das eine Extrem, der Pol ‚sinnhafter‘ Gewalt das andere darstellen würde.“ (Nedelmann 1997: 79) Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass eine Gewaltaktion, die gemeinhin als sinnlos empfunden wird, für die gewaltzufügende Person oder Personengruppe durchaus einen subjektiven Sinn haben kann.

schungsinnovateure der Ambivalenz von Gewalt, jedoch um den Preis, aus ihrer Rolle als ‚dichte Beschreiber‘ zu fallen und zu ästhetisierenden Gewaltvoyeuristen zu werden.“ (Nedermann 1997: 70) Eine „Gewaltforschung, die den Sinn der Gewalt allein selbstreflexiv definiert, [könne] zur Mystifizierung und Essentialisierung von Gewalt“ führen (Nedermann 1997: 79).<sup>29</sup>

Der intellektuelle Ringkampf zwischen diesen beiden Strömungen ist aus meiner Sicht bislang nicht eindeutig zugunsten einer Richtung entschieden worden; viel eher zuzutreffen scheint mir das Urteil ‚Unentschieden‘. Dies ist für die Soziologie der Gewalt insgesamt möglicherweise auch produktiver als ein verbissener Grabenkampf, entsteht so doch ein großes produktives und fruchtbares Mosaik des Untersuchungsgegenstandes Gewalt, das unterschiedliche theoretische Ansätze, verschiedenartige methodische Herangehensweisen und differierende Ergebnisse erlaubt. Dennoch hat die Kritik der Gewaltforschungsinnovateure und der von ihnen vertretene Forschungsansatz einige zentrale Punkte für eine Gewaltanalyse benannt, die es auch künftig im Blick zu halten gilt, sowohl in der Gewaltforschung im Allgemeinen wie auch in dem an dieser Stelle verfolgten Forschungsprojekt.

## 2.7 Was ist Gewalt?

Aus meiner Sicht hat die Kritik der Gewaltforschungsinnovateure einige grundlegende Aspekte der Gewaltanalyse wieder in Erinnerung gerufen. Erstens ist dies die restriktive und damit leichter operationalisierbare Definition von Gewalt, die in den vergangenen Jahren mehr

---

<sup>29</sup> Insbesondere Wolfgang Sofsky (1996: 54f.) betont die Selbstreflexivität der Gewalt als deren Charakteristikum (vgl. Nedermann 1997: 64).

und mehr zu einem konsensualen Grundelement und Referenzpunkt der Gewaltforschung insgesamt geworden ist. Heinrich Popitz, der mit seinem Buch von einer soziologischen Anthropologie der Macht ausgehend systematisch die Grundlagenkategorien für eine Gewaltanalyse gelegt hat (Trotha 1997a: 16), definiert Gewalt als „eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt“. (Popitz 1992: 48) In dieser Absichtlichkeit und Intentionalität der Verletzung unterscheidet sich die Gewalt von Verletzungsformen, die aus Krankheit, Unfall und dem Wirken von Naturgewalten resultieren (Trotha 1997a: 31).

Gewalt ist, zweitens, ein interpersonaler Handlungszusammenhang, bei dem jedoch auch der organisatorische, institutionelle und situative Kontext mitbedacht werden muss (Nedelmann 1997: 77). Sie ist eine soziale Beziehung, in der das Antun von Gewalt und ihr Erleiden zwei „sinnhaft reziproke[] Vorgänge“ sind (Nedelmann 1997: 73).<sup>30</sup> Vermeintliche Grauzonen könnte man in diesem Zusammenhang etwa bei verschiedenen Sportarten wie Boxen, Rugby, Football, Ringen oder

---

<sup>30</sup> Dies ist ein Punkt, der sich auch in der Mainstreamgewaltforschung findet. In dem Bericht der Gewaltkommission der Bundesrepublik Deutschland findet sich beispielsweise die folgende Passage: „Gewalt entsteht und verwirklicht sich in *Interaktionsprozessen*. Sie darf

- weder einseitig als Merkmal bestimmter Personen oder Gruppen betrachtet,
- noch kann sie ausschließlich als situationsbezogene Reaktion auf Außenreize oder als Funktion der gesellschaftlichen Ordnung und materieller und sozialer Belastungsfaktoren erklärt werden.

Vielmehr entwickelt sich gewaltsames Verhalten in dynamischen interindividuellen (=sozialen) Verläufen. Gewalt kennzeichnet die Endphasen eskalierender Konflikte und wachsender Kommunikationsbarrieren

- nicht nur zwischen Einzelpersonen, z. B. innerhalb der Familie,
- sondern auch zwischen gesellschaftlichen Gruppen und politischen Strömungen.

Sie wird als *Mittel der Konfliktlösung* eingesetzt und als Ausdrucksform persönlicher Unzufriedenheit und Verbitterung gewählt, wenn keine anderen Verständigungsmöglichkeiten vorhanden sind oder vorhanden zu sein scheinen.“ (Schwind et al. 1990: 76f.)

Eishockey vermuten. Gleiches gilt für den Sadomasochismus oder auch das Piercing. Hier von Gewalt zu sprechen, stellt jedoch eine Überdehnung der vorgelegten Definition von Gewalt dar, denn in diesen Bereichen handelt es sich um willentliche und freiwillige Gewalterfahrung. Der entscheidende Punkt ist also der, dass dem Antun von Gewalt zugestimmt wird. Die subjektiven Motive können dabei höchst unterschiedlich sein. Sie können in Ruhm, Ehre, Prestige und Profitstreben verortet werden, in sexueller Lust, aber auch in dem individuellen Streben nach Erlebnissteigerung und nach Selbsterfahrung in Grenz- und Extremsituationen. (vgl. Sieferle 1998: 25)

Gewalt als soziale Interaktion von Antun und Erleiden beruht darauf, dass der Mensch verletzbar ist, und aus diesem Grund kann sie auch funktionieren und gelingen. Heinrich Popitz spricht hier davon, dass der Mensch ‚verletzungsoffen‘ ist. Dieser Verletzungsoffenheit des Menschen bedient sich ein Mensch oder eine Personengruppe mit dem Instrument der Gewalt und unter Rückgriff auf Gewalt, um Macht zu erlangen, um sie zu steigern und/oder um sie zu bewahren. Der Verletzungsoffenheit des Opfers korrespondiert so die „Verletzungsmächtigkeit“ des Täters (Popitz 1992: 44). Die Begriffe Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit des Menschen beziehen sich dabei nicht allein auf den körperlich-physischen Aspekt, sondern umfassen auch materielle und intellektuell-psychische Dimensionen, was eine Erweiterung des soeben Gesagten darstellt. So kann z. B. ein angedrohtes und vorgestelltes Antun von Gewalt und damit ein vorgestellter Schmerz ähnliche Wirkungen haben wie ein tatsächlich erlittener Schmerz. Ebenso kann die Androhung der Zerstörung von Gegenständen oder ihre tatsächliche Zerstörung für den Gegenüber mit Leid und Schmerz verknüpft sein. Mit der Verwendung des Konzepts der Verletzungsoffenheit wird die Gewaltforschung zudem daran erinnert, dass sich eine Gewaltaktion auf den Körper und damit die Leiblichkeit einer Person oder einer Personengruppe richtet (Nedel-

mann 1997: 61). Als Folge davon wird „die Körper- bzw. Leiblichkeit der Handelnden in einem *doppelten* Sinne thematisiert (...), nämlich erstens im Sinne des Zufügenwollens und zweitens im Sinne des (ungewollten) Erleidens einer körperlichen Verletzung“. (Nedelmann 1997: 62)

Antun und Erleiden verweisen darauf, dass Gewalt auch zu verstehen ist als „eine Wirklichkeit der Gefühle, der Emotionen, der sinnlichen Erfahrung und der Phantasie“ und dass im „Mittelpunkt der Sinnlichkeit der Gewalt (...) der *Körper*“ steht (Trotha 1997a: 26). Hier, d. h. bezüglich einer Theorie der Körperlichkeit, ist man über erste Ansätze bislang noch nicht hinausgekommen. Zu berücksichtigen wäre in einem solchen Unterfangen auch, dass es eine Geschichte der Gewaltinstrumente und ihrer Erfindung gibt, die sich – man nehme Beispiele wie die Schusswaffe, die Giftspritze, die Bombe oder die nationalsozialistische Gaskammer – als eine zunehmende Distanzierung des Täters von der unmittelbar körperlichen Wirkung der Gewalt auf Seiten des Opfers lesen lässt. Damit wird auch einer Begrenzung der Verletzungsmächtigkeit des Täters durch dessen eigene körperliche Ressourcen entgegengewirkt, denn ist der Täter körperlich erschöpft, kommt auch die Gewalt an ein – zumindest vorläufiges – Ende (Trotha 1997a: 27f.). In diesem Zusammenhang müsste auch auf die immer ausgefeilteren Techniken der Körperverletzung eingegangen werden, die zugleich darauf verweisen, dass „die Soziologie nicht bei einem zu eng ausgelegten ‚materialistischen‘ Gewaltbegriff stehen bleiben“ darf (Nedelmann 1997: 77).

Drittens ruft der Hinweis auf die Körperlichkeit der Gewalt, vor allem im Hinblick auf die Verletzungsoffenheit des Opfers, in Erinnerung, dass das absichtsvolle Antun von Gewalt mit Schmerz verbunden ist, mit einem Schmerz, den der Zufügende zu verantworten hat. Der Schmerz kann dabei als das verbindende Element zwischen Täter und

Opfer betrachtet werden, denn aus der Erfahrung des Schmerzes bei dem Opfer bezieht der Täter, der über den Schmerz des Opfers und die Dauer des Schmerzes entscheidet, das für ihn zentrale Gefühl der Macht (Trotha 1997a: 32; Popitz 1992: 52ff.). Damit wird gleichzeitig deutlich, dass die Analyse von Gewaltaktionen auch ein ethisch-moralisches Element in sich trägt. Hier gilt es „wenigstens etwas von dem Schrecken und Leid gegenwärtig zu halten, die mit der Gewalt verbunden sind“. (Trotha 1997a: 24) Die Soziologie der Gewalt müsste demnach durch eine Soziologie des Schmerzes ergänzt werden. Das Empfinden und Ertragen von Schmerzen ist zweifelsohne von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Kultur zu Kultur und von Mensch zu Mensch ausgesprochen unterschiedlich. Dennoch lässt sich festhalten, dass sich der Mensch im Schmerz als ein körperlich bestimmtes Wesen erfährt, das mit der Steigerung des Grades der beigebrachten Gewalt und des zugefügten Schmerzes den Verlust der Instrumentalität und der Steuerbarkeit des Körpers erlebt. „Die wachsende schmerzhafteste Vorherrschaft des Körpers ist ein Prozeß der Verleiblichung und schließlich der (...) ‚Verpflanzlichung‘ unseres Erlebens.“ Und dieser ist verknüpft, so Trutz von Trotha weiter, mit der „grauenhafte[n] Erfahrung, aus der Gattung selbst herausgefallen zu sein“. (Trotha 1997a: 28f.) Ihm kann sich das Opfer bisweilen durch Bewusstlosigkeit entziehen; manchmal beendet der Tod die Qual und den Schmerz, und ab und an entwickelt das Opfer eine radikale Gleichgültigkeit und Distanz zur eigenen Körperlichkeit. Es bildet sich, wie Jan Philipp Reemtsma in seiner eindrücklichen Schilderung seiner Erfahrungen *Im Keller* schreibt, ein Dualismus von Körper und Selbst heraus (Reemtsma 1997: 203). Damit beschreibt er die Überlebentechnik der Dissoziierung des Körpers von der Definition des Selbst, die sich bei Reemtsma auch in der Sprache niederschlägt: im Keller redet er von sich selbst, von seinem ich, in der dritten Person.



Viertens ist eine weitere Dimension einer Soziologie des Schmerzes und damit auch einer Soziologie der Gewalt die Zeit. Im Schmerz wird die Zeitachse gewissermaßen aufgehoben; die Strukturen der Zeit werden neu geordnet. Der Schmerz ist im hier und jetzt angesiedelt, also überwältigend gegenwärtig und unmittelbar situationsbezogen. Die Vergangenheit zählt nicht mehr, und die Zukunft tut dies lediglich unter dem Aspekt, wann der Schmerz endlich vorüber ist. Alles andere fällt nicht mehr ins Gewicht (Trotha 1997a: 25, 30; Sofsky 1996: 75ff.). Mit dem letzten Gedanken ist zugleich ein Aspekt angesprochen, nämlich die Fähigkeit des Schmerzes zur Dauer, die von dem Täter als schmerzzufügendes Gewaltmittel eingesetzt werden kann. „Es gibt die langsame Gewalt, die sich Zeit läßt, um die Qualen und Schmerzen der Menschen in die Länge zu ziehen. Schrittweise wird sie in Gang gesetzt, verstetigt, abgebrochen, erneut gesteigert und wieder unterbrochen, bis das finale Stadium erreicht ist. In Opposition dazu steht die Gewalt der Plötzlichkeit, des Überfalls, des Attentats, die das Opfer auf der Stelle tötet. Zwischen diesen Endpunkten rangieren die zahlreichen Varianten der Gewaltzeit, der Beschleunigung und Verlangsamung, der Verstetigung, Unterbrechung und Steigerung.“ (Sofsky 1997: 103)<sup>31</sup> Die Gewaltzeit, die sich in die Zeit der Tat und in die Zeit des Schmerzes und des Leidens aufspalten lässt, wirkt überdies auch noch, nachdem sie vergangen ist. Dies gilt für das Opfer meist noch mehr als für den Täter, denn vor allem für das Opfer ist „Gewalt eine *erinnerungsmächtige Wirklichkeit*“, welche die Zeit danach nachhaltig prägen kann (Trotha 1997a: 26).

Fünftens ist der Schmerz so gesehen, d. h. aus der Perspektive des Opfers, auch ein Vorgang der Vereinsamung – besonders in der Ge-

---

<sup>31</sup> Wolfgang Sofsky weist noch auf einen weiteren Aspekt hin, der mit Zeit verbunden ist: „Gewaltzeit ist keine gemeinsame Zeit. (...) Der sozialen Asymmetrie der Gewalt entspricht die Asymmetrie der Zeit. Die Zeit der Tat ist eine ganz andere als die Zeit des Leidens.“ (Sofsky 1997: 119)

waltzeit, aber zuweilen auch darüber hinaus. Er ist damit etwa vergleichbar mit dem Gefühl höchster Lust; er ähnelt allerdings auch dem Sterben und dem Tod. Der Schmerz entzieht sich letztlich seiner Mitteilbarkeit und damit auch seiner Nachfühbarkeit. Empathie stößt hier – besonders ausgeprägt bei dem passiven Zuschauer und Beobachter – an deutliche Grenzen. Dies lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass unsere Sprache für die Bestimmung und Qualifikation von Schmerzen bemerkenswert wenige Worte bereitstellt (Sofsky 1996: 80f.; Trotha 1997a: 29).

Meine Annäherung an die Gewaltproblematik und meine Einkreisung des Gewaltbegriffs kommt damit an ihr Ende. Wie sich im weiteren Fortgang der Lektüre erweisen wird, werden die verschiedenen Facetten des hier entwickelten Gewaltbegriffs in unterschiedlichem Maße in den einzelnen Teilprojekten berücksichtigt werden. Dennoch unterliegt der an dieser Stelle vertretene Gewaltbegriff unserer Analyse und wird entsprechend Eingang in die Ergebnisse und Empfehlungen finden. Er wird ergänzt durch die Darlegung unterschiedlicher Aggressionstheorien im folgenden Kapitel.

### **3 Aggressionstheorien**

*Peter Michael Kozielski & Paul Klein*

#### **3.1 Einführung**

Täglich wird ausführlich in den Medien über Gewalttaten berichtet: die Zahl der aggressiven Handlungen Jugendlicher scheint in einem stetigen Anstieg begriffen zu sein. Dieser allgemeine Eindruck wird durch spektakuläre Einzeltaten noch verstärkt, wie die des Sechzehnjährigen, der in Bad Reichenhall wahllos auf Passanten schoss, oder die der beiden jugendlichen Amokschützen von Littleton, die in eine High-School eindringen und fünfzehn Schüler erschossen, oder wie die Ermordung einer Lehrerin in Meißen durch einen fünfzehnjährigen Schüler vor den Augen ihrer Schulklasse. Und in der Tat kommen Greve und Wetzels (1999: 95) nach einer fundierten Analyse der amtlichen Kriminalstatistiken u. a. zu folgendem Resümee: „Insgesamt deuten die verfügbaren Informationen auf einen ernstzunehmenden Anstieg der Jugendgewalt während der 90er Jahre in Deutschland hin.“ In der Psychologie besteht nun hinsichtlich der Gewalttaten von Jugendlichen eine wichtige Annahme darin, dass ihre Einstellung gegenüber Gewalt entscheidend dadurch geformt wird, unter welchen Bedingungen sie aufgewachsen sind und welche Erfahrungen mit Aggressionen sie innerhalb ihrer Familie und in der näheren sozialen Umgebung gemacht haben. So können miterlebte tätliche Auseinandersetzungen zwischen den Eltern, körperliche Züchtigungen als Erziehungsmaßnahmen oder Unterdrückung von jüngeren Geschwistern durch ältere ausschlaggebende Bedeutung haben. Natürlich kann nicht jede begangene Gewalttat mit Erziehungsfehlern in der Kindheit erklärt werden. So verweisen einige Autoren auf den Einfluss, den die Betrachtung entsprechender Darstellung von Gewalttaten in Fernsehen

und Kino auf die Bereitschaft zur Durchführung von Gewalttaten hat (Phillips 1982, 1983, 1986). Andere Autoren (u. a. Huisken 1996) sehen die Ursache von Jugendgewalt in unserer Gesellschaftsordnung. Pfeiffer führt hierzu aus: „Die Zunahme der Jugendgewalt steht in engem Zusammenhang damit, dass unsere Gesellschaft immer mehr zu einer Winner-Loser-Kultur wird.“ (Pfeiffer 1999: 15)

Anscheinend führen viele Wege zur Gewalt. Sie zu erkennen und zu analysieren ist die Voraussetzung dafür, die Wahrscheinlichkeit zu reduzieren, dass eine Person gewaltsam handelt. Aber wieweit ist es möglich, Eltern und Kindern zu vermitteln, wie man Schwierigkeiten ohne Anwendung von Gewalt lösen kann? Mit wachsender Kenntnis der menschlichen Psyche wächst auch das Wissen darüber, was Menschen dazu bringt, Mitmenschen zu quälen, welche Faktoren die Angriffe gegen andere vereinfachen oder erschweren und wie Aggressionen um- und abgeleitet werden können bzw. gar nicht erst entstehen. Langfristig sollte es durch Einsatz dieser Kenntnisse möglich sein, die Bedrohung von Menschen durch Menschen zumindest ein wenig einzudämmen.

Was ist Aggression? Wie vielfältig und wie facettenreich der Begriff der Gewalt benutzt wird, wurde in den Ausführungen des 1. Kapitels ausführlich dargestellt. Innerhalb der Psychologie wird gewalttätiges Verhalten der Menschen mit dem Begriff ‚Aggression‘ bezeichnet. Dieses Wort findet auch in der Umgangssprache Verwendung. So werden gelegentlich Reinigungsmittel ebenso wie bestimmte Werbemaßnahmen als ‚aggressiv‘ bezeichnet. Auch in der Arbeitswelt trifft man diesen Begriff an: unter dem ‚aggressiven‘ Verhalten eines Verkäufers wird ein zielgerichtetes, durchsetzungsstarkes, gleichwohl aber verbindliches Verhalten gegenüber Kunden verstanden. Auch Sprache kann aggressiv sein. Wieweit Metaphern mit aggressiven Inhalten bereits in unsere Sprache Eingang gefunden haben, lassen

Formulierungen wie: ‚sich in ein Problem *verbeißen*; eine Aufgabe *knacken*, eine Arbeit in *Angriff* nehmen, jemanden mit Fragen *bombardieren* bzw. *löchern*‘ erkennen.

Durch die Verwendung des Begriffes in unterschiedlichen Bereichen wächst die Unsicherheit, was denn präzise damit gemeint sei, wenn eine Person als *aggressiv* bezeichnet wird. Häufig wird ein Verhalten schon allein deswegen aggressiv genannt, weil es gegen soziale Normen oder gegen die Verhaltensregeln einer Gesellschaft verstößt (Bandura 1973). Doch mit dieser Definition kann aggressives Verhalten leider nicht eindeutig identifiziert werden, wie die Betrachtung des folgenden Beispiels schnell erkennen lässt. Eine Verhaltensregel lautet: „*Man darf einen Menschen nicht mit einem Messer verletzen.*“ Gegen diese Regel verstoßen eindeutig sowohl der Räuber, der sein Opfer mit einem Messer attackiert, als auch der Chirurg, der bei einer Operation ein Messer (das Skalpell) verwendet. Während das Verhalten des Räubers zu Recht als aggressiv bezeichnet werden muss, verbietet sich eine solche Bezeichnung für das Verhalten des Arztes.

Eine in der psychologischen Literatur weit verbreitete Definition der Aggression stammt von Buss. Er umschreibt sie als „a response that delivers noxious stimuli to another organism“. (Buss 1961: 1) Dass diese Definition allerdings ebenfalls zu kurz greift, veranschaulicht ein weiteres Beispiel. Eine Gruppe Fahrgäste steht in einer Straßenbahn, die plötzlich heftig bremsen muss. Ein Fahrgast kann sich nicht rechtzeitig festhalten, verliert seinen Halt und tritt dabei seinem Nebenmann auf den Fuß. Zweifellos hat er diesem einen intensiven schädlichen Reiz zukommen lassen, aber war seine Handlung deshalb aggressiv? Offenbar doch wohl nicht, denn er fügte seinem Mitreisenden diesen Schmerz ja ohne Absicht zu. Die Definition der Aggression von Buss muss also noch um den Aspekt der Motivation erweitert werden, die der jeweiligen Handlung zugrunde liegt.

Für die wissenschaftliche Untersuchung entsprechender Verhaltensweisen ist eine korrekte Festlegung der mit dem Begriff ‚Aggression‘ bezeichneten Sachverhalte erforderlich. Selg stellt hierzu fest: „Mir schwebt ein Aggressionsbegriff vor, der eher eine mittlere Reichweite hat und leidlich befriedigend mit dem Alltagsgebrauch übereinstimmt. Ich möchte es vermeiden, von einer *Definition* der Aggression zu schreiben, denn da könnte ein exaktes Eingrenzen erwartet werden – und das wird nicht möglich sein. Möglich ist allenfalls eine Umschreibung, die Akzente setzt. Eine solche Umschreibung muss brauchbar sein; sie sollte nichts ausschließen, was als Aggressionsforschung bereits hinlänglich bekannt ist (darunter die umfangreiche Erforschung tierischer Aggressionen).“ (Selg et al. 1997: 4)

Berkowitz (1993) versteht unter Aggression jedes Verhalten, das darauf ausgerichtet ist, andere physisch oder psychisch zu schädigen. Selg hat auf diesem Grundgedanken aufbauend die Definition weiter ausformuliert: „*Eine Aggression besteht in einem gegen einen Organismus oder ein Organismussurrogat gerichteten Austeilen schädigender Reize* (,schädigen‘ meint beschädigen, verletzen, zerstören und vernichten; es impliziert aber auch wie ,iniuriam facere‘ oder ,to injure‘ Schmerz zufügende, störende, Ärger erregende und beleidigende Verhaltensweisen, welche der direkten Verhaltensbeobachtung schwerer zugänglich sind); *eine Aggression kann offen* (körperlich, verbal) *oder verdeckt* (phantasiert), *sie kann positiv* (von der Kultur gebilligt) *oder negativ* (missbilligt) *sein*.“ (Selg et al. 1997: 4) [Kursivsetzungen durch die Autoren]

## 3.2 Aggressionstheorien

Im Folgenden sollen einige der großen Theorien umrissen werden, die die Herkunft der Aggression zu erklären versuchen. Es können vereinfacht drei verschiedene Richtungen unterschieden werden: die Triebtheorien (oder Instinkttheorien), die lerntheoretischen Ansätze und die Frustrations-Aggressions-Theorie. Sie unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihrer Reichweite, d. h. in der Frage, ob und in welchem Umfang aggressive Handlungen im Alltag reduziert werden können. Während bei den Triebtheorien diese Möglichkeit verschwindend klein ist, räumt vor allem die Lerntheorie dem Heranwachsenden einen weiten Spielraum von Gestaltungsmöglichkeiten für das Erlernen oder Nicht-Erlernen von aggressivem Verhalten ein.

### 3.2.1 Psychoanalytische Triebtheorie

Bei der Ausarbeitung der Theorie der Psychoanalyse schenkte Freud dem Phänomen der Aggression zunächst nur wenig Aufmerksamkeit. Er hielt den Selbsterhaltungstrieb und die Sexualität für die Kräfte, die den Menschen beherrschen. Adler dagegen veröffentlichte bereits 1908 eine Arbeit, in der er einen Aggressionstrieb postulierte. Nach dem Ersten Weltkrieg und unter seinem Eindruck stellte Freud dem Lebenstrieb Eros den Todestrieb (auch Destruktionstrieb) gegenüber. Dabei wurde die Auffassung, dass das beherrschende Gesetz des psychischen Apparates die Tendenz zur Reduktion der Spannung (oder Erregung) auf ein konstantes niedriges Niveau (das Konstanzprinzip, auf dem das Lustprinzip beruht) oder auf das Nullniveau (das Nirwanaprinzip, auf das sich der Todestrieb gründet) zu einem Axiom des Freudschen Denkens. Das Ziel des Todestriebes besteht somit darin, die innere, nervöse Anspannung und Erregung auf ein möglichst niedriges Niveau zu reduzieren. Die niedrigste Stufe stellt der

Tod dar, das völlige Verschwinden aller Anspannung und Unruhe. Am Streben, das Lebendige zur absoluten Ruhe zu führen, wird der Todestrieb durch seinen Gegenspieler, den Eros, den Lebenstrieb gehindert, indem dieser die Aktionen des Todestriebes nach außen lenkt und so dafür sorgt, dass das Individuum nicht sich, sondern Objekte in der Außenwelt attackiert oder zerstört. Der Todestrieb manifestiert sich also durch Aggressionen gegen andere, er zeigt sich als Aggressionstrieb.

Die den Triebtheorien zugrunde liegenden Annahmen können empirisch nicht überprüft werden. Innerhalb der Psychoanalyse mögen sie in mehr oder weniger modifizierter Form Funktionen übernehmen können, innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung sind sie allerdings nur von geringer Bedeutung.

### 3.2.2 Ethologische Triebtheorie

Konrad Lorenz erhielt 1973 den Nobelpreis für seine Pionierarbeiten auf dem Gebiet der Ethologie: der Lehre vom Verhalten der Tiere in ihrer natürlichen Umgebung. Seine in zahlreichen Arbeiten dargestellten Befunde und Beobachtungen weisen ihn als bedeutenden Tierforscher aus. Mit der Triblehre allerdings, die er in seinem Buch „Das sogenannte Böse“ darlegte, verließ er das Terrain der Tierforschung und schloss in seine Aussagen auch den Menschen ein. Er postulierte vier „große“ Triebe: den Nahrungserwerb, die Fortpflanzung, die Flucht und die Aggression (Lorenz 1963: 136) oder auch „Hunger, Liebe, Flucht und Aggression“ (Lorenz 1963: 149). Wie die anderen Triebe auch ist bei Lorenz der Aggressionstrieb Teil der Erbausstattung des Menschen. Während aber die meisten Tiere mit Hemmungsmechanismen (Demuts- oder Befriedungsgebärden) ausgestattet sind, die bei aggressiven Auseinandersetzungen die Beschä-



digung oder Tötung eines Artgenossen verhindern, fehlt diese „Bremsse“ dem Menschen. Bei seinen Überlegungen, wie die Menschen mit dem Aggressionstrieb umgehen können, führt Lorenz aus: „Zwei naheliegende Versuche, die Aggression zu steuern, sind nach allem, was wir über Instinkte wissen, völlig hoffnungslos. Man kann sie erstens ganz sicher nicht dadurch ausschalten, daß man auslösende Reizsituationen vom Menschen fernhält und man kann sie zweitens nicht dadurch meistern, daß man ein moralisch motiviertes Verbot über sie verhängt. Beides wäre eine ebenso gute Strategie, als wollte man dem Ansteigen des Dampfdruckes in einem dauernd geheizten Kessel dadurch begegnen, daß man am Sicherheitsventil die Verschlussfeder fester schraubt.“ (Lorenz 1963: 384f.)

Lorenz geht von einer mehr oder minder gleichmäßigen Produktion von Aggressionsenergie aus, die sich irgendwo im Körper sammelt und abrufbar dem Individuum zur Verfügung steht. Wenn sie nicht benötigt (und damit verbraucht) wird, kann sie zur kritischen Masse werden: sie drängt von sich aus zur Entladung. Lorenz beschreibt zwei gangbare Wege zum sozial verträglichen Abbau von Aggression: Zum einen, indem sie an Ersatzobjekten abreagiert wird. Es wird also durch Sublimierung eine Katharsis erreicht. Zum anderen kann sie in Form von ritualisierten Kämpfen, wie sie im Sport zu finden sind, abgebaut werden.

Die Kritik stellt heraus, dass im menschlichen Körper keinerlei Anzeichen für ein Triebreservoir zu finden sind; auch im Gehirn ist hierfür keine Spur zu entdecken. Bei aggressiven Aktionen sind zwar etliche Hirnbereiche beteiligt, diese Bereiche sind aber auch für andere emotionale Reaktionen zuständig. Ein weiterer Kritikpunkt zielt auf den Umstand, dass es zwar sehr viele verschiedene Formen von Aggression gibt, denen aber nach Lorenz lediglich ein Aggressionstrieb zugrunde liege. Wenn schon Aggression auf eine Triebbasis zurückge-

führt werde, dann müsse für jede Art von Aggression auch der entsprechende Trieb in der Theorie postuliert werden (Berkowitz 1993). Eine interessante These für die schnelle Verbreitung der Triebtheorien in Österreich, Deutschland und den USA liefern Selg et al. (1997). Sie wird damit erklärt, „daß sie denjenigen eine Entschuldigung liefern konnten, deren Weste nach dem Zweiten Weltkrieg auch 1963, als sein Buch erschien, noch nicht wieder ganz rein war (...)“. (Selg et al. 1997: 22) Es bleibt festzuhalten: Menschen besitzen zwar die Fähigkeit sich aggressiv oder gewalttätig zu verhalten, es konnte bisher aber kein Hinweis dafür gefunden werden, dass sie einen (immer wieder anwachsenden und nach Entladung drängenden) biologischen Trieb haben, der sie zwingen würde, andere zu attackieren oder gar zu vernichten. Dennoch findet auch in modernen Abhandlungen der triebtheoretische Ansatz in modifizierter Form weiterhin Berücksichtigung (vgl. hierzu Kalveram 1999).

### 3.2.3 Soziales Lernen und Aggression

Forscher, die einen sozialpsychologischen Erklärungsansatz des Verhaltens wählen, tendieren gewöhnlich dazu, Aggressionen als einen Satz von erworbenen Verhaltensweisen zu betrachten. Angeborene biologische Determinanten der Aggression spielen dabei keine entscheidende Rolle. Auch für den Erwerb von Aggression gelten die Prinzipien der sozialen Lerntheorie. Dabei werden drei Aspekte besonders hervorgehoben und gezielt untersucht (Bandura 1973):

- die Eigenarten und Bedingungen der sozialen Umgebung, die das erstmalige Erlernen des aggressiven Verhaltens ermöglichen und begünstigen,
- Umgebungseinflüsse, die die Darstellung des bereits gelernten aggressiven Verhaltens fördern,

- Bedingungen, die das aggressive Verhalten aufrechterhalten.

Kinder lernen vieles von Erwachsenen oder anderen Kindern durch Beobachtung und Nachahmung („Lernen am Modell“ oder „Imitationslernen“). Viele Verhaltensweisen werden zuerst vorgemacht, dann wird das Kind zur Wiederholung aufgefordert. Kinder üben so u. a. wie man einen Ball wirft, eine Tür öffnet, auf einem Fahrrad fährt oder ein Telefon bedient. Es ist bei dieser Lernart nun keineswegs immer erforderlich, dass das konkrete Nachmachen unmittelbar nach der Beobachtung erfolgt, denn das Kind kann die visuelle Vorstellung des Modellverhaltens solange im Gedächtnis speichern, bis sich eine Gelegenheit für die Ausführung dieses Verhaltens bietet.

Auch aggressives Verhalten kann auf diese Art gelernt werden, wie die Untersuchungen von Bandura et al. (1963) zeigen. Einer Gruppe von Mädchen und Jungen im Vorschulalter wurde ein Film gezeigt, in dem eine Frau einen Raum betrat, in dem verschiedene Spielsachen zu sehen waren, u. a. auch eine Clownsfigur aus Plastik. Nachdem die Frau sich eine Zeit lang mit dem Spielzeug beschäftigt hat, begann sie, die Clownspuppe körperlich zu attackieren, wobei sie auch eine besondere Form von verbalen Aggressionen zeigte. Einige der gezeigten aggressiven Verhaltensweisen waren absichtlich ziemlich eigenartig. Die Untersucher gingen davon aus, dass diese Verhaltens- und Sprechweisen von den Kindern weder zufällig produziert noch präzise imitiert werden konnten. Eine zweite Kindergruppe betrachtete einen anderen Film, der die gleiche Frau beim Spielen in der gleichen Umgebung zeigte. Sie zeigte hierbei aber weder verbale noch körperliche Aggressionen. Bei der Betrachtung der Filme saßen beide Kindergruppen still und verhielten sich passiv. Später wurden die Kinder in den Raum mit den Spielsachen geführt, in dem sich im Film auch die Frau aufgehalten hat, und durften dort frei spielen. Kinder, die den Film mit der aggressiven Frau gesehen hatten, zeigten häufiger

Aggressionen, sie bemühten sich dabei auch, das ungewöhnliche verbale und physische Verhalten der Frau selbst auszuführen. Obwohl die Kinder weder Gelegenheit für das Einüben der aggressiven Verhaltensweisen erhalten hatten noch mit der Produktion von Aggression eine Belohnung verbunden war, nahmen sie dennoch die Frau als Modell und imitierten ihr aggressives Verhalten. Ob und wann eine vom Modell gelernte aggressive Verhaltensweise vom Kind gezeigt wird, hängt auch von den beobachteten Konsequenzen für das Modell ab. Wird das Modell für aggressive Handlungen bestraft, so stellt das Kind eine Verknüpfung zwischen Aggressionen und Strafe her. Es lernt, dass es bei entsprechenden Handlungen Angst vor Strafe haben muss. Bandura (1965) untersuchte diesen Zusammenhang, wobei er drei Kleinkindergruppen Filme mit einem männlichen Modell vorführte. Die erste Gruppe sah einen Film, in dem das Modell für seine gezeigten Aggressionen belohnt wurde. In dem Film der zweiten Gruppe wurde das Modell für sein aggressives Verhalten bestraft. Die dritte Gruppe sah einen Film, in dem das Modell für sein aggressives Verhalten weder bestraft noch belohnt wurde. In der anschließenden Spielphase zeigten Kinder aus der zweiten Gruppe weniger Aggressionen als die Kinder der beiden anderen Gruppen. Wurde jedoch für das Nachmachen des beobachteten Modellverhaltens eine attraktive Belohnung ausgesetzt, so verschwanden alle Unterschiede zwischen den Gruppen: auch die Kinder, die gesehen hatten, wie das Modell für sein Verhalten bestraft wurde, hatten das entsprechende Verhalten abrufbar im Gedächtnis gespeichert, auch wenn sie dieses Verhalten im spontanen Spiel nicht reproduzierten.

Auch durch die Betrachtung entsprechender Fernsehprogramme können Kinder aggressives Verhalten lernen, wie in einer Langzeitstudie von Eron, Lefkowitz, Walder und Huesmann gezeigt wurde. Einbezogen in diese Untersuchung wurden Jungen und Mädchen, die die dritte Klasse besuchten. Zunächst wurde der Ausprägungsgrad der

individuellen Aggressivität der Kinder durch ihre Mitschüler und Eltern sowie durch sie selbst eingeschätzt (Eron et al. 1971). Außerdem wurde ihre Vorliebe für die Betrachtung von Gewaltdarstellungen im Fernsehen ermittelt. Nach Ablauf von zehn Jahren wurde die Einschätzung dieser Variablen bei einem Großteil der Kinder der ursprünglichen Gesamtgruppe wiederholt (Lefkowitz et al. 1977). Für Jungen konnte eine positive signifikante Korrelation zwischen dem Hang zur Betrachtung von Gewalt im Fernsehen und der Ausprägung von Aggressivität zehn Jahre später ermittelt werden. Das Ergebnis dieser Datenanalyse stützte bei Jungen die Hypothese, dass die Betrachtung von Gewalttaten im Fernsehen während der Kindheit die Ausbildung von Aggressivität im frühen Jugendalter fördert, und zwar unabhängig von Variablen wie Sozialstatus der Eltern, Ausmaß der Aggressivität der Eltern oder Intelligenz des Jungen. Für Mädchen musste diese Hypothese allerdings verworfen werden, da keine signifikante Korrelation zwischen der Neigung zur Betrachtung von Gewaltdarstellungen im Fernsehen als Achtjährige mit der Ausprägung ihrer Aggressivität zehn Jahre später ermittelt werden konnte.

Zwölf Jahre später führten Huesmann et al. an 295 Personen aus der ursprünglichen Gesamtgruppe eine zweite Nachuntersuchung durch. Dabei führten sie mit den Probanden und (soweit vorhanden) ihren Ehepartnern und Kindern Interviews, außerdem bezogen sie auch Führungszeugnisse sowie Strafregisterauszüge in ihre Untersuchung ein. Die Auswertung der erhobenen Daten zeigt, dass Aggressivität in der Kindheit als ein Prädiktor sowohl für aggressives als auch für kriminelles Verhalten 22 Jahre später betrachtet werden kann. Außerdem berechneten sie bei Männern eine signifikante Korrelation zwischen der Schwere der begangenen kriminellen Taten und der Häufigkeit der Betrachtung von Gewalttaten im Fernsehen als Achtjährige (Huesmann et al. 1984).

Singer und Singer führten eine einjährige Untersuchung an 141 Mädchen und Jungen im Kindergartenalter durch, bei der sie überprüfen wollten, ob es einen Zusammenhang zwischen der Betrachtung von Gewalt im Fernsehen und aggressivem Verhalten gibt. Im Abstand von jeweils einem Vierteljahr ließen sie die Eltern zwei Wochen lang ein Tagebuch über den Fernsehkonsum ihrer Kinder führen, während Beobachter aggressives Verhalten im Kindergarten registrierten. Die abschließende Datenanalyse zeigte eine signifikante Korrelation zwischen aggressivem Verhalten und der Zeitdauer, die für die Betrachtung von Fernsehsendungen mit relativ großem Gewaltanteil aufgebracht wurde. Dies galt sowohl für Jungen als auch für Mädchen (Singer/Singer 1981).

#### 3.2.4 Frustrations-Aggressions-Theorie

Die sicherlich bekannteste psychologische Aggressionstheorie stammt aus dem Jahr 1939 und wurde von den Sozialwissenschaftlern Dollard, Doob, Miller, Mowrer und Sears der Yale Universität publiziert. In einfache Worte gefasst sagt diese Theorie, dass

- a) einer Aggression immer eine Frustration vorausgeht und dass
- b) einer Frustration immer eine Aggression folgt.

Dollard et al. definierten dabei Frustration als eine äußere Bedingung, die verhindert, dass eine Person den oder die von ihr erhofften positiven Reiz(e) erreichen kann. Dabei ist die Größe des so erzeugten aggressiven Dranges proportional zu der Größe der erwarteten Befriedigung. Relevant ist also nicht allein das Ausbleiben eines Erfolges, einer Belohnung oder Befriedigung, sondern auch die Erwartungshaltung der betreffenden Person. Anders gesagt: wer nichts erwartet, kann auch nicht frustriert werden. In der von Berkowitz (1993) vorge-

nommenen Modifikation dieser Definition wird Frustration als eine Barriere vor dem Erreichen eines erwarteten Zieles bezeichnet, die als Initiierung für die Erzeugung einer *emotionalen* Aggression fungiert: wird eine erwartete Befriedigung nicht erreicht, kann daraus ein Drang zur Aggression resultieren. Eine wesentliche Rolle spielt auch die durch die betroffene Person vorgenommene Bewertung der jeweiligen Hindernisse, die sich vor das Ziel schieben: die Reaktionen fallen dann um so aggressiver aus, je mehr die Person den Eindruck gewinnt, sie würde vorsätzlich und/oder unfair oder sogar mit illegalen Mitteln ge- oder behindert (Pastore 1952). Mit dem Einfluss dieser Bewertung auf die Entstehung der Aggressionen beschäftigt sich die Attributionstheorie. Im Zentrum dieses theoretischen Ansatzes steht der Bereich der sozialen Wahrnehmung. Der Akt der Attributierung beinhaltet den Vorgang, mit dem eine Person sich selbst oder einem anderen Menschen einen Wesenszug (oder eine Persönlichkeitseigenschaft, ein Gefühl oder ein Motiv etc.) zuschreibt. Moderne Ansätze in der Attributionsforschung (Meyer/Schmalt 1978) beschäftigen sich mit der Frage, wie Menschen anderen Personen Eigenschaften oder Persönlichkeitsbezüge beimessen (attributieren). Vereinfacht ausgedrückt besagt diese Theorie, dass im sozialen Bereich sich immer wieder folgender Vorgang abspielt: A-Person beobachtet B-Person bei einem bestimmten Verhalten. Aus dem beobachteten Verhalten schlussfolgert A-Person auf die Absicht von B-Person und spricht ihr dann eine Motivation zu, die mit dem beobachteten Verhalten in Übereinstimmung ist. Dem Verhalten von A-Person liegt also die allen Menschen gemeinsame Tendenz zugrunde, beobachtete Ereignisse auf die ihnen zugrunde liegenden Ursachen zurückzuführen. Das eigene und fremde Verhalten bekommt so eine Bedeutung und wird vorhersehbar und erklärbar.

Wenn bei einer konkreten Interaktion A-Person von B-Person am Erreichen eines Zieles gehindert wird, dann wird A-Person vermutlich

nur dann auf B-Person ärgerlich reagieren, wenn sie der Ursache für diese Behinderung bestimmte Charakteristika zuschreibt:

- die Ursache muss *innerlich* sein, d. h. sie muss in der Persönlichkeitsstruktur oder in der Motivation von B-Person begründet sein, sie sollte also eher keine äußeren Gründe haben, wie sie z. B. in den Bedingungen der Situation gegeben sein könnten;
- die Ursache muss *kontrollier- und steuerbar* sein, d. h. das Verhalten von B-Person muss bewusst und vorsätzlich sein;
- die Ursache muss *unangepasst* sein, d. h. sie sollte einen deutlichen Verstoß gegen die allgemein akzeptierten Verhaltensregeln darstellen (Weiner et al. 1982; Weiner 1985).

Berkowitz (1989) betont in seiner Revision der Frustrations-Aggressions-Theorie, dass mit jeder Frustration, die eine Aggression produziert, die Empfindung von Missbehagen verbunden ist, und dass dieses negative Gefühl der Grundantrieb für eine aggressive Neigung ist.

Außer von sozialen Faktoren können negative Empfindungen auch von situativen Komponenten bedingt werden. So kann eine hohe Lufttemperatur die Gewaltbereitschaft steigern. Untersuchungen über den Zusammenhang von Hitze und der Bereitschaft zu aggressiven Verhaltensweisen wurden u. a. durchgeführt von Cohen (1941), Baron (1972), Palamarek & Rule (1979) und Kenrick & McFarlan (1986). Das die Aggressionsbereitschaft steigernde Missbehagen kann auch durch Lärm hervorgerufen werden, wie u. a. Geen & O'Neal (1969), Glass & Singer (1972) und Donnerstein & Wilson (1976) nachgewiesen haben. Aber auch die Schadstoffbelastung der Luft kann ein körperliches Unbehagen bedingen und so auf die Neigung zu aggressiven Handlungen einwirken. Der Einfluss, den die Belästigung durch Tabakrauch auf die Gewaltbereitschaft von Menschen hat, wurde von



Jones & Bogat (1978) sowie von Zillmann et al. (1981) untersucht. Rotton & Frey (1985) konnten diesen Effekt für Ozon (im Zusammenhang mit klimatischen Einflüssen) nachweisen. Dass mit Enge und mit Gedränge in einer Menschenmasse ein deutliches Unbehagen einhergeht, das die Bereitschaft für aggressives Verhalten steigern kann, zeigten Griffitt & Veitch (1971) sowie Freedman et al. (1972).

### **3.3 Formen der Aggression**

In der Literatur werden zwei Grundformen von aggressivem Verhalten unterschieden, die durch die folgenden Beispiele veranschaulicht werden sollen. Ein Vater ist über eine ungehörige, freche Bemerkung seines Sohnes so weit außer sich geraten, dass er ihn im Zorn verprügelt. Solch ein Verhalten ist zweifelsfrei der Ausdruck eines inneren, psychischen Dranges. Sein Ziel ist in erster Linie die Bestrafung des Flegels, er will ihm körperliche Schmerzen zufügen. Ein anderer Vater reagiert auf die gleiche ungehörig freche Bemerkung seines Sohnes ebenfalls mit Prügel. Dabei ist er nicht zornig, sondern gefühlsmäßig nahezu unbeteiligt. Er geht davon aus, dass er seinen Sohn zu Recht verprügelt und dass es darüber hinaus erforderlich sei, seine Dominanz gegenüber seinem Sohn zu demonstrieren, auf die er bei der weiteren Erziehungsarbeit zurückgreifen können muss, soll diese erfolgreich sein. Er möchte, dass sein Sohn gut erzogen wird, freche Bemerkungen soll er in Zukunft unterlassen. Die Gefühle des Vaters für seinen Sohn sind durchaus positiv.

Das Verhalten des ersten Vaters zeigt starke emotionale Komponenten wie Ärger und Wut, Enttäuschung über den geringen bisherigen Erziehungserfolg. Er reagiert spontan und impulsiv, aus einem Affekt heraus, zumal er sich persönlich gekränkt fühlt. Resultiert aggressives Verhalten aus diesen Motiven, dann bezeichnet Berkowitz (1993) es

als „*emotional aggression*“, Geen (1999) nennt es „*affective aggression*“. Ganz anders stellt sich die Aktion des zweiten Vaters dar. Sie ist überlegt und zielgerichtet, Anzeichen für einen Kontrollverlust sind nicht erkennbar. Der Vater reagiert sachlich auf situative Komponenten. Er setzt dabei die aggressive Handlung als ein Mittel, als ein Instrument ein, mit dessen Hilfe ein bestimmtes (Erziehungs-) Ziel erreicht werden soll. Mit seiner Handlung verfolgt er überwiegend rationale Ziele. Eine so motivierte Aggression wird in der Literatur durchgängig als „*instrumental aggression*“ bezeichnet.

Es ist wichtig, zwischen instrumenteller und emotionaler (bzw. affektiver) Aggression zu unterscheiden, da sie aus verschiedenen Quellen gespeist werden. Aggressive Handlungen, die Ziele wie schnellen Gelderwerb, Steigerung des sozialen Status, Festigung des Selbstbewusstseins oder Beendigung einer unangenehmen Situation verfolgen, unterscheiden sich wesentlich von Angriffen, die von einer affektiven Erregung initiiert werden.

Beide Aggressionsformen sind im menschlichen Verhaltensrepertoire enthalten. Menschen verhalten sich keineswegs immer vernünftig und verfolgen keineswegs immer überlegte Ziele. Das Insistieren auf der Annahme, *jede* menschliche Handlung erfolge nach rationalen Gesichtspunkten, würde blind machen für die komplexe und vielschichtige Natur des menschlichen Verhaltens. Vielen Aktionen liegen sicherlich vorhergehende Überlegungen und Berechnungen zugrunde. Fundierte Kosten-Nutzen-Analysen regulieren zwar oft, aber keineswegs immer menschliches Handeln. Auch ansonsten sachlich und nüchtern agierende Menschen können zu bestimmten Zeiten hoch emotional sein und sich dann von den Gefühlen und Impulsen des Moments fortreißen lassen. Die menschliche Emotionalität zu verneinen, hieße einen wesentlichen Teil des Menschseins zu leugnen. Trotz der Unterscheidung zwischen der instrumentellen und der emotionalen

Aggression soll damit keineswegs gesagt werden, dass emotionale Aggressionen kein Ziel hätten. Die primäre und damit entscheidende Absicht der emotionalen Aggression aber bleibt die Schädigung oder Zerstörung des Opfers, auch dann, wenn zusätzlich noch andere Ziele erkennbar sind.

Eine Frau, die sich mit einer Pistole gegen die Gewaltanwendung eines Mannes verteidigt, möchte zwar mit dem Schuss auf ihren Peiniger zunächst einmal dessen Angriff und Schläge stoppen, zusätzlich aber möchte sie ihm noch einen heftigen Schmerz zufügen. Die Stärke und Intensität einer emotionalen Aggression wird entscheidend von der Größe der inneren Erregung des Aggressors bestimmt und von ihr initiiert. Dies geschieht in einer weitgehend spontanen und unreflektierten Art und Weise. So stellt die bedrängte Frau im obigen Beispiel nicht erst umfangreiche Überlegungen über das Für und Wider ihres Vorgehens an, die als Grundlage für die Erstellung einer Kosten-Nutzen-Analyse dienen. Sie hat nur das Verlangen nach Beendigung ihrer Qualen und sie will ihrerseits dem Angreifer Schmerzen zufügen, ihn möglicherweise sogar vernichten. Ihr aggressives Verhalten wird von ihrer starken inneren Erregung getragen. Dies bedeutet nun aber nicht, dass *alle* emotionalen Angriffe notwendigerweise völlig ungesteuert und damit unbeherrschbar ablaufen müssten. Verbote oder Normen können in gewissem Umfang die Realisierung einer Aggression verhindern. Hierbei spielt das in früheren Lernprozessen erworbene Regelwissen eine entscheidende Rolle (*Physische Aggressionen sind primitiv und verwerflich! Aggressive Handlungen werden bestraft.*). Eine Mutter, die sich heftig über ihre ungehorsame Tochter ärgert, wird sie zwar ausschimpfen und ihr möglicherweise sogar eine Ohrfeige geben. Sie wird aber aufgrund internalisierter Verhaltensregeln sich nicht so weit gehen lassen, dass sie ihre Tochter treten oder gar mit einem Knüttel verprügeln würde. Die zulässigen und sozial akzeptierten Grenzen des aggressiven Ver-

haltens werden von vielen Menschen auch dann noch respektiert, wenn sie wütend sind. Durch diese Verbote soll verhindert werden, dass in solchen Situationen jemandem ernsthafter Schaden zugefügt wird. Je erregter aber der Aggressor ist, desto schwächer wird die Wirkung dieser relativ automatischen (weitgehend im Unterbewusstsein verankerten) Hemmungen und desto ineffektiver werden damit auch die Verbote.

### **3.4 Die gewaltbereite Persönlichkeit**

Es ist eine weit verbreitete Volksmeinung, dass „aggressive Typen“ einen Großteil der gefährlichen Kriminellen ausmachen. Damit wird unterstellt, dass es Menschen gibt, die über dauerhafte Persönlichkeitseigenschaften verfügen, die dasselbe aggressive Verhalten unabhängig vom situationellen Kontext immer wieder hervorbringen. Ein solches konsistentes Verhalten existiert nach Mischel (1968) allerdings lediglich in relativ gleichen Situationen. Dies bedeutet, dass Personen mit Gewaltbereitschaft andere nur dann angreifen, wenn der gegebene Kontext jeweils für sie eine bestimmte Bedeutung hat, z. B. wenn sie glauben, sie würden bedroht, gedemütigt oder beleidigt. Wie auch immer man sich die aggressive Disposition vorstellen mag – als dauerhafte innere geistige Struktur, etwa als die Neigung, auf bestimmte Situationen mit einem bestimmten Verhalten zu reagieren, oder als irgendetwas anderes – nach Mischel scheint es beim Vergleich der einzelnen Situationen hinsichtlich des Ausmaßes der gezeigten Aggression relativ wenig Konsistenz zu geben.

Die Konsistenz von Aggression kann durch den Vergleich des aggressiven Verhaltens in zwei Situationen ermittelt werden. Dabei hat die zeitliche Distanz zwischen diesen beiden Situationen großes Gewicht, denn es ist von großer Bedeutung, ob einerseits lediglich Sekunden

oder Minuten oder andererseits Monate oder Jahre vergangen sind. Im ersten Fall handelt es sich um eine relative Gleichzeitigkeit, während es sich im zweiten Fall um eine Langzeit-Konsistenz handelt.

Es gibt in der Tat sehr rigide Leute, die dazu tendieren, *immer* wenn die Situation es zulässt in der gleichen Art und Weise verfahren. Dies gilt auch für den Bereich des aggressiven Verhaltens: besitzen sie eine aggressive Disposition, dann werden sie bei gegebener Gelegenheit immer Opfer quälen und/oder angreifen; verfügen diese Leute über eine unaggressive Disposition, dann werden sie sich in entsprechenden Situationen immer friedlich verhalten. Die meisten Menschen sind allerdings nicht in diesem Ausmaß festgelegt und zeigen daher in ihrem Verhalten eine größere Variationsbreite.

Aus dem Bereich der Lernpsychologie stammt der Begriff der Generalisation. Es wird dort zwischen der Reiz- und der Antwort- bzw. Reaktion-Generalisation unterschieden.

- a) Reiz-Generalisation: eine relativ große Zahl von unterschiedlichen Reizen oder Reizsituationen ruft stets die gleiche Antwort hervor (z. B. eine physische oder verbale Aggression).
- b) Antwort-Generalisation: ein Situationsreiz aktiviert die Verhaltensdisposition und die ihr zugrunde liegende Tendenz kann sich in einem relativ breiten Bereich von scheinbar unterschiedlichen Antworten manifestieren. Im Bereich der Aggression hängt dann die konkrete Reaktion u. a. davon ab, in welchem Ausmaß die betreffende Person erregt ist, welche Form der Aggression möglich ist oder welche erkennbaren Nachteile mit der jeweiligen Aktion in der konkreten Situation verbunden sein können.

Im Bereich der Aggression treten sowohl Reiz- als auch Antwort-Generalisation auf. Um dies zu belegen, führten Loeber & Dishon

(1984) eine Untersuchung an 9- bis 16-jährigen Schuljungen durch, die sie sowohl von ihren Eltern als auch von ihren Lehrern beurteilen ließen. Anhand dieser Beurteilungen stellten sie vier Gruppen zusammen: a) Jungen, die sowohl zu Hause als auch in der Schule aggressiv waren, Jungen die sich b) nur zu Hause oder c) nur in der Schule aggressiv verhielten, und d) Jungen, bei denen nur wenig bzw. keine Aggression registriert wurde. Diese Studie zeigte, dass überwiegend die Kinder und Jugendlichen mit dem Gesetz in Konflikt gerieten, die sich sowohl zu Hause als auch in der Schule sehr aggressiv verhielten, bei denen also sowohl eine Reiz- als auch eine Antwort-Generalisation stattgefunden hat. Die gleichen starken Neigungen, die sie veranlassten, sich in den unterschiedlichen Situationen aggressiv zu verhalten, führten auch dazu, dass sie aufgrund ihres antisozialen Verhaltens Schwierigkeiten mit der Polizei bekamen. Man kann feststellen, dass gewaltbereite Menschen geneigt sind, auf viele situative Reize mit aggressivem Verhalten zu reagieren. Dies liegt daran, dass sie nahezu jede Gegebenheit einer Situation in ihrer Vorstellung mit Aggression verknüpfen. Die Begegnung mit diesen Reizen ruft bei ihnen eine ziemlich starke, aggressiv gefärbte Erwartung oder motorische Reaktion hervor und dieser Vorgang ist bereits so sehr eingeschliffen, dass er nahezu automatisch abläuft. Bei diesen Menschen ist deshalb keine aktuelle Bedrohung oder Herausforderung oder Beleidigung erforderlich, damit sie sich aggressiv verhalten. Sie aktivieren feindliche Einstellungen oder aggressive Neigungen bereits dann, wenn sie Gewalt im Fernsehen beobachten oder wenn sie Meldungen über Gewalt lesen. Natürlich reicht auch bei diesen sehr aggressiven Menschen ein Film oder eine Meldung allein nicht aus, um unmittelbar eine Gewalttat gegen andere zu begehen. Die von den Gewaltdarstellungen in den Medien erzeugten aggressiven Vorstellungen und Handlungstendenzen, bleiben jedoch in diesen Personen solange existent, bis durch eine entsprechende Situation ein aktueller Handlungsanstoß erfolgt.

Aufgrund der starken assoziativen Verknüpfung zwischen Reiz und Antwort ist es möglich, hoch aggressive Personen in Persönlichkeitstests zu erkennen. Voraussetzung ist allerdings ihre Bereitschaft zu einer ernsthaften Mitarbeit. Spielberger et al. (1983) konstruierten die *State-Trait Anger Scale*, ein Messinstrument zur Abschätzung der individuellen Neigung, im sozialen Bereich ärgerlich zu reagieren. Bei diesem Testverfahren werden zehn unterschiedliche Feststellungen vorgestellt (z. B. „Ich werde ärgerlich, wenn ich durch Fehler anderer gebremst werde.“). Von den Probanden wird erfragt, mit welcher Häufigkeit die jeweilige Aussage auf sie zutrifft. Die Antwortspanne reicht von „fast immer“ bis „fast niemals“. Deffenbacher et al. (1986) verwandten in einem Versuch diese Skala. Sie ließen männliche und weibliche Studenten in einem Tagebuch notieren, welche Ereignisse bei ihnen Ärger verursachten und wie groß dieser Ärger war. Dabei konnten sie feststellen, dass die Studenten, die die höchsten Werte in der State-Trait Anger Scale erzielten (d. h. die von sich sagten, dass sie sich relativ häufig ärgerten), auch in ihren Tagebucheintragungen die meisten und intensivsten Ärgererlebnisse festgehalten hatten.

Zu diesem Persönlichkeitstest muss einschränkend angemerkt werden, dass er in erster Linie die *Bereitschaft* abschätzt, ärgerlich zu werden. Solch eine Bereitschaft wird nun nicht immer in eine offene Aggression überführt. So untersuchte Weber (1999) die Beziehungen von Ärger und Aggression sowie ihre Wechselwirkungen und führte hierzu aus: „Ob Ärger zu aggressivem Verhalten führt, hängt einem weitgehenden theoretischen Konsens zufolge von einer Reihe von Faktoren ab, neben der Intensität der Erregung und situativen Einflüssen vor allem von Prozessen der Verhaltensregulation und Verhaltenskontrolle (...)“ (Weber 1999: 139f.) Es ist auch möglich, dass die latente Disposition für Aggression nicht immer aktiviert ist. Gewaltbereite Personen müssen zunächst etwas erleben, das für sie eine ärgerli-

che oder unangenehme Qualität hat, um ihre aggressiven Verhaltensweisen zu mobilisieren. Sie besitzen häufig die Fähigkeit, selbst in ambivalenten Situationen (vermeintlich) gegen sie gerichtete Affronts oder Herausforderungen zu entdecken, auf die sie dann mit sehr großer emotionaler Erregung reagieren. So fällt es diesen Personen leicht, folgende Verhaltenskette zu durchlaufen: a) sie glauben, dass jemand in der Umgebung sie anstarre, b) sie interpretieren dieses Anstarren als Herausforderung oder Beleidigung und c) sie werden darüber sehr wütend. Trotz Aktivierung der Gewaltbereitschaft können sich diese Leute in bestimmten Situationen sehr wohl zurückhalten und auf körperliche Angriffe verzichten, z. B. dann, wenn sie eine Strafe fürchten müssen. Auch kann ein eindeutiges, klares und bestimmtes Verhalten des Gegenüber die Gewaltbereitschaft im Keim ersticken (Lesser 1957).

#### 3.4.1 Stabilität von aggressivem Verhalten

Aggressives Verhalten ist offensichtlich über kurze Zeitspannen relativ konsistent. Wie sieht es aber mit der Konsistenz über eine längere Zeitspanne aus? Erst auf der Basis dieses Wissens können bei Jugendlichen Aussagen darüber gemacht werden, ob sich dieses Verhalten im Laufe der Zeit verlieren wird oder ob sein Umfang konstant bleibt, und ob daraus möglicherweise später antisoziale Auffälligkeiten resultieren werden. Olweus (1979) erstellte eine Synopse aus 16 Untersuchungen, in denen das aggressive Verhalten von Jungen im Alter von 2 bis 18 Jahren in Intervallen von 6 Monaten bis zu einem Alter von mehr als zwanzig Jahren mit unterschiedlichen Methoden (direkte Beobachtung, Einstufung durch Lehrer, Befragung von Alterskameraden) erfasst wurde. In allen Untersuchungen wurde die Ausprägung der Aggression bei der Ersterfassung mit der Ausprägung bei der Folgeuntersuchung verglichen. Es sollte so geklärt wer-



den, ob die Jungen, die zu Beginn der Untersuchung hoch aggressiv waren, auch später noch dieses Ausmaß an Aggressivität zeigten. Dabei stellte Olweus eine verhältnismäßig große Übereinstimmung zwischen den Untersuchungen fest. Lagen zwischen der Erst- und der Folgeerfassung nicht mehr als zwölf Monate, so erreichte der durchschnittliche Korrelationskoeffizient einen Wert von .7; lagen die Erfassungen länger auseinander (bis zu 21 Jahre), so verringerte sich der durchschnittliche Korrelationskoeffizient auf .4. Bei vielen Personen konnte im Laufe der Zeit zumindest eine teilweise Verhaltensänderung beobachtet werden. Bei Jungen aber, die bereits in jungen Jahren durch hohe Aggressivität auffielen, bestand eine große Wahrscheinlichkeit, dass sie auch noch nach Jahren dieses relativ starke aggressive Verhalten zeigten.

West (1969), West/Farrington (1973; 1977) und Farrington (1989a; 1989b) führten ebenfalls Langzeitstudien durch. Dabei wurde das aggressive Verhalten von 400 Jungen aus einem Arbeiterbezirk von London über einen langen Zeitraum erfasst. Die Jungen waren zum Zeitpunkt der Ersterfassung etwa 9 Jahre alt, die nächsten Erhebungen fanden statt, als sie ca. 13, 17, 21 und 32 Jahre alt waren. Natürlich veränderten die meisten Personen im Laufe der Jahre ihr Verhalten in der einen oder anderen Richtung. Festgestellt werden konnte jedoch, dass die Personen, die bereits sehr früh zur Gruppe der Hochaggressiven gehörten, auch diejenigen waren, die ihr Verhalten am wenigsten änderten. Weiter wurde festgestellt, dass von den hoch aggressiven Neunjährigen nach 12 Jahren bereits 14 % wegen Gewalttaten verurteilt worden waren, bei den Nichtaggressiven waren es dagegen lediglich 4 %. In der letzten Erfassung, als die Probanden 32 Jahre alt waren, zeigte es sich schließlich, dass bei den hoch aggressiven Personen der Anteil der verurteilten Gewalttäter auf 22 % gestiegen war, bei der Gruppe der weniger Aggressiven betrug er 7 %. Hoch aggressives Verhalten in der Kindheit und frühen Jugend war mit hoher

Aggressivität von 17-Jährigen verbunden und konnte außerdem auch als ein Risikofaktor für späteres kriminelles Verhalten betrachtet werden.

Eron et al. (1987) führten eine Untersuchung mit 870 Jungen und Mädchen über einen ähnlich langen Zeitraum durch. Die Kinder waren bei der Ersterfassung ihres aggressiven Verhaltens mindestens acht Jahre alt und besuchten die dritte Klasse. Die Folgeerfassung wurde etwa zehn Jahre später durchgeführt. Sowohl Jungen und Mädchen, die bei Beginn der Studie als hoch aggressiv eingestuft wurden, gehörten bei der Zweituntersuchung zur Gruppe mit den höchsten Aggressionswerten, die Ausprägungen der Aggressivität waren über diesen Zeitraum konsistent. Die Autoren stellten weiterhin fest, dass die mit acht Jahren bereits als sehr aggressiv eingestuften Kinder mit einer dreimal größeren Wahrscheinlichkeit kriminell wurden als ihre nicht aggressiven Alterskameraden.

Loeber & Schmalzing (1985) werteten 28 Studien über soziale Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen aus. Sie fanden zwei Extrempositionen. Auf der einen Seite standen Kinder und Jugendliche, die ihr antisoziales und aggressives Verhalten offen zeigten und wie sie z. B. von Eron et al. oder West & Farington auch gefunden worden waren. Das andere Extrem wurde von Kindern und Jugendlichen gebildet, die sich zwar oft antisozial verhielten (Eigentumsdelikte und sonstige Gesetzesübertretungen), die aber keinen offenen Zug zur Gewalt erkennen ließen. Aggressives Verhalten sollte also nicht automatisch mit kriminellem oder moralisch schlechtem bzw. antisozialem Verhalten gleichgesetzt werden. Es gibt sehr wohl Personen, die man mit Fug und Recht als antisozial bezeichnen kann, ohne dass sie besonders aggressiv wären, ohne dass man sie leicht provozieren könnte und die auch nicht schnell explodieren oder in Rage geraten.

### 3.4.2 Typen von hoch aggressiven Personen

Wie bereits ausgeführt wurde, sind einige Gewalttaten Ausdruck von emotionalen Aggressionen, während andere überwiegend auf instrumentelle Aggressionen zurückzuführen sind. Diese Unterscheidung kann auch auf Hochaggressive angewendet werden, solange berücksichtigt wird, dass es sich hierbei um Idealformen (oder Typen) von Personen handelt, dass also das Verhalten realer Personen keineswegs immer restlos der einen oder der anderen Kategorie zugeordnet werden kann. Einige hoch aggressive Personen reagieren sehr schnell und intensiv emotional. Man bezeichnet sie daher häufig als ‚heißblütig‘. Dennoch können auch diese temperamentvollen Menschen vorsätzliche Aggressionen umsichtig planen und ‚cool‘ durchführen. Überwiegend instrumentell orientierte Personen, die mit Aggressionen ganz bestimmte Ziele wie Macht, Prestige (Status) oder größere finanzielle Möglichkeiten erreichen wollen, können gelegentlich ihre Fassung verlieren und außer sich vor Wut auf andere einschlagen. Hoch aggressive Menschen sind somit überwiegend oder hauptsächlich entweder der einen oder der anderen Kategorie zuzurechnen.

Schulrabauken sind ein Paradebeispiel für instrumentell orientierte Aggressoren. Oft versuchen sie, durch gezielte Einschüchterung oder kalkulierte Angriffe Einfluss auf oder Macht über Mitschüler zu gewinnen. Olweus (1978) führte eine Untersuchung an 1 000 schwedischen Schuljungen im Alter von 12 bis 16 Jahren durch. Er stellte dabei fest, dass etwa 5 % der Jungen als Rabauken gelten konnten. Diese Jungen initiierten selbst gezielt die Aggressionen, bei denen es sich keineswegs um Antworten auf spezifische, unangenehme Bedingungen handelte. Bei ihren Aktionen schlugen die Jungen nicht gedankenlos oder in Rage auf andere ein, sie agierten vielmehr überlegt und ohne emotionale Reaktionen zu zeigen. Olweus glaubt nicht, dass diese Jungen durch ihre Handlungen Minderwertigkeitsgefühle oder

Gefühle der Unzulänglichkeit kompensieren wollten, zumal nur wenige von ihnen aus armen und unterprivilegierten Familien kamen. Diese Rabauken traten selbstsicher und bestimmt auf und wirkten alles andere als ängstlich oder gehemmt. In der Untersuchung wurden die Rowdys nicht nach ihrer Motivation für dieses spezielle Verhalten befragt. Eine naheliegende Erklärung wäre, dass sie so Dominanz und Kontrolle über andere gewinnen wollten.

Sowohl Kinder als auch Erwachsene können auch aus nichtinstrumentellen Gründen hoch aggressiv sein. Sie benutzen ein diesbezügliches Verhalten nicht, um bestimmte Ziele zu erreichen, vielmehr verhalten sie sich aggressiv, weil sie emotional hoch reaktiv sind und zuvor schlicht und einfach provoziert wurden. Sie sind sehr empfindlich gegen jede Art von Missachtung oder Kränkung ihrer Person und vermuten sehr schnell Beleidigungen oder Angriffe, manche sogar dann, wenn sie aktuell gar nicht existieren. Diese Menschen sehen sich permanent in einer Verteidigungsposition und reagieren daher sehr häufig unangemessen auf Ereignisse ihrer sozialen Umwelt. Emotional reaktive Aggressoren tendieren dazu, ambivalente Handlungen anderer Personen als feindlich zu interpretieren und ihnen aggressive Absichten zu unterstellen. Aufgrund ihres eingeschränkten Antwortrepertoires stehen ihnen wenig Möglichkeiten zur Verfügung, um anders als mit Aggressionen auf widersprüchliche oder beunruhigende Ereignisse zu reagieren (Dodge/Frame 1982; Dodge/Coie 1987; Dodge/Crick 1990).

Für gewaltbereite Personen sind viele Reize mit aggressiven Bedeutungen verknüpft. Sie werden durch solche Reize zur Entwicklung von Gewaltvorstellungen veranlasst. Unterschiedliche Ereignisse können bei Menschen mit einer entsprechenden Disposition aggressive Vorstellungen auslösen. Diese Personen entwickeln aggressive Ideen, wenn sie Wörter hören, die für sie mit entsprechenden Assoziationen

verbunden sind (Simpson/Craig 1967; Geen/George 1969). Bereits der Anblick von Waffen (Berkowitz/LePage 1967) oder die Darstellung eines Kampfes im Fernsehen kann die Entwicklung von Gewaltvorstellungen auslösen. So werden mit Aggressionen verbundene Gedächtnisinhalte und Gefühle produziert, durch die im Laufe der Zeit die Gewaltbereitschaft weiter ausgebildet wird. Huesmann & Eron (1984) konnten feststellen, dass viele Kinder mit einer Neigung zu aggressivem Verhalten die im Fernsehen beobachteten Gewaltdarstellungen in ihrer Vorstellung wiederholen und sie so praktisch einstudieren. Jungen beschäftigen sich mental mit der auf dem Bildschirm dargestellten Gewalt, indem sie in ihrer Phantasie in die Rolle des Helden schlüpfen und seine Taten vollbringen. Durch solche kognitiven Wiederholungen machen sich Kinder oder Jugendliche mit aggressiven Verhaltensweisen vertraut.

Emotional reaktive Aggressoren sind nicht nur schnell heftig erregt, sondern zeigen häufig auch Defizite in ihrer Selbstkontrolle, daher vermögen sie die Entwicklung ihrer aggressiven Verhaltenstendenzen nur selten zu lenken oder gar zu bremsen. Der angemessene Umgang mit einem Affront – real oder vermeintlich – gelingt ihnen nur in Ausnahmefällen. Sie zeigen sich unfähig, sowohl ihre verbalen Aggressionen zu steuern bzw. völlig zurückzuhalten als auch ihre physischen Attacken zu zügeln. Ihr impulsiver Angriff auf die Person, von der sie sich selbst angegriffen fühlen, erfolgt ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen. Sie ‚sehen rot‘. Es ist sehr schwierig, sie irgendwie zu stoppen, da sie in ihrer Rage die Umwelt nicht mehr wahrzunehmen scheinen (Patterson/Dishion/Bank 1984).

### 3.4.3 Geschlechtsunterschiede

Es ist im Alltag eine weit verbreitete Annahme, dass Männer physisch aggressiver seien als Frauen. Tatsächlich zeigen Statistiken eine größere Beteiligung von Männern an Gewaltverbrechen wie Mord, bewaffneten Raubüberfällen oder schweren Körperverletzungen. Bei zwischenmenschlichen Konflikten lassen Männer zudem eine größere Bereitschaft zu aggressivem Verhalten erkennen (Reinisch/Sanders 1986). Da solche Geschlechtsunterschiede in nahezu allen Kulturen beobachtet werden konnten, scheinen sie nicht nur auf den europäischen und den nordamerikanischen Bereich beschränkt zu sein (Whiting/Edwards 1973).

Zur Erklärung der Unterschiede zwischen Männern und Frauen bietet sich die Vermutung an, dass Aggressivität zumindest teilweise angeboren ist. Dieser Hypothese gingen Maccoby und Jacklin (1974; 1980) nach. Sie gingen davon aus, dass die Unterschiede im aggressiven Verhalten der beiden Geschlechter eine biologische Basis haben und belegten diese Grundannahme im Wesentlichen wie folgt:

- Männer sind in praktisch allen menschlichen Kulturen aggressiver als Frauen;
- Jungen sind schon im Kleinkindalter und während der Vorschulzeit aggressiver als Mädchen, also bereits vor bzw. mit Beginn der Sozialisation;
- auch bei Primaten zeigen männliche Tiere die relativ größere Aggressivität;
- Aggression ist verbunden mit Geschlechtshormonen und kann durch Gabe derselben beeinflusst werden.

Der eher traditionelle Ansatz bei der Erforschung der Geschlechtsunterschiede tendiert dazu, die Unterschiede mehr als ein Produkt des

Lernens und weniger als ein Ergebnis der Vererbung zu sehen. Sowohl Tieger (1980) als auch White (1983) zitieren Untersuchungen, deren Befunde im Widerspruch zu den Behauptungen von Maccoby und Jacklin stehen. Allerdings gilt zu berücksichtigen, dass letztere Geschlechtsunterschiede im aggressiven Verhalten nicht allein auf vererbte biologische Faktoren zurückführen und sie auch nicht als die Hauptursache ansehen. Sie postulieren vielmehr, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Verhalten eine biologische Basis haben, auch wenn Aggression – wie jedes Verhalten – Gegenstand des sozialen Lernens ist und so einer stetigen Modifikation durch Lernen unterworfen ist.

In zwei neueren Sammelberichten zu diesem Thema finden sich weniger deutliche Unterschiede im aggressiven Verhalten der Geschlechter als bei Maccoby und Jacklin. Hyde (1984) bezog in seine Analyse die Ergebnisse von 143 Studien ein. Das Alter der dort untersuchten Probanden reichte von 2,5 bis 35 Jahre. Es wurde eine Wechselbeziehung zwischen dem Alter und dem Ausmaß des Unterschiedes zwischen den Geschlechtern in dem Sinne festgestellt, dass mit zunehmendem Lebensalter die Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinsichtlich des aggressiven Verhaltens geringer werden. Eagly und Steffen (1986) berücksichtigen in ihrer Arbeit nur Untersuchungen mit erwachsenen Probanden. Die von ihnen ermittelten Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinsichtlich des aggressiven Verhaltens sind kleiner als bei Maccoby und Jacklin. Dies stimmt mit der Feststellung von Hyde überein, nach der sich mit zunehmendem Alter die Geschlechter hinsichtlich der Aggressivität weniger unterscheiden. Die dargestellten Untersuchungen basieren auf der Annahme, dass Männer und Frauen sich in ihrem aggressiven Verhalten aufgrund unterschiedlicher Dispositionen unterscheiden. Die Autoren vertreten aber unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich des Ursprungs dieser Dispositionen.

Andere Forscher sehen die Basis für diese Unterschiede nicht in einigen dauerhaften Reaktionstendenzen, sondern in der Art und Weise wie die Geschlechter auf Situationen reagieren (Frodi et al. 1977). So können Männer und Frauen sich z. B. unterscheiden hinsichtlich

- der bevorzugten Aggressionsart;
- des Ausmaßes, mit dem aggressives Verhalten Gefühle von Schuld, Angst oder Furcht hervorruft, also Gefühle, die Aggressionen hemmen können;
- der kognitiven Beurteilung von potenziell provokativen Situationen.

Hinsichtlich der Aggressionsart kommen einige Forscher (Buss 1963; Bandura 1973) zu dem Ergebnis, dass Männer und Frauen sich nicht so sehr im Gesamtmaß der Aggressivität unterscheiden, sondern vielmehr unterschiedliche Arten der Aggressivität präferieren. Männer zeigen eine stärkere Tendenz zur physischen Form der Aggressivität als Frauen. Diese verhalten sich aber in nichtphysischen Bereichen (so z. B. im verbalen Bereich) nicht weniger aggressiv als Männer (Shope et al. 1978). Die Geschlechtszugehörigkeit wird auch dann relevant, wenn die Aggressionen mit körperlichen Schmerzen verbunden sind (Eagly/Steffen 1986).

Was die Aggressionshemmung angeht, so gibt es deutliche Anzeichen dafür, dass Frauen eher als Männer nach aggressivem Verhalten Schuld, Furcht oder Angst empfinden (Brock/Buss 1964; Wyer et al. 1965). Außerdem wurde festgestellt, dass die für beide Geschlechter negative Korrelation von Angst und Aggression bei Frauen stärker ausgeprägt ist als bei Männern (Schill/Schneider 1970). Dies bedeutet, dass Frauen bei aggressiven Handlungen intensiver Angst verspüren als Männer. Dies kann dann weitere Aggressionen hemmen. Schill



(1972) berichtet, dass die Reduzierung der physiologischen Erregung, die bei Männern häufig als Folge von Aggressionen zu beobachten ist, sich bei Frauen als Schuldgefühl darstellen kann. Nach Aggressionen empfinden nur die Frauen eine Reduzierung der physiologischen Erregung, die wenig Schuldgefühle haben. Werden die Bedingungen der (Versuchs-) Situation so geändert, dass die Probanden weniger Schuld empfinden, dann können sich Frauen praktisch ebenso aggressiv verhalten wie Männer (Larsen et al. 1972). In ihrem Sammelreferat berücksichtigen Eagly und Steffen (1986) 63 Untersuchungen mit Erwachsenen. Sie fanden, dass Männer vorwiegend in solchen Studien ein stärker aggressives Verhalten als Frauen zeigten, in denen die Aggressionen auf körperliche Schmerzen oder physische Schäden des Opfers hinausliefen. Wenn die Aggressionen aber verstärkt den psychischen Bereich betrafen (z. B. Beschimpfungen), dann näherte sich das Ausmaß der Aggressivität der beiden Geschlechter an. Männer erscheinen in dieser Studie immer dann aggressiver als Frauen, wenn die Frauen glauben, dass aggressives Verhalten dem Opfer Schmerzen zufügt, Schuld oder Angst im Aggressor erzeugt oder dem Aggressor schadet. Geschlechtsunterschiede im aggressiven Verhalten stellen sich so als eine Funktion von antizipierten Konsequenzen dar, die eng mit den traditionellen Geschlechterrollen verbunden sind.

Eine weitere mögliche Ursache für das voneinander abweichende aggressive Verhalten der beiden Geschlechter kann auch in der unterschiedlichen Art liegen, in der Männer und Frauen Situationen interpretieren, die zu einem aggressiven Verhalten Anlass geben könnten. So fühlen sich Männer nach eigenen Angaben von anderen Männern hauptsächlich durch physische oder verbale Aggressionen provoziert, bei Frauen ärgert sie am meisten ein herablassendes Verhalten. Frauen dagegen werden sowohl von Männern als auch von Frauen durch ein herablassendes Verhalten am stärksten geärgert (Frodi 1976).

#### 3.4.4 Die Entwicklung von Gewaltbereitschaft

Manche Menschen haben eine intensive Neigung zur Gewalt, sie zeigen über Jahre aggressives Verhalten in sehr unterschiedlichen Situationen. Aus ihrer Gruppe rekrutieren sich viele kriminelle Gewalttäter. Auf die Frage, warum diese Personen so aggressiv geworden sind, gibt es keine einfache Antwort. Ihre Tendenz zur Gewalttätigkeit kann das Produkt von vielen unterschiedlichen Einflüssen sein, wie z. B.:

- körperliche Faktoren (genetisches Erbe, neurologische Beschaffenheit);
- Verhalten der Eltern (zu wenig emotionale Geborgenheit, zu harte und unkonsequente Erziehungsmaßnahmen während der Kleinkinderzeit, Gefühlskälte der Mutter);
- Einstellung der sozialen Umgebung (Alterskameraden, Massenmedien) gegenüber aggressiven Verhaltensweisen;
- eigene Empfindungen (Beurteilung der Lebensumstände, ökonomische Zufriedenheit, beruflicher Stress).

Im Folgenden können nicht Auswirkungen und Funktionen aller aufgezählten Faktoren ausführlich untersucht werden, vielmehr soll der Schwerpunkt auf dem familiären und sozialen Bereich während der Kindheit liegen. Selg et al. (1997: 44) führen hierzu aus: „Der Mensch vermag – relativ zu alternativen Durchsetzungsweisen – früh und gründlich aggressives Verhalten zu lernen. Eine solche lernpsychologische *Frühentwicklungshypothese* der Aggressivität muss m. E. die These von der Aggressivität als einer ausreifenden, genetisch vorgegebenen Größe ersetzen.“

In der Lernpsychologie unterscheidet man zwischen positiver und negativer Bekräftigung bzw. zwischen Belohnung und Bestrafung. Bei

der *positiven* Bekräftigung lernt ein Individuum, dass es eine bestimmte Belohnung dann erhält, wenn es ein bestimmtes Verhalten zeigt. Diese Belohnung kann z. B. materieller Art sein wie Nahrung, sie kann aber z. B. auch sozialer Natur sein wie verbales Lob oder Anerkennung. Bei der *negativen* Bekräftigung lernt ein Individuum, dass ein bestimmter unangenehmer Zustand (oder Reiz) dann beendet wird, wenn es ein bestimmtes Verhalten zeigt (z. B. ein schriller Klingelton wird durch das Drücken eines bestimmten Knopfes beendet) (vgl. Bredenkamp/Wippich 1977: 10, 53).

Belohnung kann Anreiz für eine Handlung sein, wenn die positiven Aspekte antizipiert werden, die mit dem Erhalt der Belohnung verbunden sind. Diese Antizipation bewirkt jenes Verhalten, von dem angenommen wird, dass es für die Erlangung der Belohnung erforderlich sei. Es handelt sich hierbei also um ein instrumentelles Verhalten. Belohnung kann also die Auftrittswahrscheinlichkeit eines bestimmten Verhaltens vergrößern. Mehr oder weniger durchdachte und geplante aggressive Reaktionen werden in bestimmten Situationen verstärkt. Menschen tendieren zur Wiederholung von Handlungen, die zu angenehmen Effekten geführt haben, wobei die positiven Folgeerscheinungen häufig antizipiert werden. Manchmal aber wird die Handlungstendenz auch lediglich zur Gewohnheit. Die Untersuchung von Davitz (1952) zeigt, dass durch geeignete Belohnungen die Neigung von Kindern, auf Frustrationen aggressiv zu reagieren, beeinflusst werden kann. Durch gezielten Einsatz von Verstärkern in Lernprozessen kann Verhalten so modifiziert werden, dass dadurch die Auftrittswahrscheinlichkeit von Aggressionen entweder gesenkt oder gesteigert wird.

Viele Menschen, die ihre Gewaltbereitschaft über lange Zeit hin ausgebildet haben, zeigen diese aggressiven Neigungen deshalb, weil dieses Verhalten belohnt wurde. Sie haben die Erfahrung gemacht,

dass sich angestrebte Ziele durch Einsatz von aggressivem Verhalten erreichen ließen. Die für sie positiven Folgen überwogen die erlebten negativen Sanktionen, aggressives Verhalten erwies sich für diese Personen als effektives Mittel.

Wie bereits früher betont wurde, kann man viele Aggressionen auch als Reaktion auf einen unangenehmen Zustand verstehen. Als Beispiel soll hier ein Junge dienen, der still und zufrieden mit seinen Bauklötzen spielt. Dabei wird er von seiner Schwester so lange genervt und geärgert, bis er schließlich zuschlägt. Wenn ihn danach die Schwester in Ruhe lässt, wird das aggressive Verhalten des Bruders belohnt. Das Schlagen des Bruders wurde negativ verstärkt, da durch seine Aktion ein unangenehmer (negativer) Zustand beendet wurde. Patterson et al. (1984) fanden bei der Beobachtung von interfamiliären Aktionen, dass ein ähnliches Verhalten wie das des Jungen im obigen Beispiel in vier von zehn Fällen erfolgreich war. Dies bedeutet, dass eine beträchtliche Anzahl von Aggressionen, die von Kindern in ihrem Elternhaus gezeigt werden, negativ verstärkt wird.

In einer früheren Untersuchung von Patterson et al. (1967) wurde dargelegt, wie negative Verstärkung aggressives Verhalten fördern kann. Kleine Jungen erhielten die Gelegenheit, andere, von denen sie vorher mehrmals geärgert wurden, zu bestrafen. Es überrascht nicht, dass sehr viele von ihnen die Gelegenheit zur Revanche nutzten. In mehr als zwei Drittel der Fälle führte dies dazu, dass die ‚Quälgeister‘ ihre Aktionen einstellten. Die ursprünglich unterdrückten Kinder beantworteten also eine Aggression mit einer Aggression, und dieses Verhalten zahlte sich aus: die Störungen wurden beendet. Durch diese negative Verstärkung wurde aber die Wahrscheinlichkeit erhöht, mit der diese Jungen später selbst andere Kinder attackierten. Obwohl sie die Erfahrung gemacht hatten, wie unangenehm die Belästigung durch andere ist, verhielten sie sich nicht friedlich, sondern tendierten statt-

dessen aufgrund ihrer verstärkten Aggression dazu, selbst mehr rabaukenhafte Züge zu zeigen. Dieser Effekt ist nur ein weiterer Beleg dafür, wie schwierig es sein kann, belohnte Aggressionen unter Kontrolle zu halten.

Reagiert das Opfer auf die Aktionen des Aggressors mit Pein oder Schmerzen, so kann dies für einige Aggressoren eine verstärkende Wirkung haben. Es wurde bereits ausgeführt, dass es Personen gibt, die, obwohl sie selbst unangenehme Erfahrungen machen mussten, bestrebt sind, andere zu quälen. Es befriedigt sie bis zu einem gewissen Grade, wenn sie feststellen, dass ihr Opfer leidet. Bedeutsam in diesem Zusammenhang ist der Umstand, dass durch Rückmeldungen über den Umfang der Qualen des Opfers dieses Verhalten verstärkt werden kann. Sebastian (1978) überprüfte diese Hypothese. Einige seiner männlichen Versuchspersonen wurden zunächst vorsätzlich von einem Mann provoziert, der für sie nicht als Mitarbeiter des Versuchsleiters erkennbar war. Sie erhielten später Gelegenheit, diesem Mann Schmerzen zuzufügen. Je intensiver sie ihn bestrafen konnten, desto zufriedener waren sie nach ihren eigenen Angaben mit dem Experiment. Offensichtlich fanden sie Vergnügen daran, es jemandem heimzahlen zu können, der sie zuvor gequält hatte. Am nächsten Tag erhielten die Versuchspersonen die Möglichkeit, andere Studenten für gemachte Fehler zu bestrafen. Je intensiver die Möglichkeit zur Rache am Vortage genutzt worden war, desto deutlicher fielen am Folgetag die Strafen für die unschuldigen Kommilitonen aus. Die aggressiven Neigungen der Versuchspersonen hatten sich verstärkt.

Die Familie ist ein zentraler Ort für die positive Formung und Festigung des Charakters. Sie kann aber auch die Hauptquelle für antisoziale Neigungen sein. Aggressive Persönlichkeiten werden keineswegs nur zu Hause geformt, ebenso wenig sind die Ursachen ihres Verhaltens lediglich in der Eltern-Kinder-Beziehung zu finden. Aller-

dings vermittelt die Familie schon etliche wichtige Grundeinstellungen hinsichtlich des aggressiven Verhaltens. So geben Eltern, die für die Disziplinierung ihrer Kinder physische Strafen benutzen, an diese Kinder weiter, dass der Einsatz von physischer Gewalt ein akzeptables Mittel innerhalb der Konfliktbewältigung ist. Es gibt eine große Zahl von Untersuchungen, in denen der bedeutende Einfluss der Familie auf die Entwicklung von aggressiven Neigungen nachgewiesen wird (McCord, J. 1979, 1986; McCord, W. et al. 1961).

Bei der Sozialisation von Kindern spielen neben Eltern und Familienangehörigen die gleichaltrigen Spielgefährten eine wichtige Rolle, deren Bedeutung mit zunehmendem Lebensalter sogar noch wächst. Von diesen Freunden und Bekannten übernehmen die Kinder Verhaltensnormen für die unterschiedlichen Situationen. Die Gruppe stellt dabei durch ihre Mitglieder die Verhaltensmodelle, sie belohnt gewünschtes Verhalten durch Akzeptanz und Lob. Jungen zeigen sich für den Einfluss von gleichaltrigen Gruppenmitgliedern besonders zugänglich, schließlich wollen sie von der Gruppe akzeptiert werden. Guggenbühl (1997) bezeichnet dies als Banden- oder Gruppenphänomen: „Sind die Kinder oder Jugendlichen unter sich, so werden sie von einer anderen Wirklichkeit erfasst. Die persönlichen Verhaltensnormen und Ideale verlieren ihre Gültigkeit. Das Verhalten wird von der Gruppe bestimmt. Was sie tun, reden und anstreben, wird durch die Dynamik und Themen ihrer Gruppe beeinflusst. Sie fühlen sich in einer anderen Welt. Aus braven Jungen und Mädchen werden wilde Krieger, das schüchterne Mädchen verwandelt sich in eine freche Rotznase. Die Kinder fühlen sich einer Bande zugehörig. Sie sind nicht mehr nur ein Individuum, das auf Mutter oder Vater, Lehrer oder Freunde bezogen ist, sondern Mitglied einer Gruppe. Sie erleben die Gemeinschaft Gleichaltriger.“ (Guggenbühl 1997: 16) Dies gilt auch für Kinder, die in häufige Auseinandersetzungen und Kämpfe verwickelt sind. Allerdings schreckt das Rabaukentum und die Angriffslust

dieser Jungen einen Teil ihrer Alterskameraden ab, diese schließen sich deshalb mit solchen Jugendlichen zusammen, die ihnen hinsichtlich Aggressivität und Lebensstil mehr ähneln (Cairns et al. 1988). Jugendliche berichten in Gruppen über ihre Erfahrungen und Erlebnisse. Dadurch können die Konflikte vertieft werden, die diese Jungen mit der Welt der Erwachsenen haben. Während sie einzeln ziemlich ruhig und gewaltlos sind, können sie gemeinsam die öffentliche Ordnung erheblich beeinträchtigen (Giordano et al. 1986). Nur in ihren Gruppen haben die Mitglieder eine Bedeutung und Einfluss, außerhalb der Gruppe stellen sie nichts dar. Zudem bestätigen ihnen andere Gruppenmitglieder, dass ihre Einstellungen richtig und stimmig sind, und dass sie mit den Problemen, die sie insgeheim fürchten, fertig werden können. Dieser Rückhalt kann auch für kriminelle Handlungen bedeutsam sein. Als Einzelne würden viele Jungen nicht den Mut aufbringen, gegen Verbote oder Gesetze zu verstoßen. Innerhalb einer Gruppe von Gleichaltrigen dagegen fühlen sie sich mutig und sicher. Viele Straftaten mit Gewaltanwendung werden daher von Jugendlichen ausgeführt, die sich zu Gruppen zusammengeschlossen haben. „Es kommt in den letzten Jahrzehnten im Zuge dieser Entwicklung offenbar den peer-groups ein quantitativer und qualitativer Bedeutungszuwachs zu.“ (Möller 1989: 285)

### **3.5 Ist Gewalt unvermeidbar?**

Es ist sehr wahrscheinlich unmöglich, Gewalt völlig aus dem menschlichen Leben zu entfernen. Der Grund hierfür liegt nicht darin, dass Menschen von Natur aus schlecht wären oder dass sie einen angeborenen Trieb zum Töten oder zum Zerstören besäßen. Es gibt keine Beweise für die Existenz eines angeborenen Instinktes, wie er von Sigmund Freud, Konrad Lorenz oder anderen Forschern postuliert wurde. Dennoch scheint es so, als ob Gewalt schon immer Teil des

menschlichen Lebens gewesen wäre, und zwar aus folgenden Gründen: zum einen lernen Menschen sehr schnell, dass der Einsatz von Aggression durchaus lohnend sein kann (häufig ist er sogar der schnellste Weg zu einem bestimmten Ziel). Zum anderen enthalten negative Empfindungen den vorprogrammierten Antrieb für emotionale Aggressionen, und man kann nicht davon ausgehen, dass ein Leben lang diese Auslöser von negativen Empfindungen vermieden werden können.

„Eine Welt ohne Gewalt. Utopie oder Realität? So groß auch unsere Hoffnung auf eine Welt ohne Gewalt sein mag, so wenig realistisch dürfte ein solcher Entwurf doch sein. Wir müssen davon ausgehen, daß Aggression in ihrer konstruktiven wie in ihrer destruktiven Form zur Grundausstattung des Menschen gehört und daß wir deshalb stets mit der Gewalt in uns selbst und unseren Mitmenschen rechnen müssen.“ (Rauchfleisch 1992: 242f.)



#### **4 Die Verknüpfung von quantitativer und qualitativer Sozialforschung: Zum methodischen Vorgehen**

*Gerhard Kimmel*

Die Entscheidung in der Frage des methodischen Vorgehens war im vorliegenden Fall keine leichte. Denn in den Sozialwissenschaften kann man sich bisweilen des Eindrucks nicht erwehren, als tobe der Kampf zwischen den Vertretern qualitativer und quantitativer Methoden in unverminderter Härte weiter. Der Diskurs scheint dabei durch eine Auf- und Ab- bzw. eine Wellenbewegung gekennzeichnet zu sein. Phasen, in denen sich eine Verhärtung der Positionen, teilweise bis hin zur Dogmatisierung, ergibt, werden durch eher ‚liberalere‘ Phasen abgelöst, in denen eine friedliche Koexistenz gepflegt wird oder gar Versuche zur Integration der Positionen unternommen werden. Diese erweisen sich gegen Rückfälle in konfrontative Perioden allerdings nicht gefeit, so dass sich diskursanalytisch so etwas wie ein Zyklus von Liberalisierung und Verhärtung konstatieren lässt.

Die qualitative Sozialforschung hat(te) in dieser Wissenschaftskonkurrenz keinen leichten Stand, musste sie sich doch der Dominanz der quantitativen Ansätze erwehren. Wissenschaftsgeschichtlich lässt sich die Präponderanz des Quantitativen in der Sozialforschung auf die Erfolge und die Fortschritte in den Naturwissenschaften zurückführen. Die Aura der Eindeutigkeit, der mathematischen Präzision, der Seriosität, der Objektivität und der Wissenschaftlichkeit, die die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen umgab, führte zur Übernahme positivistisch-naturwissenschaftlicher und mathematischer Verfahren in den Sozialwissenschaften. In einem der bekanntesten Lehrbücher zur empirischen Sozialforschung heißt es dazu: „Messen, Testen, Experimente sowie das naturwissenschaftliche Ideal einer

Axiomatisierung des Wissens möglichst in mathematischer Form wurden importiert. Dies setzt Quantifizierung voraus.“ (Bortz/Döring 1995: 277) Und Wolf Lepenies (1989: 69) schreibt zu dieser Szientifizierung der Geistes- und Sozialwissenschaften: „Fächer wie die Soziologie, die sich ihre Anerkennung innerhalb des Wissenschaftssystems noch erwerben müssen, suchen diese Anerkennung dadurch zu gewinnen, daß sie sich von literaturnahen Frühformen der eigenen Disziplin, die eher narrativ klassifizierend als analytisch-systematisierend verfahren, distanzieren.“

Diese Entwicklung, die in den letzten Jahrzehnten durch die technologischen Errungenschaften auf dem Gebiet der Datenverarbeitung, der Computertechnik und der Software gestützten statistischen Auswertungsverfahren noch zusätzlich befördert wurde, vollzog sich in der Hoffnung, die Resultate sozialwissenschaftlicher Forschungen mit genau der gleichen Aura zu umgeben und ähnlich den naturwissenschaftlichen Gesetzen Gesetzmäßigkeiten und nomologische Aussagen über Gesellschaften und die Abläufe und Prozesse in ihnen zu entwickeln. Der von Schlick in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts begründete und dem logischen Positivismus/Empirismus verpflichtete ‚Wiener Kreis‘ nahm sich die physikalische Forschung und Begriffsbildung zum Modell für alle wissenschaftliche Erkenntnis (Physikalismus) (vgl. Kleinig 1995: 11).

Diesem Verständnis zufolge galten auf experimentellen, standardisierenden und quantifizierenden Verfahren basierende Ergebnisse als solide, ‚hart‘, objektiv und wissenschaftlich; verstehende, offene und qualitativ-beschreibende Ansätze und deren Resultate hingegen als ‚weich‘, subjektiv, explorativ und eher nicht-wissenschaftlich. Eine Definition und Kritik der qualitativen Sozialforschung aus der Sicht ihrer Gegner umfasst denn auch die folgenden Elemente (nach Lamnek 1995a: 3):

- sehr kleine Anzahl von Untersuchungspersonen,
- keine echte Zufalls-Stichprobe,
- Verwendung non-metrischer Variablen,
- keine statistischen Analysen.

Die Vehemenz, mit der vonseiten der quantifizierenden Forschung Kritik an der nicht-quantifizierenden Forschungsausrichtung geübt wurde, lässt sich möglicherweise mit einer doppelten Frontstellung erklären: Einerseits galt es, sich nach außen, gegenüber den Naturwissenschaften zu behaupten und die Anerkennung der Gleichrangigkeit zu erreichen; andererseits führte man eine Auseinandersetzung im Inneren, gegen die vermeintliche ‚Abweichung‘ derer, die nicht-quantitativ arbeiteten, und gegen die mit ihnen verbundene Infragestellung der quantifizierenden Forschungsansätze.

Damit sind wir bei der als kritischer Gegenbewegung gegen den quantitativen *mainstream* zu apostrophierenden qualitativen Sozialforschung gelangt. Während erstere wissenschaftsgeschichtlich den Denksystemen von Galileo Galilei (1564–1642) und vielleicht mehr noch von Descartes (1596–1650) zugeordnet wird, da sie deduktiv auf reine Kausalerklärungen abzielt und nach generellen Naturgesetzen sucht, gilt der griechische Philosoph Aristoteles (384–322 v. Chr.) als Urvater qualitativen Denkens. Giambattista Vico (1668–1744) ist hier ebenfalls eine wichtige Bezugsperson. Ein solches Wissenschaftsverständnis unterstreicht den prozessualen Charakter und die Historizität von Untersuchungsgegenständen, berücksichtigt das subjektive Element (persönliche Intentionen und Werturteile) im wissenschaftlichen Prozess, ist um Verstehen und Verständnis bemüht und erlaubt nicht nur ein induktives Vorgehen, sondern auch die Analyse von Einzelfällen (Mayring 1990: 3–5).

Aus diesem Verständnis heraus, doch durchaus von verschiedenen Richtungen her kommend wird eine Kritik an der traditionellen quantitativen Sozialforschung vorgetragen, die sich bei Siegfried Lamnek (1995a: 6–21) in übersichtlicher Form gebündelt findet:

- Verfahren der Isolation von Untersuchungsgegenständen, dadurch nur eine lediglich restringierte Erfahrung, keine holistische, das soziale Ganze beachtende Perspektive;
- bloße Duplizierung der Realität, die fälschlicherweise die Epiphänomene für die Sache selbst nimmt und dadurch den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang in mehr oder minder ideologischer Absicht verschleiert, Herrschaft stabilisiert und den Status quo nicht in Frage stellt;
- die Eigenart der Untersuchungsgegenstände (menschliche Subjekte, die als Interaktionspartner im Prozess der Analyse auftreten) zu wenig reflektierende, verdinglichte und stereotype Verwendung des Methoden-Instrumentariums (Primat der Methode);
- ein objektivierender Messfetischismus, der lediglich Messartefakte produziert und das interpretative Ferment im Messen außer Acht lässt;
- die Vernachlässigung der Einbettung des/r Forschers/in in die Analyse und den Gang der Analyse;
- die Scheinobjektivität der Standardisierung anstelle einer Untersuchung der Perspektive der Untersuchten;
- die Hypothesenbildung im Vorfeld des Forschungsprozesses wird zum Oktroi, so dass sich der Forschungsprozess an den Relevanzen des/r Forschers/in orientiert, die Relevanzen der Untersuchungsobjekte außen vor bleiben und dadurch eine Distanz zum Gegenstand entsteht;

- die Nicht-Thematisierung und Nicht-Reflexion über die Kluft zwischen Methodologie und Forschungsrealität und
- die Ausblendung des Forschungskontextes.

In Abgrenzung dazu haben Mayring (1990: 13–25, 100–106) und Lamnek (1995a: 21–30) zentrale Prinzipien respektive eine ‚Programmatur‘ qualitativer Sozialforschung formuliert:

- stärkere Subjekt-Bezogenheit der Forschung, die den Relevanzen der Untersuchungspersonen größere Aufmerksamkeit widmet (Introspektion);
- die Offenheit gegenüber den Untersuchungspersonen, der Untersuchungssituation und der Methode (Flexibilität);
- Feldforschung in der natürlich-alltäglich-alltagweltlichen Umgebung;
- Einzelfallbezogenheit unter Berücksichtigung des sozialen Ganzen;
- nicht hypothesenprüfendes, sondern systematisch-regelgeleitetes hypothesengenerierendes Verfahren;
- das Forschungsinteresse gilt dem Prozess der Konstitution von Wirklichkeit und der Konstitution von Deutungs- und Handlungsmustern;
- Historizität;
- Berücksichtigung der Reflexivität von Gegenstand, Forscher/in und Analyse (Forscher-Gegenstands-Interaktion) und der Kontextgebundenheit von Bedeutung (Indexikalität);
- das Verständnis von Forschung als kommunikativem Prozess;
- die Explikation und Dokumentation der einzelnen Untersuchungsschritte;
- Methodenkontrolle;

- argumentative Verallgemeinerung und schlüssige Interpretationen;
- kommunikative Validierung durch Vorlage der Interpretationen bei den Befragten und in der scientific community (Intersubjektivität; siehe etwa Volmerg 1983) und
- die Ausrichtung der Forschung „auch an konkreten Problemen der Subjekte“, d. h. „Forschung für die Betroffenen“ (Mayring 1990: 108).

Die Unterschiede zwischen qualitativer und quantitativer Forschung, das zeigt diese Auflistung ganz deutlich, sind also beträchtlich, und sie liegen in der Art des Datenmaterials, in dem Instrumentarium der Forschungsmethoden, in den Untersuchungsgegenständen und nicht zuletzt im Wissenschaftsverständnis (Bortz/Döring 1995: 271). Darauf verweist insbesondere der sogenannte Positivismus-Streit (Adorno et al. 1972), in dessen Verlauf sich in den Sozialwissenschaften eine handlungstheoretische Wende vollzog, die die Aufmerksamkeit stärker auf den sinnhaft handelnden Menschen richtete (Reichert 1986: 2; vgl. ausführlich Habermas 1971; Berger/Luckmann 1991). Sozialtechnologie versus Menschlichkeit, Härte versus Ganzheitlichkeit, Zweckrationalität versus Vernunft, kritischer Rationalismus Popperischer Prägung versus Kritische Theorie der Frankfurter Schule, Szientismus versus kritische Dialektik wären in diesem Kontext als Gegensatzpaare zu nennen.

Dennoch wird – in der jüngeren Vergangenheit immer häufiger – der Ruf nach einer die Kluft überwindenden und die Vorteile beider Ansätze kongenial miteinander verbindenden Vorgehensweise laut, die letztlich auch zu aussagekräftigeren Ergebnissen führen könne (etwa Esser 1987). Philip Mayring (1990: 106) diskutiert dies im Anschluss an Norman Denzin (1978) unter dem Stichwort der Triangulation: „Wie bei einem Triangel erst die Verbindung der drei Sei-

tenstäbe den Klang des Instrumentes ausmacht, so kann auch bei qualitativer Forschung die Qualität der Forschung durch die Verbindung mehrerer Analysegänge vergrößert werden. (...) Triangulation meint immer, daß man versucht, für die Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu entwerfen und die Ergebnisse zu vergleichen. (...) aber wie die Schenkel eines Triangels zusammengeschweißt sind, so sind qualitative und quantitative Analyseschritte miteinander zu verbinden, sie sind aufeinander angewiesen, um einen reinen Klang hervorbringen zu können.“ (vgl. auch Wilson 1982; für ein klassisches und gelungenes Beispiel siehe Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1980) Dieses Postulat würde eine ausführlichere Kritik verdienen, doch kann an dieser Stelle auf die praktischen Schwierigkeiten bei seiner Implementation nicht weiter eingegangen werden (vgl. hierzu jedoch Fromm 1990).

Trotz dieses versöhnlich stimmenden Ausblicks finden sich gleichwohl Reminiszenzen an die Situation der unversöhnlich scheinenden Gegnerschaft selbst in Lehrbüchern neueren Datums. Obwohl ein Klassiker der Sozialforschung, Jürgen Bortz, in der Neuauflage seines Lehrbuchs zur empirischen Forschung (Bortz/Döring 1995) qualitativen Ansätzen breiteren Raum als in der älteren Fassung (Bortz 1984) einräumt, wird diese ‚liberalere‘ Haltung an anderer Stelle wieder etwas eingeschränkt. Bezüglich der ‚Tauglichkeit von Untersuchungsideen‘ werden nämlich bestimmte Begrenzungen eingefordert. Bei der Auswahl der Fragestellungen unter dem Gesichtspunkt ihrer empirischen Untersuchbarkeit zeige sich, dass einige Fragen nicht oder nur mit enormem Aufwand empirisch bearbeitbar seien. Zu den eher ‚ungeeigneten‘ Themen zählt er:

- „Untersuchungsideen mit religiösen, metaphysischen, philosophischen Inhalten“;
- „Untersuchungen, die sich mit unklaren Begriffen befassen“;

- „die Untersuchung ungewöhnlicher Personen (...) oder ungewöhnlicher Situationen“ und
- „Untersuchungen über die ursächliche Bedeutung isolierter Merkmale, die in der Realität nur in Kombination mit anderen Einflußgrößen wirksam sind“ (Bortz 1984: 15f.; Bortz/Döring 1995: 39f.).

Zugespitzt formuliert kehrt sich in diesem Fall das Verhältnis zwischen Problemstellung und Methode um. Folgt man Bortz, so bestimmt sich die Auswahl der Methode nicht mehr an der jeweiligen Fragestellung, sondern die Auswahl der Forschungsfrage und der Problemstellung richtet sich nach dem zur Verfügung stehenden Spektrum von (anerkannten) empirischen Methoden (vgl. Flick 1996: 13). Dem wird hier entgegengehalten, dass die soziale Realität, die Gesellschaft, in Untersuchungen, die sich mit gewöhnlichen Personen und Situationen, mit klaren Begriffen, nicht-philosophischen Inhalten und allgemeinen Merkmalen befassen, nicht ausreichend erfasst werden kann. Zur sozialen Realität gehören eben auch diffuse Begriffe, isolierte Merkmale, Fragen nach dem Sinn und Menschen sowie Situationen, die gleichsam aus dem Rahmen fallen. Oder in Lamneks (1995a: 4) Worten: „Der zentrale Einwand gegen die Verwendung sog. quantitativer Verfahren zielt darauf ab, daß durch *standardisierte* Fragebogen, Beobachtungsschemata usw. das soziale Feld in seiner Vielfalt eingeschränkt, nur sehr ausschnittsweise erfaßt und komplexe Strukturen zu sehr vereinfacht und zu reduziert dargestellt würden.“ Dies ändert jedoch nichts daran, dass qualitative und quantitative Forschungsverfahren in fruchtbarer Weise miteinander verknüpft werden können.

Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass sich die qualitative Sozialforschung – nach einem Neuanfang durch Impulse aus den Vereinigten Staaten von Amerika in den 70er Jahren (etwa Arbeitsgruppe Biele-



felder Soziologen 1973, 1976; Steinert 1973; Weingarten/Sack/Schenkein 1976; Gerdes 1979; Hopf/Weingarten 1979; Soeffner 1979) – mittlerweile auch in Deutschland als „eigene *Disziplin*“ (Bortz/Döring 1995: 277; ausführlich Fleck 1992) etabliert und seit den 80er Jahren ihre ersten deutschen Lehrbücher produziert hat. Stand am Beginn dieses Zeitraums noch die Behandlung der qualitativen Sozialforschung als „explorative Sozialforschung“ (Gerdes 1979; vgl. auch Hopf 1978: 98), so wurde sie bereits kurz darauf in einer Sammelrezension (Küchler 1980) nicht im Sinne von „Modetrend“, sondern – mit besonderem Bezug zur objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns – als „Neubeginn“ gewertet. Zu Recht ist dann am Ausgang der Dekade das Wort von der ‚qualitativen Wende‘ gefallen (Mayring 1990: 1), und Detlef Garz und Klaus Kraimer (1991: 13) konstatieren, „daß qualitative Sozialforschung einen festen Stellenwert im Methodenkanon errungen hat und mit steter, vermutlich weiter zunehmender Aufmerksamkeit rechnen kann“.

Dabei gibt es ‚die‘ qualitative Sozialforschung im eigentlichen Sinne nicht, sondern der Begriff subsumiert eine ganze Reihe von nicht-quantifizierenden Verfahren, die gleichsam *ex negativo*, „zur Abgrenzung“ als qualitativ bezeichnet werden (Kleining 1995: 11; vgl. auch Garz/Kraimer 1991: 1; Lamnek 1995b: V). Das sie einigende Band besteht in der Frage nach dem ‚Wie‘ von Zusammenhängen und in der Konzentration auf das Subjekt und dessen subjektive Perspektive, so dass vier spezifische Merkmale qualitativer Sozialforschung benannt werden können (Garz/Kraimer 1991: 13):

- die Betonung der sozialen Konstruktion von Realität;
- die Annahme der Unumgänglichkeit eines verstehenden Zugangs zur Wirklichkeit;

- die fallbezogene Analyse mit anschließender Typenbildung und
- die Aufforderung, die Involviertheit des/r Forschers/in in die Praxis zu berücksichtigen.

Im Allgemeinen bilden die unterschiedlichsten Formen von Texten (Beobachtungsprotokolle, Transskriptionen von Interviews, Briefe, Zeitungsartikel etc.) das Untersuchungsmaterial der qualitativen Sozialforschung. An die Stelle von Messungen tritt das Operieren mit „Interpretationen von verbalem Material“ (Bortz/Döring 1995: 271). Allerdings können auch Materialien wie Filme, Fotos, Zeichnungen, Kleidung, Werkzeuge, Kunstgegenstände, Bauten etc. qualitativ untersucht werden. „Sie müssen nur interessante Schlüsse auf menschliches Denken, Fühlen und Handeln zulassen, das heißt, sie müssen interpretierbar sein, denn Dokumente werden als Objektivationen (Vergegenständlichungen) der Psyche des Urhebers angesehen.“ (Mayring 1990: 31) Zur Erhebung dieser qualitativen Daten finden in der Regel nicht- oder teil-standardisierte Befragungen und Interviews, teilnehmende Beobachtungen und nonreaktive Verfahren Anwendung.

Methoden, gleich ob quantitativer oder qualitativer Art, sind letzten Endes indes nichts anderes als Hilfsmittel, um die Beantwortung einer bestimmten Fragestellung zu ermöglichen. Je nach Art der Fragestellung sind in dem einen Fall quantitative Methoden, in einem anderen qualitative Methoden vorzuziehen. Ob die einen oder die anderen adäquat sind, oder ob gar ein Methoden-Mix einen Erkenntnisgewinn verspricht, bestimmt sich also durch den Problemgegenstand, der angesichts der Komplexität moderner Gesellschaften aus einem nahezu unendlichen Reservoir geschöpft werden kann. Das Verhältnis der beiden Seiten ist in dreierlei Ausgestaltung denkbar (Garz/Kraimer 1991: 15): als Vorrang des Quantitativen mit qualitati-

ven Einsprengeln, als Dominanz des Qualitativen unter Einbeziehung des Quantitativen und als gleichberechtigte Beziehung der Forschungsansätze zueinander. Etwas andere Akzente setzt Fromm (1990), der eine additive Verbindung qualitativer und quantitativer Forschungsverfahren von multiplen Datenerhebungen durch qualitative und quantitative Verfahren und von einer Überführung von qualitativen in quantitative Daten und vice versa unterscheidet. Dabei weist er auch darauf hin, dass die praktische Umsetzung des wohlklingenden Postulates einer Verbindung von qualitativer und quantitativer Sozialforschung nicht problemfrei ist.

Diesen Bedenken zum Trotz wird mit der vorliegenden Studie der Versuch unternommen, einen Gegenstand zu untersuchen, indem man sich von beiden Seiten, d. h. von der qualitativen wie auch der quantitativen Seite, diesem Untersuchungsgegenstand nähert. Der Gedanke dabei war, dass mittels einer derartigen Kombination von Methoden ein komplexeres und damit der Wirklichkeit vielleicht stärker entsprechendes Bild bei der Analyse entsteht, ohne damit das Ziel zu verfolgen, dass die qualitativen Ergebnisse zur Validierung der quantitativen Ergebnisse und vice versa dienen (vgl. auch Kelle/Erzberger 1999).



## **5 Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung und bei Jugendlichen**

*Peter Michael Kozielski & Paul Klein*

### **5.1 Formen der Gewaltbereitschaft**

Unter Gewaltbereitschaft soll im Folgenden die Bereitschaft verstanden werden, sich vorsätzlich, reaktiv oder spontan schädigend gegen Gegenstände, Tiere oder Personen zu verhalten. Die Bereitschaft kann, ohne in Verhalten umzuschlagen, sich ausschließlich auf den Phantasiebereich beschränken. Sie kann aber auch auf verbale Handlungen wie streiten, beleidigen, beschimpfen oder verwünschen abzielen oder sogar Verletzung, Beschädigung, Zerstörung und Tötung mit einbegreifen. Grundsätzlich lassen sich zwei Formen von Gewaltbereitschaft unterscheiden:

#### a) die reaktive Gewaltbereitschaft

Sie benötigt stets einen plausiblen Vorwand, eine legitime Basis oder eine moralische Rechtfertigung. Dabei ist sie nicht a priori negativ, vielmehr kann sie sehr wohl auch auf im Allgemeinen als positiv betrachtete Persönlichkeitseigenschaften wie Zivilcourage, selbstsicheres Auftreten, Durchsetzungsvermögen, Konfliktbereitschaft oder Führungsstärke basieren. Eine typische Form einer positiven reaktiven Gewalt ist die Notwehr. Ihr liegt die Bereitschaft zugrunde, sich im Falle eines körperlichen Angriffes gegen den oder die Angreifer konsequent und angemessen zu verteidigen. Ein weiteres Beispiel wäre die Zurückweisung eines fälschlich servierten Gerichtes anstelle des bestellten in einem Restaurant. Sie beruht auf der Bereitschaft, eigene Interessen nicht um des lieben Friedens willen hintan zu stellen, sondern gegen eigenen und/oder fremden Widerstand zu verfolgen.

gen. Die negativen Formen der Gewaltbereitschaft führen zu einer breiten Palette von Verhaltensweisen, die von notorischen Querulantentum (nörgeln um des Nörgelns willen; nur deshalb auf seinem Recht beharren, weil man es nun einmal hat) bis zum sadistischen Verhalten eines Aufsehers in einem Straflager reichen können.

#### b) die spontane Gewaltbereitschaft

Die spontane Gewalt braucht keine Rechtfertigung, sie entsteht aus der Sicht des handelnden Individuums „aus einer Laune heraus“. Daher sind die Handlungen selten geplant, vielmehr werden sie häufig nur deshalb durchgeführt, weil sich zufällig die Gelegenheit dazu bot. Hinter der spontanen Gewaltbereitschaft verbirgt sich häufig eine noch wenig gefestigte Persönlichkeit, die mit sich und ihren Kräften noch wenig anzufangen weiß (ein Disteln köpfender Jung-Siegfried). Grenzen werden den Spontanaktionen von der Einsicht her kaum gesetzt, umso wichtiger sind die in der vorangehenden Erziehung vermittelten Normen. Besonders gefährlich wird es für die Umwelt, wenn solche Normen nur schwach und unklar vorhanden sind und ungereifte Persönlichkeiten sich in einer Gruppe befinden. Imponiergehabe und das Bemühen um Anerkennung lassen sie dann Handlungen begehen, von denen sie selbst u. U. überrascht werden.

Man kann davon ausgehen, dass beide Formen von Gewaltbereitschaft in jedem Menschen vertreten sind. Wie weit Faktoren wie Lebensalter, Geschlecht, Schulbildung u. ä. Einfluss auf die Stärke der Gewaltbereitschaft haben, soll später dargestellt werden.

## **5.2 Erfassen von Gewaltbereitschaft durch Konstruktion einer Gewaltskala**

Um die o. a. Formen von Gewaltbereitschaft erfassen zu können, wurde eine Gewaltskala konstruiert, deren Items als Indikatoren für die zu untersuchenden Persönlichkeitseigenschaften fungieren können. Um abschätzen zu können, wie groß die Bereitschaft zu wahrheitsgemäßen Antworten ist, wurde zusätzlich eine Wahrheitskala integriert. Sie enthält Items, die von nahezu allen Menschen bejaht werden sollten. Je größer die Zahl der Bejahungen, desto offener wurde geantwortet. Ein niedriger Wert in dieser Subskala weist auch auf das Bemühen hin, sich positiver in einer als sozial erwünscht vermuteter Weise darzustellen; er kann allerdings auch auf Selbsttäuschung oder auf ein schlechtes Gedächtnis hindeuten. Zusätzlich zur Wahrheitskala wurden außerdem Items eingearbeitet, die die Zufriedenheit des Befragten mit den Bedingungen und Umständen seiner Lebenssituation erfassen sollten (Subskala ‚Dynamik‘). Schließlich enthielt der Entwurf der Gewaltskala auch Aussagen, mit denen versucht werden sollte, die reflektierte Vermeidung von gewaltsamen Auseinandersetzungen und die bewusste Wahl von friedlichen Konfliktlösungen festzustellen. Diese Items bildeten zusammen die Subskala ‚Frieden‘. Die erste Version der Gewaltskala enthielt 100 Items, die jeweils zustimmend oder ablehnend zu beantworten waren. Sie wurde an verschiedenen Schulen in unterschiedlichen Schulzweigen (Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Berufsschule) sowohl in den alten wie auch in den neuen Bundesländern erprobt. Die Schüler/Schülerinnen waren alle jeweils älter als 14 Jahre. Die Bearbeitung erfolgte im Klassenverband. An persönlichen Daten wurden nur das Alter und das Geschlecht erhoben, die Auswertung der Antwortbogen erfolgte absolut anonym. Mit Hilfe der so gewonnenen Daten wurde eine Datenanalyse durchgeführt, in der alle Items selektiert wurden, die eine zu geringe Trennschärfe aufwiesen. Als geringe Trennschärfe

wurde die Wahlhäufigkeit eines Items von mehr als 80 % oder von weniger als 20 % der Gesamtgruppe definiert. Es wurden außerdem die Items entfernt, die eine geringere Korrelation als  $r = .30$  mit der Punktskale ihrer Subskala erreichten. Es verblieben nach der Itemselektion 50 Items in der Skala. Sie wurden in folgende fünf Subskalen zusammengefasst:

- spontane Gewaltbereitschaft (15 Items)
- reaktive Gewaltbereitschaft (15 Items)
- Wahrheitsskala (10 Items)
- Zufriedenheitsskala (5 Items)
- Friedensskala (5 Items).

Die revidierte Fassung der Gewaltskala wurde in einer Strafvollzugsanstalt für männliche Jugendliche den dortigen Insassen zur Bearbeitung vorgelegt. Die Teilnahme an der Untersuchung war freiwillig. Die Stichprobe umfasste 39 Personen. Die Auswertung der Antwortbogen erfolgte ohne Personenbezug. Erfasst wurden bei den anonymisierten Antworten neben dem Lebensalter und dem Schulabschluss auch der Haftgrund und die Haftdauer. Bei der Auswertung wurden aufgrund dieser Angaben nach dem Kriterium der Anwendung von Gewalt bei der Verübung der Straftat zwei Gruppen gebildet. Der Gruppe „mit Gewalt“ wurden alle Befragten zugeordnet, die beim Begehen ihrer Straftat körperliche Gewalt angewendet hatten (z. B. Raub, Körperverletzung, Mord), Täter mit Straftaten ohne Gewaltanwendung (z. B. Diebstahl, Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz) wurden in der Gruppe „ohne Gewalt“ zusammengefasst. Wie aus Tabelle 1 ersichtlich, unterscheiden sich beide Gruppen sowohl hinsichtlich ihrer spontanen Gewaltbereitschaft als auch ihrer Dynamik signifikant voneinander.



Tabelle 1: Gewaltanwendung bei kriminellen Handlungen vs. Gewaltskala

<b>Männliche jugendliche Strafgefangene</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
mit Gewalt	10,52	3,9171	25	10,04	3,4578	25	6,96	1,6703	25	3,68	1,1446	25	2,04	1,1719	25
ohne Gewalt	8,8571	2,8785	14	7,4286	1,9101	14	5,8571	1,7033	14	2,7857	1,4769	14	2,5	1,1602	14
Ge-samt	9,9231	3,5866	39	9,1026	3,0062	39	6,5641	1,682	39	3,359	1,2713	39	2,2051	1,1678	39
<b>F</b>	1,9291	Sig. .1732		6,7719	Sig. .0132		3,8584	Sig. .0570		4,441	Sig. .0419		1,3924	Sig. .2455	

Mean = Mittelwert

StdDev = Standardabweichung

„Gewalttäter“ neigen somit in höherem Maße zu spontaner Gewalt und sind unzufriedener mit den Bedingungen und Umständen ihrer Lebenssituation als Delinquenten, die bei ihren Straftaten keine Gewalt angewendet haben. Auf der Basis dieser Feststellung lässt sich der konstruierten Gewaltskala eine diskriminierende Funktion zwischen vorhandener und fehlender Gewaltbereitschaft nicht absprechen. Sie konnte daher als ein Instrument dienen, die quantitative Verbreitung von Gewaltbereitschaft in der deutschen Bevölkerung und besonders unter Jugendlichen näher zu untersuchen.

### **5.3 Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung**

Um die Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung näher zu charakterisieren, wurde die Gewaltskala in die Bevölkerungsumfrage 1998 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) eingebracht. Sie war als Mehrthemenumfrage konzipiert und wurde im 4. Quartal 1998 vom Markt- und Meinungsforschungsinstitut INRA Deutschland GmbH auf der Basis des vom SOWI entwickelten Fragebogens durchgeführt. Die Interviews fanden flächendeckend für die Bundesrepublik Deutschland face to face statt. Die Auswahl der Befragten erfolgte in einem quotierten random-route Verfahren.

#### **5.3.1 Die Stichprobe**

Die Stichprobe umfasste repräsentativ für die Bundesrepublik Deutschland insgesamt 2 025 Personen und war aufgrund von Quotierungsvorgaben in dem Sinne disproportional geschichtet, als Jugendliche und unter ihnen wieder männliche Personen bis zu 25 Jahren überstark vertreten waren. In Tabelle 2 wird die Zusammensetzung der Stichprobe nach Lebensalter und Geschlechtszugehörigkeit der

Befragten dargestellt. Alle nachfolgenden Daten fußen auf dieser Stichprobe, wobei allen Männern und Frauen der Umfrage die Gewaltskala zur Bearbeitung vorgelegt wurde. In die Auswertung wurden allerdings immer nur die Subskalen einbezogen, die vollständig beantwortet worden waren.

Tabelle 2: Darstellung der Stichprobe

<b>Alter</b>						
	<b>bis 25 Jahre</b>		<b>über 25 Jahre</b>		<b>Summe</b>	
<b>Geschlecht</b>	N	%	N	%	N	%
männlich	346	17,1	754	37,2	1100	54,3
weiblich	190	9,4	735	36,3	925	45,7
Summe	536	26,5	1489	73,5	2025	100,0

Wegen der gewollten Überproportionalität männlicher Jugendlicher ergeben sich für die Interpretation der Daten keine Schwierigkeiten, da die Gruppen weitgehend getrennt voneinander betrachtet werden.

### 5.3.2 Gewaltbereitschaft in Abhängigkeit von Geschlecht und Alter

Bereits bei der Erstellung der Gewaltskala zeigte sich bei deren Erprobung in den Schulen, dass Schüler in beiden Formen der Gewaltbereitschaft signifikant höhere Werte aufwiesen als Schülerinnen. Dieser in der Literatur vielfach belegte Befund (vgl. Kap. 3.4.3) wurde auch durch die Ergebnisse der Bevölkerungsumfrage, die Tabelle 3 wiedergibt, bestätigt.

Tabelle 3: Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft vom Geschlecht (Teil I)

<b>Gesamtstichprobe</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
Männer	6,6485	3,8043	1030	5,0403	3,4262	1042	5,1644	2,2828	1046	2,3462	1,2766	1060	2,8220	1,2940	1056
Frauen	5,2108	3,4129	873	3,7679	3,0521	879	4,9357	2,2118	886	2,2272	1,3118	889	3,1532	1,2269	888
Gesamt	5,9890	3,6301	1903	4,4581	3,3206	1921	5,0595	2,2505	1932	2,2919	1,2928	1949	2,9733	1,2638	1944
<b>F</b>	74,1259	Sig. .0000		72,6166	Sig. .0000		4,9567	Sig. .0261		4,0970	Sig. .0431		33,1259	Sig. .0000	
<b>Männer und Frauen bis 25 Jahre</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
Männer	7,0627	3,6276	319	5,6800	3,4937	325	5,3945	2,1665	327	2,4502	1,2933	331	2,6809	1,2896	329
Frauen	6,1453	3,6638	172	5,1314	3,3253	175	5,4157	2,0684	178	2,4804	1,3169	179	2,9886	1,2783	176
Gesamt	6,7413	3,6403	491	5,4880	3,4358	500	5,4020	2,1325	505	2,4608	1,3004	510	2,7881	1,2857	505
<b>F</b>	7,0963	Sig. .0080		2,8778	Sig. .0892		0,114	Sig. .9149		0,0629	Sig. .8020		6,5711	Sig. .0107	

Tabelle 3: Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft vom Geschlecht (Teil II)

<b>Männer und Frauen über 25 Jahre</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
Männer	6,4627	3,8691	711	4,7503	3,3577	717	5,0598	2,3278	719	2,2990	1,2671	729	2,8858	1,2918	727
Frauen	4,9815	3,3112	701	3,4290	2,8843	704	4,8150	2,2316	708	2,1634	1,3037	710	3,1938	1,2113	712
Gesamt	5,7373	3,6029	1412	4,0957	3,1321	1421	4,9383	2,2805	1427	2,2321	1,2853	1439	3,0382	3,0382	1439
<b>F</b>	59,6634	Sig. .0000		63,2218	Sig. .0000		4,1116	Sig. .0428		4,0071	Sig. .0455		21,7458	Sig. .0000	

Die ermittelten Werte zeigen sehr viele signifikante Unterschiede. So erbringt der Vergleich zwischen Männern und Frauen in der Gesamtstichprobe das eindeutige Ergebnis, dass Männer sowohl reaktiv als auch spontan gewaltbereiter sind als Frauen. Umgekehrt erweisen sich Frauen signifikant friedensbereiter als Männer.

Die Stichprobe der Männer und die Stichprobe der Frauen wurde in zwei Gruppen unterteilt: in Männer und Frauen bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres (im weiteren Text als „die Jüngeren“ bezeichnet) und in die Gruppe derjenigen, die älter als 25 Jahre waren (im weiteren Text: „die Älteren“). Die jüngeren Männer liegen bei der reaktiven Gewaltbereitschaft signifikant über dem Wert der jüngeren Frauen, bei der spontanen Gewaltbereitschaft liegt ihr Mittelwert zwar über dem Mittelwert der Frauen, der Unterschied ist allerdings nicht signifikant. Die jüngeren Frauen zeigen eine signifikant größere Friedensbereitschaft als die Männer aus dieser Altersgruppe. Mit zunehmendem Alter zeigen sich größere und deutlichere Geschlechtsunterschiede in allen Subskalen der Gewaltskala, wobei die Unterschiede in den Skalen der reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft sowie der Friedensbereitschaft statistisch am bedeutsamsten sind.

Werden die ermittelten Werte aller jüngeren Männer und Frauen zusammengefasst und mit denen der älteren Frauen und Männer verglichen, so zeigen alle Subskalen der Gewaltskala, so Tabelle 4, signifikante Unterschiede auf und zwar dergestalt, dass die Jüngeren gewaltbereiter sind als die Älteren und eine geringere Friedensbereitschaft besitzen. Außerdem zeigen die Jüngeren eine stärkere Tendenz zu wahrheitsgemäßen Antworten als die Älteren.

Tabelle 4: Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft vom Lebensalter (Teil I)

<b>Gesamtstichprobe</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
bis 25 Jahre	6,7413	3,6629	491	5,4880	3,4423	500	5,4020	2,1304	505	2,4608	1,3004	510	2,7881	1,2928	505
über 25 Jahre	5,7273	3,6771	1412	4,0957	3,2000	1421	4,9383	2,2830	1427	2,2321	1,2866	1439	3,0382	1,2616	1439
Gesamt	5,9890	3,6734	1903	4,4581	3,3206	1921	5,0595	2,2442	1932	2,2919	1,2902	1949	2,9733	1,2698	1944
<b>F</b>	27,7599	Sig. .0000	67,2661	Sig. .0000	15,9213	Sig. .0001	11,8286	Sig. .0006	14,5019	Sig. .0001					
<b>Männer</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
bis 25 Jahre	7,0627	3,6276	319	5,6800	3,4937	325	5,3945	2,1665	327	2,4502	1,2933	331	2,6809	1,2896	329
über 25 Jahre	6,4627	3,8691	711	4,7503	3,3577	717	5,0598	2,3278	719	2,2990	1,2671	729	2,8858	2,8858	727
Gesamt	6,6485	3,7961	1030	5,0403	3,4007	1042	5,1644	2,2786	1046	2,3462	1,2766	1060	2,8220	2,8220	1056
<b>F</b>	5,5006	Sig. .0192	16,7128	Sig. .0000	4,8494	Sig. .0279	3,1961	Sig. .0741	5,7090	Sig. .0171					

Tabelle 4: Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft vom Lebensalter (Teil II)

<b>Frauen</b>															
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>			<b>Wahrheit</b>			<b>Dynamik</b>			<b>Frieden</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
bis 25 Jahre	6,1453	3,6638	172	5,1314	3,3253	175	5,4157	2,0684	178	2,4804	1,3169	179	2,9886	1,2783	176
über 25 Jahre	4,9815	3,3112	701	3,4290	2,8843	704	4,8150	2,2316	708	2,1634	1,3037	710	3,1938	1,2113	712
Gesamt	5,2108	3,3833	873	3,7679	2,9770	879	4,9357	2,1999	886	2,2272	1,3064	889	3,1532	1,2249	888
<b>F</b>	16,3447	Sig. .0001		45,8368	Sig. .0000		10,6079	Sig. .0012		8,4214	Sig. .0038		3,9600	Sig. .0469	



Vergleicht man nur die Altersgruppen der Männer miteinander, so wird sichtbar, dass sowohl die reaktive wie auch die spontane Gewaltbereitschaft der jungen Männer signifikant größer sind als die der älteren männlichen Befragten. Umgekehrt verhält es sich mit der Friedfertigkeit. Hier erzielen die älteren Männer einen signifikant höheren Wert als ihre jüngeren Geschlechtsgenossen. Möglicherweise schwinden mit wachsendem Alter die Antriebskräfte, die für eine gewaltsame Auseinandersetzung erforderlich sind. Außerdem dürfte die Einsicht in die Nichtigkeit bestimmten Verhaltens mit zunehmendem Alter wachsen. Die Position innerhalb einer Gruppe wird, so darf man annehmen, mit zunehmendem Alter weniger mit körperlicher Stärke errungen, so dass auf andere Formen der Auseinandersetzung zurückgegriffen werden kann.

Bei den Frauen zeigt sich das gleiche Phänomen wie bei den Männern. Mit zunehmendem Alter nimmt bei ihnen die Gewaltbereitschaft in beiden Formen signifikant ab, die Friedensbereitschaft dagegen zu. Zusätzlich zeigen auch die beiden anderen Subskalen signifikante Unterschiede in dem Sinne, dass ältere Frauen weniger zur Wahrheit neigen und mit ihrer Umgebung unzufriedener sind als jüngere.

Fasst man zusammen, so lässt sich feststellen, dass Gewaltbereitschaft eng mit Geschlecht und dem Lebensalter der betroffenen Personen verbunden ist.

- Bei der *reaktiven* Gewaltbereitschaft zeigt sich folgende Reihenfolge: am stärksten ist die Gewaltbereitschaft bei jungen Männern ausgeprägt, es folgen die älteren Männer, dann die jungen Frauen und das Schlusslicht bilden die älteren Frauen.

- Bei der *spontanen* Gewaltbereitschaft zeigt sich ein anderes Bild, hier haben die jungen Frauen die älteren Männer von der 2. Position verdrängt: Spitzenreiter sind die jungen Männer, gefolgt von den jungen Frauen, den 3. Platz haben die älteren Männer, die älteren Frauen behalten auch hier die Schlussposition.
- Die reaktive Gewaltbereitschaft ist also eher „Männersache“, während sich bei der spontanen Gewaltbereitschaft mehr die Jugend hervortut.

### 5.3.3 Gewaltbereitschaft und Bildungsstand

Wie bereits dargestellt, haben die Variablen Alter und Geschlechtszugehörigkeit einen deutlichen Einfluss auf die beiden Formen der Gewaltbereitschaft. Da dem so ist, wird auch bei der Untersuchung der Frage, ob die Gewaltbereitschaft durch den Bildungsstand beeinflusst wird, nach Geschlecht und Alter getrennt. Hierbei ergibt sich die in Tabelle 5 dargestellte Verteilung.

Tabelle 5: Schulabschluss, Lebensalter und Geschlecht

<b>Männer</b>										
<b>Schulabschluss</b>	<b>Hauptschulabschluss</b>		<b>Realschulabschluss</b>		<b>Abitur</b>		<b>Studium</b>		<b>Summe</b>	
<b>Alter</b>	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%
bis 25 Jahre	92	8,4	156	14,3	79	7,2	16	1,5	343	31,4
über 25 Jahre	368	33,7	210	19,2	78	7,1	92	8,4	748	68,6
Summe	460	42,2	366	33,5	157	14,4	108	9,9	1091	100,0
<b>Frauen</b>										
<b>Schulabschluss</b>	<b>Hauptschulabschluss</b>		<b>Realschulabschluss</b>		<b>Abitur</b>		<b>Studium</b>		<b>Summe</b>	
<b>Alter</b>	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%
bis 25 Jahre	40	4,3	70	7,6	71	7,7	7	0,8	188	20,4
über 25 Jahre	374	40,6	253	27,5	52	5,6	54	5,9	733	79,6
Summe	414	45,0	323	35,1	123	13,4	61	6,6	921	100,0

Bei der hier untersuchten Fragestellung interessiert, ob durch den Erwerb eines höheren Schulabschlusses (der im Allgemeinen auch mit einer zeitlich längeren Schulzeit verbunden ist) auch zusätzliche Strategien erworben werden oder eine differenziertere Betrachtung der Gewaltanwendung kennen gelernt wird. Man könnte also vermuten, dass derjenige, der länger zur Schule gegangen ist und damit über mehr Strategien verfügt, in Konfliktsituationen Gewalt nur als ein Mittel unter vielen anderen ansieht. Dies wiederum könnte bedeuten, dass mit zunehmender schulischer Qualifikation die Gewaltbereitschaft abnimmt. Diese Vermutung lässt sich, wie Tabelle 6 zeigt, hinsichtlich der spontanen Gewaltbereitschaft sowohl bei älteren als auch bei jüngeren Männern bestätigen, nimmt doch die Neigung spontan Gewalt anzuwenden signifikant mit wachsendem Bildungsstand ab. Bei der reaktiven Gewaltbereitschaft ist ein ähnlicher Abfall nur zwischen dem Niveau „Hauptschule“ über das Niveau „Realschule“ bis hin zum Abitur zu beobachten. Zwischen Befragten mit Abitur und solchen mit Studium ergibt sich dagegen insbesondere bei den älteren Männern wieder ein deutlicher Anstieg.

Tabelle 6: Schulabschluss und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Männer (bis 25 Jahre)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
HS	8,1932	3,6194	88	6,9000	3,4153	90
RS	6,9353	3,7188	139	5,3357	3,5244	143
Abitur	6,2568	3,1189	74	4,8904	3,2896	73
Studium	6,3125	3,6827	16	6,0625	3,0869	16
Gesamt	7,0946	3,5577	317	5,7081	3,4221	322
<b>F</b>	4,5157	Sig. .0041		5,6503	Sig. .0009	
<b>Männer (über 25 Jahre)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
HS	6,9251	4,0231	347	5,0453	3,5151	353
RS	6,3582	3,7737	201	4,6569	3,2163	204
Abitur	4,9315	3,1986	73	4,2394	3,1372	71
Studium	5,8929	3,4397	84	3,9277	2,8872	83
Gesamt	6,4340	3,8083	705	4,7229	3,3262	711
<b>F</b>	6,3026	Sig. .0003		3,2138	Sig. .0225	

Als Erklärung für den Anstieg zwischen Abitur und Studium bieten sich zwei Vermutungen an. Entweder absolvieren nur solche Abiturienten ein Studium, die bereits zu Studienbeginn über Selbstbewusstsein, Härte und Durchsetzungsvermögen verfügen oder aber durch das Studium werden diese Eigenschaften besonders gefördert. Sowohl Abitur als auch Studium wären damit Prüf- und Selektionsstationen, die nur die durchsetzungsfähigeren und damit auch gewaltbereiteren jüngeren Männer überstehen. Diejenigen unter den Abiturienten, die weniger zu Gewalt neigen, beginnen kein Studium oder aber geben während ihres Studiums auf.

Bei den älteren Männern kann man mit zunehmender Schulbildung einen deutlichen, gleichmäßigen Rückgang der spontanen Gewaltbereitschaft beobachten. Dagegen zeigen junge Männer mit Studium einen auffallend hohen Mittelwert. Dieses Phänomen kann möglicherweise einerseits durch die bisher fehlende Konfrontation mit der realen Berufspraxis erklärt werden, da diese Gruppe altersbedingt noch kaum Erfahrungen im realen Berufsleben sammeln konnte. Andererseits gehören junge Männer, die mit 25 Jahren bereits über ein abgeschlossenes Studium verfügen sicher zu denjenigen, die mit viel Energie und Durchsetzungsvermögen ihr Studium angegangen sind.

Hinsichtlich der Gewaltbereitschaft unterscheiden sich Frauen in beiden Altersgruppen tendenziell kaum von den Männern. Wie Tabelle 7 zeigt, kann man zumindest bei der reaktiven Gewaltbereitschaft zwischen Hauptschulabschluss und Abitur auch bei ihnen einen stetigen Rückgang der Gewaltbereitschaft erkennen, während bei Befragten mit Studium dann wieder ein Anstieg oder zumindest ein Verweilen auf gleicher Höhe erfolgt.

Tabelle 7: Schulabschluss und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Frauen (bis 25 Jahre)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
HS	7,4211	4,3783	38	5,8889	3,8006	36
RS	5,6719	3,4229	64	5,0769	3,2322	65
Abitur	5,7143	3,3765	63	4,6818	3,0592	66
Studium	7,3333	2,8752	6	6,3333	3,8297	6
Gesamt	6,1345	3,6259	171	5,1387	3,3138	173
<b>F</b>	2,4427	Sig. .0660		1,3006	Sig. .2760	
<b>Frauen (über 25 Jahre)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
HS	5,1938	3,485	356	3,3944	2,9800	360
RS	4,9372	3,0843	239	3,2743	2,6451	237
Abitur	4,3922	3,3471	51	3,7255	3,3231	51
Studium	4,3774	3,0270	53	4,1296	2,7884	54
Gesamt	4,9857	3,3095	699	3,4345	2,8835	702
<b>F</b>	1,6301	Sig. .1811		1,4864	Sig. .2170	

Allerdings liegen die Mittelwerte der einzelnen Schultypen bei den Frauen sehr eng beieinander, die statistische Überprüfung zeigt keine signifikanten Unterschiede. Stärker noch als bei den Männern tendieren die jüngeren Frauen mit Studium zur reaktiven oder zur spontanen Gewaltbereitschaft, da aber ihre Zahl sehr klein ist (N = 6) kann diese Erscheinung zufällig zustande gekommen sein, eine statistische Signifikanz wurde nicht gefunden.

Fasst man alle Ergebnisse im Zusammenhang mit der Schulbildung zusammen, so lässt sich feststellen, dass signifikante Unterschiede zwischen den Mittelwerten der einzelnen Schulabschlüsse nur bei den Männern gefunden wurden. Hier zeigt sich ein deutlicher reziproker Zusammenhang zwischen Schulabschluss und den beiden Formen der Gewaltbereitschaft: je niedriger der Schulabschluss, desto höher die Gewaltbereitschaft, je höher der Schulabschluss, desto niedriger die Gewaltbereitschaft. Bei den Frauen zeigt sich diese Verteilung tendenziell auch, ohne allerdings eine statistische Signifikanz zu erreichen. Sowohl bei Männern als auch bei Frauen nimmt die Gewaltbereitschaft zwischen Abiturienten und Befragten mit Universitätsabschluss wieder zu.

#### 5.3.4 Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft vom Familienstand und der Religionszugehörigkeit

Bei der Überprüfung der Abhängigkeit der Gewaltbereitschaft von anderen Variablen zeigte sich in Bezug auf den Familienstand der Befragten, dass geschiedene Männer und Frauen sowohl in reaktiver als auch in spontaner Gewaltbereitschaft signifikant höhere Werte aufwiesen als ledige, verheiratete oder verwitwete.



Tabelle 8: Familienstand und Gewaltbereitschaft bei Männern und Frauen

<b>Alle Männer (N = 1094)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ledig	6,9734	3,7451	451	5,6425	3,4978	456
verheiratet	6,3443	3,8285	488	4,5244	3,2925	492
verwitwet	5,9773	3,5861	44	3,6279	2,4204	43
geschieden	7,2683	4,2073	41	5,8000	3,6093	45
Gesamt	6,6426	3,7977	1024	5,0347	3,3683	1036
<b>F</b>	2,9656	Sig. .0312		11,9888	Sig. .0000	
<b>Alle Frauen (N = 923)</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ledig	5,5856	3,5371	263	4,5736	3,2525	265
verheiratet	4,9005	3,2653	382	3,4326	2,8398	386
verwitwet	4,7132	3,2191	129	2,5115	2,5187	131
geschieden	6,0928	3,6574	97	4,6105	3,1532	95
Gesamt	5,2124	3,3878	871	3,7674	2,9615	877
<b>F</b>	5,2600	Sig. .0013		18,6096	Sig. .0000	

Wie ersichtlich liegen bei beiden Subskalen die Mittelwerte von verheirateten und verwitweten Befragten sowohl bei Männern als auch bei Frauen beträchtlich unter denen von ledigen und besonders von geschiedenen. Bei geschiedenen Frauen und Männern legt dies den Schluss nahe, die erhöhte Gewaltbereitschaft sei (Mit)Ursache der Trennung vom Ehepartner gewesen. Dies hieße allerdings die Daten zu überinterpretieren. Genauso lässt sich nämlich vermuten, dass die erhöhte Gewaltbereitschaft Folge der Scheidung sei. Als eine die Gewalttätigkeit möglicherweise beeinflussende Variable wurde auch

die Religions- bzw. Konfessionszugehörigkeit der Befragten angesehen. Dies basiert auf der Annahme, dass eine christlich geprägte Erziehung im Elternhaus, Religionsunterricht in der Schule sowie Kommunion- oder Konfirmandenunterricht den jungen Menschen stärker an die Gewaltlosigkeit heranführen müssten als eine atheistische Erziehung. Bei der Bevölkerungsumfrage wurde zwischen den beiden christlichen Konfessionen „evangelisch“ und „katholisch“ sowie „andere Konfessionen“ bzw. „keine Konfession“ unterschieden. Die dabei ermittelten Häufigkeiten sind in Tabelle 9 für Männer und für Frauen jeweils nach Altersgruppen unterteilt worden.

Tabelle 9: Religionszugehörigkeit und Alter bei Männern und Frauen

<b>Männer</b>										
<b>Konfession</b>										
	<b>evangelisch</b>		<b>katholisch</b>		<b>andere K.</b>		<b>ohne K.</b>		<b>Summe</b>	
Alter	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%
bis 25 Jahre	126	11,5	114	10,4	4	0,4	98	9,0	342	31,3
über 25 Jahre	188	26,4	263	24,1	14	1,3	185	16,9	750	68,7
Summe	414	37,9	377	34,5	18	1,6	283	25,9	1092	100,0
<b>Frauen</b>										
<b>Konfession</b>										
	<b>evangelisch</b>		<b>katholisch</b>		<b>andere K.</b>		<b>ohne K.</b>		<b>Summe</b>	
Alter	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%
bis 25 Jahre	79	8,6	62	6,8	1	0,1	46	5,0	188	20,5
über 25 Jahre	297	32,4	278	30,3	6	0,7	149	16,2	730	79,5
Summe	376	41,0	340	37,0	7	0,8	195	21,2	918	100,0

Die statistische Überprüfung der Gewaltbereitschaft zeigte zwischen den einzelnen nach Konfession, Alter und Geschlecht unterteilten Gruppen einige Unterschiede, die allerdings meist nur tendenziell die o. a. Vermutung bestätigen. Demnach sind katholische und evangelische Männer in beiden Altersgruppen weniger gewaltbereit als ihre männlichen Altersgenossen ohne Konfession. Bei den Frauen zeigt sich diese Tendenz lediglich in der Altersgruppe bis 25 Jahre.

Tabelle 10: Religionszugehörigkeit und Gewaltbereitschaft bei Männern (Teil I)

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	6,6939	3,8757	392	5,0709	3,408	395
katholisch	6,3023	3,7336	354	4,7493	3,496	359
andere Konf.	5,2941	3,8367	17	4,9333	3,3693	15
keine Konf.	7,1432	3,7467	260	5,3722	3,3343	266
Gesamt	6,6491	3,7936	1023	5,0348	3,4197	1035
<b>F</b>	3,1923	Sig. .0229		1,7162	Sig. .1619	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	6,7328	3,7887	116	5,4530	3,4852	117
katholisch	6,7905	3,4045	105	5,6168	3,5226	107
andere Konf.	6,5000	3,3166	4	3,7500	3,3040	4
keine Konf.	7,8022	3,6794	91	6,1489	3,4887	94
Gesamt	7,0570	3,6284	316	5,6894	3,4971	322
<b>F</b>	1,8085	Sig. .1455		1,1447	Sig. .3311	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	6,6775	3,9184	276	4,9101	3,3683	278
katholisch	6,0964	3,8519	249	4,3810	3,4256	252
andere Konf.	4,9231	4,0303	13	5,3636	3,4430	11
keine Konf.	6,7870	3,7451	169	4,9477	3,1775	172
Gesamt	6,4668	3,8561	707	4,7391	3,3450	713
<b>F</b>	2,1235	Sig. .0959		1,5557	Sig. .1989	

Tabelle 10: Religionszugehörigkeit und Gewaltbereitschaft bei Frauen (Teil II)

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	5,4045	3,4607	356	3,9522	3,1247	356
katholisch	4,8056	3,4984	319	3,4611	3,0237	321
andere Konf.	4,5714	0,7868	7	3,0000	1,5275	7
keine Konf.	5,4865	3,1539	185	3,9418	2,9754	189
Gesamt	5,1949	3,4002	867	3,7617	3,0474	873
<b>F</b>	2,3764	Sig. .0687		1,8711	Sig. .1329	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	6,1549	3,8791	71	5,0411	3,4052	73
katholisch	5,6780	3,8167	59	5,0862	3,5456	58
andere Konf.	5,0000		1	5,0000		1
keine Konf.	6,7436	3,0670	39	5,3171	3,0037	41
Gesamt	6,1178	3,6862	170	5,1214	3,3639	173
<b>F</b>	0,6877	Sig. .5607		0,0627	Sig. .9794	
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
evangelisch	5,2175	3,3296	285	3,6714	2,9908	283
katholisch	4,6077	3,3988	260	3,1027	2,7782	263
andere Konf.	4,5000	0,8367	6	2,6667	1,3663	6
keine Konf.	5,1507	3,1014	146	3,5608	2,8624	148
Gesamt	4,9699	3,2982	697	3,4257	2,8764	700
<b>F</b>	1,7676	Sig. .1520		2,0420	Sig. .1067	

Lässt man einmal die Gruppe „andere Konfession“ aufgrund sehr geringer Besetzungszahlen und der Tatsache, dass die genaue Religionszugehörigkeit nicht bekannt ist außer Betracht, so deuten die Ergebnisse in Tabelle 10 darauf hin, dass Katholiken offenbar am wenigsten gewaltbereit sind. Statistisch signifikant lässt sich diese Aussage allerdings nur hinsichtlich aller Männer bei der reaktiven Gewaltbereitschaft nachweisen. Katholiken unterscheiden sich in dieser Gruppe mit einem Mittelwert von 6,30 von Protestanten (6,69) und Befragten ohne Konfession (7,14).

#### 5.3.5 Gewaltbereitschaft und Berufstätigkeit

Viele Menschen definieren sich u. a. durch ihren Beruf. Derjenige, der eine Arbeitstelle besitzt, hat auch eine soziale Funktion. Von vielen wird eine soziale Funktion mit Bedeutung, Wert oder Anerkennung gleichgesetzt. Sein Selbstwertgefühl und sein Selbstbild können dadurch entsprechend positiv gefärbt werden. Berufstätigkeit kann Sicherheit vermitteln und sie kann zur Zufriedenheit und Ausgeglichenheit der einzelnen Personen beitragen. In diesem Sinne kann auch die negative Gedankenkette gebildet werden: „Wer keine Arbeit hat, hat auch keine Funktion, wer keine Funktion hat, hat keine Bedeutung; wer arbeitslos ist, hat somit ebenfalls keine Bedeutung und ist wertlos.“ Arbeitslosigkeit und die damit verbundenen Vorurteile können das Selbstwertgefühl der Betroffenen also entscheidend unterminieren. Darüber hinaus wird der Aktionsradius für Arbeitslose aufgrund fehlender finanzieller Mittel entscheidend eingeengt und es entsteht eine paradoxe Situation: es steht zwar Zeit im Überfluss zur Verfügung, um sie aber entsprechend nutzen zu können, fehlen die (finanziellen) Möglichkeiten. Die permanenten, häufig aber sachbedingten Ablehnungen durch die Personalchefs am Ende von Vorstellungsgesprächen von Arbeitssuchenden werden als persönliche Zu-

rückweisungen empfunden. Die individuelle Wertskala wird dann von den Betroffenen in Frage gestellt: Bekannte, die man als unfähiger und weniger kompetent als man selbst erlebt hat, haben eine Arbeitsstelle. Sie besitzen also augenscheinlich mehr Fähigkeiten als man ihnen zutraute, während man selbst trotz aller Bemühungen auf der Straße liegt. Um die eigenen Fähigkeiten scheint es somit nicht so positiv bestellt zu sein, wie man jahrelang geglaubt hat. Die kurz umrissenen psychischen und sozialen Wirkungen der Berufstätigkeit bzw. der Arbeitslosigkeit tragen zur Stabilisierung bzw. Destabilisierung der Persönlichkeit bei und können so im ersten Fall eine Reduktion der Gewaltbereitschaft, im letzteren eine Steigerung der Gewaltbereitschaft bewirken.

Im Fragebogen der Bevölkerungsumfrage wurde „Berufstätigkeit“ unterteilt in die drei Kategorien ‚*voll berufstätig*‘, ‚*teilweise berufstätig*‘ und ‚*zur Zeit arbeitslos*‘. Diese Unterteilung wurde in der folgenden statistischen Auswertung beibehalten. In Tabelle 11 sind die Mittelwerte der einzelnen Subskalen der Gewaltskala für die drei Kategorien der Berufstätigkeit für die männlichen Befragten dargestellt. In der Gesamtgruppe ‚*Alle Männer*‘ kann man sowohl bei der reaktiven als auch bei der spontanen Gewaltbereitschaft hochsignifikante Unterschiede zwischen den Mittelwerten der einzelnen Formen der Berufstätigkeit feststellen. Die für die Gruppe der Arbeitslosen ermittelten Werte liegen deutlich über denen der voll oder teilweise berufstätigen Männer. Exakt das gleiche Phänomen zeigt sich bei der Gruppe der über 25 Jahre alten Männer. Bei den jungen Männern (bis 25 Jahre) ergibt sich die gleiche Tendenz bei der reaktiven Gewaltbereitschaft, ohne allerdings ein relevantes Signifikanzniveau zu erreichen, bei der spontanen Gewaltbereitschaft liegt der Wert der teilweise beschäftigten Männer knapp über dem Wert der arbeitslosen, den Mittelwert der voll beschäftigten Männer überragt er dagegen deut-



lich. Allerdings erreichen auch hier die Unterschiede zwischen den Mittelwerten keine signifikante Größe.

Tabelle 11: Berufstätigkeit und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	6,6649	3,8820	582	5,0240	3,3541	583
teilweise b.	6,7308	3,4474	26	6,3846	2,9810	26
arbeitslos	9,1923	3,7261	52	6,7818	3,7500	55
Gesamt	6,8667	3,8544	660	5,2229	3,3750	664
<b>F</b>	10,2785	Sig. .0000		8,4190	Sig. .0002	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	7,0328	3,7216	122	5,4480	3,2688	125
teilweise b.	7,1667	3,7103	6	7,1667	3,6009	6
arbeitslos	8,9412	2,9890	17	6,9412	3,7495	17
Gesamt	7,2621	3,6460	145	5,6892	3,3370	148
<b>F</b>	2,0461	Sig. .1330		2,1110	Sig. .1248	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	6,5674	3,9216	460	4,9083	3,3713	458
teilweise b.	6,6000	3,4550	20	6,1500	2,8335	20
arbeitslos	9,3143	4,0712	35	6,7105	3,7983	38
Gesamt	6,7553	3,9154	515	5,0891	3,3857	516
<b>F</b>	8,0205	Sig. .0004		5,9925	Sig. .0027	

Wie bereits gezeigt, legen Frauen im Umgang mit Gewalt generell ein anderes Antwortverhalten an den Tag als Männer. Diese allgemeine Feststellung gilt auch, wenn man die Berufstätigkeit der Frauen näher betrachtet. Während in Tabelle 12 die teilweise berufstätigen jungen Frauen sowohl bei der reaktiven als auch bei der spontanen Gewaltbereitschaft jeweils die höchsten Werte erzielen, zeigt sich bei den Frauen über 25 Jahre ein anderes Bild: Hier liegen die Mittelwerte der teilweise berufstätigen Frauen unter denen der voll berufstätigen und unter denen der arbeitslosen Frauen. Bei der spontanen Gewaltbereitschaft unterscheiden sich diese Gruppen signifikant.

Tabelle 12: Berufstätigkeit und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	5,4494	3,4836	267	4,2677	3,1710	269
teilweise b.	5,0000	3,3521	132	3,4504	2,7879	131
arbeitslos	5,4483	3,4037	58	4,4737	3,2299	57
Gesamt	5,3195	3,4361	457	4,0591	3,0738	457
<b>F</b>	0,8022	Sig. .4490		3,7065	Sig. .0253	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	5,3448	3,6349	58	4,7333	3,3541	60
teilweise b.	8,6667	2,9439	6	7,4000	2,3022	5
arbeitslos	7,1667	4,7924	6	5,0000	4,1231	5
Gesamt	5,7857	3,6880	70	4,9429	3,3523	70
<b>F</b>	2,6658	Sig. .0769		1,4611	Sig. .2393	
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
voll berufstätig	5,4785	3,4489	209	4,1340	3,1119	209
teilweise b.	4,8254	3,2792	126	3,2937	2,6954	126
arbeitslos	5,2500	3,2107	52	4,4231	3,1768	52
Gesamt	5,2351	3,3634	387	3,8992	2,9918	387
<b>F</b>	1,4824	Sig. .2284		4,0217	Sig. .0187	

Die Unterschiede zwischen den beiden Altersgruppen sind möglicherweise darauf zurückzuführen, dass von den Frauen über 25 Jahre 55 Prozent verheiratet waren, während bei der jüngeren Altersgruppe

lediglich neun Prozent eine entsprechende Angabe machten. In den deutschen Familien werden die im Haushalt anfallenden Arbeiten aber noch überwiegend von Frauen erledigt, gleichgültig ob diese arbeitslos, teilweise berufstätig oder voll berufstätig sind. Während voll berufstätige Frauen sich so mit einer Doppelbelastung konfrontiert sehen, die leicht zu einer Überforderung und damit zu Frustrationen, Gereiztheit und erhöhter Gewaltbereitschaft führen kann, beklagen arbeitslose Frauen ihr Dasein als „Nur-Hausfrau“ und die damit einhergehende soziale Isolierung sowie den Verlust beruflicher Beziehungen und zeigen u. U. ähnliche Symptome. Die teilweise Berufstätigkeit scheint demgegenüber der Königsweg zu sein: die soziale Isolierung wird überwunden, der berufliche Anschluss wird gehalten, die Hausarbeiten können bewältigt werden. Frustrationen treten weniger auf, die Gewaltbereitschaft ist niedriger. Bei den jüngeren Frauen dagegen spielt die Belastung durch Ehe und Familie noch kaum eine Rolle, insofern schlägt die berufliche Situation sich möglicherweise in der Gewaltbereitschaft stärker nieder als bei den älteren Frauen.

### 5.3.6 Gewaltbereitschaft und Wohnort

Die Befragten der Umfrage wurden einerseits gebeten, die Einwohnerzahl ihres Wohnortes anzugeben, andererseits sollten sie ihn nach seiner Art näher kennzeichnen. Bei der Einwohnerzahl gab es sechs Unterteilungen (von „bis 5.000 Einwohner“ bis „über 500.000 Einwohner“). Die Art des Wohnortes wurde in insgesamt zehn Kategorien erfasst, wobei die Skala von „Einzelgehöft, Einsiedlerhof“ bis „große Großstadt“ reichte. Da in der gesamten Umfrage lediglich zwei Frauen in Einzelgehöften lebten, wurde diese Kategorie in die weitere statistische Analyse nicht einbezogen. Es ist offensichtlich, dass die beiden Oberbegriffe inhaltlich eng verwandt sind: ein Dorf, gleichgültig ob ländlich oder in der Nähe einer Stadt gelegen, hat gewöhn-

lich nun einmal nicht so viele Einwohner wie z. B. eine mittlere Stadt. So kann das Ergebnis der Berechnung des Korrelationskoeffizienten der beiden Variablen nicht überraschen:  $r = .910$ . Diese Korrelation ist auf einem so hohen Niveau signifikant (0,01 %), dass die Begriffe der beiden Variablen nahezu synonym verwandt werden können. Hinsichtlich des Einflusses der Wohnortgröße auf die Ausbildung von Gewaltbereitschaft können unterschiedliche Hypothesen formuliert werden. Eine zunächst recht plausibel erscheinende lautet etwa:

Je kleiner der Wohnort, desto besser kennen sich Einwohner. Aus dieser sozialen Nähe resultiert einerseits Geborgenheit, andererseits aber auch soziale Kontrolle. Dieses Eingebettetsein in eine Gemeinschaft verhindert erfolgreich Gewaltbereitschaft. In einer Großstadt sind diese Nähe und Kontrolle, wenn überhaupt, in einem wesentlich geringeren Umfang gegeben. Hieraus ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten z. B. auf Frustrationen mit Gewaltaktionen zu antworten. Zusammenfassend kann man vermuten, dass mit anwachsender Größe des Wohnortes die Neigung zur Gewaltanwendung steigt.

Die Analyse der mit Hilfe der Gewaltskala erhobenen Daten zeigte bei Männern in der Tat eine Tendenz, die im Sinne dieser Hypothese interpretiert werden kann. Allerdings lagen die Mittelwerte so eng beieinander, dass dieses Ergebnis auch zufällig zustande gekommen sein kann: der Signifikanztest zeigte jedenfalls keinen relevanten Unterschied zwischen den Mittelwerten der reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft für die Männer aus den Wohnorten mit unterschiedlichen Einwohnerzahlen. Die Ergebnisse der Frauen zeigen den gleichen Trend wie die der Männer. Die Unterschiede sind aber ebenfalls nicht signifikant.

### 5.3.7 Gewaltbereitschaft in den alten und neuen Bundesländern

Spätestens seit der Diskussion der Thesen von Christian Pfeiffer (1999) über die möglichen Ursachen für die erhöhte Gewaltbereitschaft von ostdeutschen Jugendlichen, wurde das Problem der mit Gewaltausübung verbundenen Ausländerfeindlichkeit erneut in das öffentliche Bewusstsein gerückt. Pfeiffer belegte, dass in Ostdeutschland viermal so viele Straftaten gegenüber Ausländern verübt werden wie in Westdeutschland. Hieraus auf eine erhöhte Gewaltbereitschaft der Gesamtbevölkerung in den neuen Bundesländern zu schließen erscheint zwar zunächst plausibel und naheliegend, entbehrt aber bisher jeglicher empirischen Grundlage.

Wie Tabelle 13 zeigt, konnten allerdings in der vorliegenden Umfrage signifikante Unterschiede zwischen Männern aus den alten und den neuen Bundesländern in der Ausprägung von Gewaltbereitschaft gefunden werden.

Tabelle 13: Gewaltbereitschaft bei Männern in den alten und neuen Bundesländern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
alte BL	6,4830	3,8419	793	5,0299	3,4307	803
neue BL	7,2025	3,6291	237	5,0753	3,4181	239
Gesamt	6,6485	3,7941	1030	5,0403	3,4262	1042
<b>F</b>	6,5629	Sig. .0106		0,0323	Sig. .8573	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
alte BL	6,9184	3,6431	245	5,7742	3,5240	248
neue BL	7,5405	3,5585	74	5,3766	3,3991	77
Gesamt	7,0627	3,6238	319	5,6800	3,4950	325
<b>F</b>	1,6754	Sig. .1965		0,7603	Sig. .3839	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
alte BL	6,2883	3,9151	548	4,6973	3,3381	555
neue BL	7,0491	3,6613	163	4,9321	3,4283	162
Gesamt	6,4627	3,8586	711	4,7503	3,3586	717
<b>F</b>	4,8836	Sig. .0274		0,6129	Sig. .4340	

Hinsichtlich der reaktiven Gewaltbereitschaft zeigen Männer in den neuen Bundesländern signifikant höhere Werte als Männer in der alten Bundesrepublik. Keine Unterschiede gibt es bei der Bereitschaft zur spontanen Gewalt. Die höhere reaktive Gewaltbereitschaft auf dem Gebiet der ehemaligen DDR ist in erster Linie auf die Männer über

25 Jahre zurückzuführen. Um dieses Phänomen zu erklären, wurde die Variable „Berufstätigkeit“ in die Auswertung mit einbezogen. Es zeigte sich zwar, dass in den neuen Bundesländern mehr Männer arbeitslos sind als in den alten Bundesländern (17,7 % zu 4,3 %). Es wurde aber auch festgestellt, dass Arbeitslose aus dem Westen einen höheren Mittelwert bei der reaktiven Gewaltbereitschaft (10,06) erreichen als Arbeitslose aus dem Osten (8,68). Den entscheidenden Ausschlag geben die voll berufstätigen Männer, hier übertreffen die neuen Bundesländer mit einem Mittelwert von 7,02 die alten Bundesländer, die lediglich 4,45 erzielt haben. Es scheint also so zu sein, als ob bei den älteren Männern der hohe Militarisierungsgrad der DDR und der verbreitete Umgang mit Waffen z. B. in der Gesellschaft für Sport und Technik oder in den Betriebskampfgruppen sowie eine entsprechende Ausbildung und Erziehung noch Nachwirkungen hinterlassen haben. Dafür, dass es sich bei der höheren Gewaltbereitschaft in den neuen Ländern um ein Erbe aus der Zeit vor der Wiedervereinigung handelt, spricht einerseits der Umstand, dass bei den jungen Männern, die die DDR nicht mehr oder nur noch als Kind erlebt haben, die Unterschiede nicht mehr feststellbar sind. Andererseits spricht auch für diese Vermutung, dass bei Frauen, die in der DDR weitaus weniger als Männer gewaltnahen Maßnahmen unterworfen worden waren, zwischen den alten und neuen Bundesländern keine Unterschiede gefunden werden konnten. Für Jugendliche gilt es auf jeden Fall festzuhalten, dass die von Pfeiffer und Wetzels (1997) registrierte höhere Gewaltkriminalität in den neuen Bundesländern sich nicht in einer höheren Gewaltbereitschaft niederschlägt.



#### 5.4 Einstellungen und Gewaltbereitschaft

In den bisherigen Ausführungen wurden die Einflüsse und Wechselwirkungen zwischen der Gewaltskala und Variablen dargestellt, die sogenannte „harte“ Daten beinhalteten, d. h. Daten, bei deren Erhebung alle Beurteiler zu den gleichen Ergebnissen kommen sollten (Lebensalter, Geschlecht, Schulbildung etc.). Bei Einstellungen und Meinungen dagegen ist die einzige Person, die darüber korrekt Auskunft geben kann, der Träger dieser Meinung oder Einstellung. Alle anderen Beobachter oder Beurteiler können lediglich mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit diese Einstellung erschließen, sie aus dem Verhalten oder den Äußerungen der Menschen ableiten. Es bleibt bei der Erfassung dieser Daten immer ein beträchtlicher Unsicherheitsfaktor bestehen.

Wenn auch bei der Erfassung der Einstellungen durch Außenstehende die geschilderte Unsicherheit besteht, die diese Daten als „weich“ erscheinen lässt (im Sinne von ‚unterschiedliche Beurteiler können zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen‘), so können diese Meinungen und Einstellungen für ihren Besitzer sehr wohl eine sehr starke Bedeutung besitzen. Sie setzen den Betroffenen quasi eine Brille auf, die die Wahrnehmung selektiert und einen Mechanismus der sich selbst erfüllenden Prophezeiung in Gang setzt. Er besteht darin, dass bestimmte Dinge aufgrund vorhandener Einstellungen erwartet und regelrecht gesucht und dann schließlich auch gefunden werden, um sie dann als Bestätigung der Richtigkeit der eigenen Einstellungen anzusehen. Andere Sachverhalte, die den eigenen Einstellungen entgegenstehen, werden entweder nicht gesehen oder aber für unwichtig gehalten (Klein/Rosendahl Huber/Frantz 1999: 120). Der Dichter Christian Morgenstern hat dies etwas anders aber nicht weniger prägnant ausgedrückt und geschrieben: „Weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf.“

#### 5.4.1 Politische Selbsteinschätzung und Gewaltbereitschaft

Bei der Bevölkerungsumfrage 1998 wurden die interviewten Frauen und Männer um Selbsteinschätzung ihres politischen Standpunktes gebeten. Die Frage lautete: „Jeder hat eine bestimmte politische Grundhaltung, die man üblicherweise als ‚links‘, ‚Mitte‘ oder ‚rechts‘ bezeichnet. Wie ist das damit bei Ihnen, wo würden Sie sich auf dieser Skala einstufen?“

Die vorgelegte Sieben-Stufen-Skala erstreckte sich von „links“ (= 1) über „Mitte“ (= 4) bis „rechts“ (= 7). Die Mehrzahl der Befragten ordnete sich in der „Mitte“ ein. Von den Männern stuften sich 47 % politisch so ein, bei den Frauen waren es sogar 54,6 %, die so verfuhrten. Rechnet man die Stufen 3 und 5 ebenfalls noch zum Bereich „Mitte“, so befänden sich in diesem Bereich 79,2 % der Männer und 83,2 % der Frauen. Daher wurde von der weiteren statistischen Auswertung der Siebener-Skala Abstand genommen und eine vereinfachte Skala der politischen Selbsteinstufung kreiert, die lediglich drei Stufen enthält: „Mitte“ (bisher Stufe 4), „links von der Mitte“ (bisher Stufen 1 bis 3) und „rechts von der Mitte“ (bisher Stufen 5 bis 7). Dies erscheint auch deshalb gerechtfertigt, da die Kriterien, nach denen sich die Befragten auf der Siebener-Skala einstufen, in keiner Weise überprüfbar und sicherlich auch interindividuell nicht vergleichbar sind.

Die Tabellen 14 und 15 zeigen den Zusammenhang zwischen der politischen Selbsteinstufung und der reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft, getrennt nach Männern und Frauen. Aus ihnen lässt sich eindeutig entnehmen, dass bei Männern und Frauen die gleiche Tendenz vorherrscht: Personen, die sich rechts einstufen, erzielen sowohl bei der reaktiven wie auch bei der spontanen Gewaltbereitschaft höhere Mittelwerte als die Personen, die ihren politischen Standpunkt

in der Mitte sehen. Besonders ausgeprägt ist dieses Verhalten bei Männern.

Tabelle 14: Politische Selbsteinstufung und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	6,3569	3,5515	283	4,8587	3,2564	283
Mitte	6,2380	3,7290	479	4,7090	3,3277	488
rechts	7,7829	4,0213	258	5,8544	3,6671	261
Gesamt	6,6618	3,8106	1020	5,0397	3,4280	1032
<b>F</b>	15,4622	Sig. 0.0000		10,2158	Sig. 0.0000	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	6,8265	3,3890	98	5,6979	3,2674	96
Mitte	6,9221	3,6506	154	5,4969	3,5322	161
rechts	7,7937	3,9109	63	6,0156	3,7182	64
Gesamt	7,0667	3,6257	315	5,6604	3,4937	321
<b>F</b>	1,6038	Sig. 0.2028		0,5127	Sig. 0.5994	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	6,1081	3,6190	185	4,4278	3,1740	187
Mitte	5,9138	3,7274	325	4,3211	3,1561	327
rechts	7,7795	4,0662	195	5,8020	3,6584	197
Gesamt	6,4809	3,7966	705	4,7595	3,3655	711
<b>F</b>	15,9232	Sig. 0.0000		13,6005	Sig. 0.0000	

Die Männer, die sich selbst als rechts bezeichnet haben, übertreffen hinsichtlich ihrer reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft in beiden Altersgruppen diejenigen, die nach ihrer eigenen Einschätzung links stehen. Bei den Männern, die sich links eingestuft haben, liegen die Mittelwerte der spontanen Gewaltbereitschaft sowohl bei der Gruppe der jungen wie auch bei der Gruppe der alten Männer über denen, die sich in der Mitte sehen. Bei der reaktiven Gewaltbereitschaft trifft dies nur bei der Gruppe der alten Männer zu, die jungen Männer, die sich links einstufen, zeigen eine geringfügig niedrigere Gewaltbereitschaft als die Gruppe die in der Mitte steht. Die Mittelwerte der einzelnen Gruppen mit unterschiedlichen politischen Standpunkten unterscheiden sich sowohl bei der reaktiven wie bei der spontanen Gewaltbereitschaft fast durchweg signifikant voneinander, lediglich bei der Gruppe der Männer bis 25 Jahre erreichen die Unterschiede bei der spontanen Gewaltbereitschaft kein relevantes Signifikanzniveau.

Bei den Frauen zeigte sich eine einheitliche Tendenz: die Gruppen, die rechts oder links von der Mitte ihren politischen Standpunkt sehen, liegen bei den Mittelwerten sowohl bei der reaktiven wie auch bei der spontanen Gewaltbereitschaft über den Mittelwerten derer, die sich in der politischen Mitte sehen.

Tabelle 15: Politische Selbsteinstufung und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	5,5105	3,5229	239	4,1765	3,1533	238
Mitte	4,7468	3,1675	474	3,3992	2,8008	476
rechts	6,1742	3,7053	155	4,3188	3,4611	160
Gesamt	5,2120	3,3683	868	3,7792	3,0536	874
<b>F</b>	11,7827	Sig. .0000		8,3359	Sig. .0003	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	6,7581	3,8653	62	5,7258	3,6983	62
Mitte	5,5730	3,4931	89	4,5111	2,7934	90
rechts	6,7000	3,6143	20	6,0000	3,9158	22
Gesamt	6,1345	3,6461	171	5,1322	3,3348	174
<b>F</b>	2,2025	Sig. .1137		3,3784	Sig. .0364	
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
links	5,0734	3,296	177	3,6307	2,7419	176
Mitte	4,5558	3,0606	385	3,1399	2,7419	386
rechts	6,0963	3,7254	135	4,0507	3,3206	138
Gesamt	4,9857	3,2585	697	3,4429	2,8852	700
<b>F</b>	11,2552	Sig. .0000		5,6376	Sig. .0037	

Bei der spontanen Gewaltbereitschaft erzielten die Frauen, die sich rechts eingestuft haben in allen Untergruppen die höchsten Mittelwerte, es folgten dann die Frauen, die sich links sahen. Die errechneten Mittelwerte unterschieden sich signifikant. Diese Rangreihe (rechts, links, Mitte) ist auch bei der reaktiven Gewaltbereitschaft zu beobachten, allerdings nur bei den Frauen über 25 Jahre. Bei den Frauen unter 25 Jahre befinden sich die „Linken“ knapp über den „Rechten“ (6,7581 für die „Linken“, 6,7 für die „Rechten“). Allerdings liegen diese Unterschiede zwischen den Mittelwerten innerhalb eines relevanten Signifikanzniveaus. Die höhere Gewaltbereitschaft derjenigen, die sich politisch rechts oder links positionieren, könnte dadurch erklärt werden, dass zumindest die extremen Vertreter dieser Richtungen Ideologien anhängen, die sich in der Nutzung und Tolerierung von Gewalt „als zwei Seiten derselben Medaille“ (Funke 1996: 153) darstellen. Eine mögliche andere Erklärung wäre, dass die Wahl einer von der Mehrheit abweichenden und sozial nicht erwünschten Position ein hohes Maß an Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen erfordert, was dann auch von einer erhöhten Gewaltbereitschaft begleitet wird.

#### 5.4.2 Einstellung zur Bundeswehr und Gewaltbereitschaft

Bei der Umfrage wurde auch die Einstellung der Bevölkerung zur Bundeswehr auf einer Vierer-Skala erfasst: Auf die Frage „Wenn Sie nun einmal an die deutschen Streitkräfte denken: Wie ist Ihre generelle Einstellung zur Bundeswehr?“ konnten die Befragten sich zwischen ‚positiv‘, ‚eher positiv‘, ‚eher negativ‘ oder ‚negativ‘ entscheiden.

Die Einstellung der Frauen gegenüber der Bundeswehr war überwiegend positiv. Fasst man die beiden positiven Einschätzungen (positiv

und eher positiv) zusammen, so lagen die positiven Einstellungen bei den Frauen bis 25 Jahre bei über 72 %. Bei den Frauen über 25 Jahre stieg die positive Einstellung auf 78,88 %.

Zeigte sich bei den Frauen die positive Einstellung zur Bundeswehr weitgehend vom Lebensalter unabhängig, so stellte sich dies bei den Männern anders dar: 64,6 % der Männer bis 25 Jahre gaben eine positive Einstellung zur Bundeswehr an. Bei den Männern stieg diese Zahl mit zunehmendem Alter um nahezu 22 % auf 88,56 %! Mit anderen Worten, fünf von sechs Männern hatten eine positive Einstellung zur Bundeswehr.

Setzt man nun die Einstellung zur Bundeswehr in Beziehung zur Gewaltbereitschaft, so ergibt sich bei Männern das in Tabelle 16 dargestellte Bild.

Tabelle 16: Einstellung zur Bundeswehr und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	6,7447	4,0131	329	4,8413	3,3996	334
eher positiv	6,6432	3,6687	468	5,0233	3,3944	472
eher negativ	6,5843	3,7772	178	5,2391	3,5632	184
negativ	6,3200	3,8674	50	5,6458	3,3989	48
Gesamt	6,6498	3,8107	1025	5,0318	3,4267	1038
<b>F</b>	0,2108	Sig. .8889		1,0832	Sig. .3552	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	7,4051	3,8481	79	5,7037	3,4185	81
eher positiv	7,1783	3,2027	129	5,5462	3,2781	130
eher negativ	6,6203	3,8374	79	5,7831	3,8920	83
negativ	6,9677	4,1832	31	5,8667	3,6458	30
Gesamt	7,0755	3,6317	318	5,6759	3,5128	324
<b>F</b>	0,6742	Sig. .5684		0,1161	Sig. .9506	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	6,5360	4,0490	250	4,5652	3,3536	253
eher positiv	6,4395	3,8158	229	4,8246	3,4213	342
eher negativ	6,5556	3,7477	99	4,7921	3,2197	101
negativ	5,2632	3,1063	19	5,2778	3,0060	18
Gesamt	6,4583	3,8746	707	4,7395	3,3601	714
<b>F</b>	0,6595	Sig. .5771		0,4622	Sig. .7088	



Wie ersichtlich resultieren aus der Einstellung zur Bundeswehr bei Männern keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich beider Formen von Gewaltbereitschaft. Bemerkenswert ist allenfalls, dass die tendenziellen Abhängigkeiten sich bei der reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft gegenläufig verhalten. Während die reaktive Gewaltbereitschaft mit wachsender positiver Einstellung zur Bundeswehr ansteigt, stellt sich die spontane Gewaltbereitschaft mit einer konträren Tendenz dar: je negativer die Bundeswehr gesehen wird, desto größer ist die Neigung zur spontanen Gewalt.

Der Gegensatz beruht möglicherweise darauf, dass Männer, die die Bundeswehr schätzen, auch deren Regeln akzeptieren. Diese besagen u. a., dass Soldaten sich diszipliniert zu verhalten haben und Gewalt nur dann anwenden dürfen, wenn sie angegriffen werden oder es ihnen befohlen wird. Personen dagegen, die zur spontanen Gewalt neigen, dürften sich von Gesetzen und Vorschriften eingeengt fühlen und müssen demzufolge auch eine negative Einstellung zur Bundeswehr zeigen, hindert sie sie doch daran, ihre Gefühle in aktives Handeln umzusetzen.

Ähnlich wie bei den Männern lassen sich auch bei den Frauen, so Tabelle 17, keine signifikanten Zusammenhänge zwischen der Einschätzung der Bundeswehr und der Gewaltbereitschaft nachweisen.

Tabelle 17: Einstellung zur Bundeswehr und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	5,4367	3,5629	229	3,7051	3,0593	234
eher positiv	5,15556	3,3214	450	3,6214	2,9564	449
eher negativ	4,8994	3,4314	159	4,0373	3,1759	161
negativ	5,2000	3,1117	30	4,8065	3,4295	31
Gesamt	5,1843	3,4001	868	3,7623	3,0425	875
<b>F</b>	0,8037	Sig. .4919		2,0039	Sig. .1119	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	5,9231	3,7020	39	4,4000	2,9682	40
eher positiv	6,0562	3,7970	89	5,1444	3,3806	90
eher negativ	6,3548	3,3322	31	5,4706	3,4133	34
negativ	6,5833	3,6045	12	6,6364	3,5853	11
Gesamt	6,1170	3,6832	171	5,1314	3,3102	175
<b>F</b>	0,1513	Sig. .9287		1,5283	Sig. .2090	
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
positiv	5,3368	3,5355	190	3,5619	3,0656	194
eher positiv	4,9335	3,1598	361	3,2396	2,7142	359
eher negativ	4,5469	3,3740	128	3,6535	3,0089	127
negativ	4,2778	2,4206	18	3,8000	2,9665	20
Gesamt	4,9555	3,2902	697	3,4200	2,8766	700
<b>F</b>	1,7688	Sig. .1518		1,0235	Sig. .3816	

Bei der spontanen Gewaltbereitschaft findet sich bei den Frauen die gleiche Tendenz wie bei den Männern: je positiver sich die Einstellung zur Bundeswehr gestaltet, desto geringer ist die Bereitschaft zu spontaner Gewalt. Bei der reaktiven Gewaltbereitschaft fällt eine starke Abhängigkeit vom Lebensalter auf. Während bei den älteren Frauen ähnlich wie bei den Männern die Bereitschaft zur reaktiven Gewalt mit zunehmender positiver Haltung zur Bundeswehr wächst, zeigen jüngere Frauen dieses höhere Maß an reaktiver Gewaltbereitschaft mit zunehmend negativer Einstellung zu den Streitkräften. Allerdings liegen die ermittelten Mittelwerte bei den Frauen bis 25 Jahre sehr dicht beieinander und der Signifikanzwert weit im Zufallsbereich.

Da zumindest unter den Männern, die eine positive Einstellung zur Bundeswehr haben, sich viele befanden, die bereits einmal Soldat waren, interessiert in diesem Zusammenhang auch die Beantwortung der Frage, ob durch den geleisteten Dienst als Soldat die Gewaltbereitschaft beeinflusst wird. Es kann zumindest vermutet werden, dass die Ausbildung an und der Dienst mit der Waffe bei ehemaligen Soldaten im Hinblick auf deren Gewaltbereitschaft Spuren hinterlassen hat. Zur Überprüfung dieser Vermutung wurde die Stichprobe der Männer und Frauen jeweils in zwei Gruppen geteilt. Kriterium war hierbei die Antwort auf die Frage, ob man innerhalb von Bundeswehr, Nationaler Volksarmee oder Wehrmacht eine mehr oder weniger lange Zeit freiwillig oder aufgrund der Wehrpflicht Dienst geleistet habe oder nicht.

## **5.5 Soldatische Erfahrungen und Gewaltbereitschaft**

Von den 860 Frauen, deren Antworten in der Analyse berücksichtigt werden konnten, gaben lediglich 22 an, als Soldat gedient zu haben.

Die kleine Zahl in dieser Gruppe macht einen statistischen Vergleich mit dem großen Rest der „Ungedienten“ problematisch und legt nahe, die Ergebnisse in Tabelle 18 lediglich als Trend zu betrachten.

Tabelle 18: Soldatische Erfahrungen und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	5,1468	3,4037	838	3,6979	3,0069	844
mit Erfahrung	7,9545	2,5723	22	6,6522	3,5241	23
Gesamt	5,21468	3,4128	860	3,7762	3,0212	867
<b>F</b>	14,7422	Sig. .0001		21,4100	Sig. .0000	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	6,1024	3,7052	166	5,1183	3,3626	169
mit Erfahrung	8,0000	1,4142	2	6,0000	0,0000	2
Gesamt	6,1250	3,6957	168	5,1287	3,3527	171
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	4,9107	3,2854	672	3,3422	2,8031	675
mit Erfahrung	7,9500	2,6848	20	6,7143	3,6898	21
Gesamt	4,9986	3,2703	692	3,4440	2,8326	696
<b>F</b>	16,7746	Sig. .0000		28,8634	Sig. .0000	

Sieht man einmal von der Gruppe der Frauen unter 25 Jahre ab, bei denen der statistische Vergleich aufgrund von lediglich zwei Frauen mit soldatischer Erfahrung keinen Sinn macht, so liegen in beiden Formen der Gewaltbereitschaft Frauen, die Soldat sind oder waren, signifikant über denen ohne Erfahrungen in den Streitkräften. In der Gruppe der Frauen über 25 Jahre ist der Mittelwert für die spontane Gewaltbereitschaft der Soldatinnen oder ehemaligen Soldatinnen sogar doppelt so hoch wie der der Ungedienten. Hieraus allerdings zu schließen, das Militär mache Frauen gewaltbereit oder fördere eine entsprechende Veranlagung ist nicht zulässig. Ebenso könnte es nämlich sein, dass nur solche Frauen bereit sind, Soldatin zu werden, die bereits zu Beginn ihres Dienstes über eine hohe Gewaltbereitschaft verfügen.

Von den 1 020 Männern der Stichprobe, die die Frage nach soldatischen Erfahrungen beantworteten, äußerten sich 458 bejahend und 562 verneinend. Im Zusammenhang mit Gewaltbereitschaft ergab sich das in Tabelle 19 dargestellte Bild.

Tabelle 19: Soldatische Erfahrungen und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	6,3043	3,7089	562	4,7517	3,3450	572
mit Erfahrung	7,0524	3,8904	458	5,3965	3,4904	459
Gesamt	6,6402	3,7914	1020	5,0388	3,4239	1031
<b>F</b>	9,8254	Sig. .0018		9,1018	Sig. .0026	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	6,8508	3,5923	248	5,5455	3,4668	253
mit Erfahrung	7,7879	3,7643	66	6,1493	3,4870	67
Gesamt	7,0478	3,6288	314	5,6719	3,4710	320
<b>F</b>	3,4760	Sig. .0632		1,6029	Sig. .2064	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ohne Erfahrung	5,8726	3,7480	314	4,1223	3,1092	319
mit Erfahrung	6,9286	3,9023	392	5,2679	3,4792	392
Gesamt	6,4589	3,8344	706	4,7539	3,3183	711
<b>F</b>	13,2221	Sig. .0003		20,9618	Sig. .0000	

Im Gegensatz zu den Frauen basieren die Ergebnisse bei den Männern auf ausreichend großen Gruppengrößen und können daher statistisch als verlässlich angesehen werden. Somit lässt sich aus der Tabelle 19 die Aussage ableiten, dass Männer, die Soldaten sind oder waren, stärker zu Gewalt neigen als solche, die über keine militärischen Erfahrungen verfügen. Diese Aussage gilt in erster Linie für Männer über 25 Jahre, unterscheiden sich doch bei ihnen die Mittelwerte signifikant. Bei jüngeren Befragten lässt sich dagegen die Annahme nur tendenziell bejahen.

Ähnlich wie bei den Frauen lässt sich die hohe Gewaltbereitschaft aufgrund der vorliegenden Daten nicht unbedingt als eine Auswirkung des Militärs auf die Soldaten begreifen. Da ein Großteil der Männer mit soldatischen Erfahrungen diese aber als Wehrpflichtige und damit mehr oder weniger unfreiwillig gemacht hat, ist ein Einfluss der militärischen Umgebung zumindest wahrscheinlicher als bei Frauen, die aufgrund der Gesetzeslage nur auf freiwilliger Basis Soldat werden konnten. Dagegen spricht auch nicht der Einwand, dass durch das de facto bestehende Wahlrecht zwischen Wehr- und Zivildienst eine gewisse Freiwilligkeit bei der Ableistung des Wehrdienstes gegeben ist. Dieses „Wahlrecht“ traf in der NVA nur sehr beschränkt, in der Wehrmacht überhaupt nicht und in der Vergangenheit auch auf die Bundeswehr nur eingeschränkt zu. So scheint es auch verständlich, dass die konstatierten Unterschiede in der Gewaltbereitschaft lediglich Männer über 25 Jahre betreffen, Männer bis 25 dagegen keine signifikanten Unterschiede zeigen. Zieht man bei Männern über 25 Jahre auch den Schulabschluss in die Auswertung mit ein, so ergibt sich das in Tabelle 20 dargestellte Ergebnis.

Tabelle 20: Gewaltbereitschaft von Männern über 25 Jahre unter Berücksichtigung von Schulabschluss und soldatischer Erfahrung

<b>Reaktive Gewaltbereitschaft</b>												
<b>Schulabschluss</b>												
<b>Soldat</b>	<b>Hauptschulabschluss</b>			<b>Mittlere Reife</b>			<b>Abitur</b>			<b>Studium</b>		
<b>Erfahrung</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>
ohne	6,0783	3,6564	166	5,6515	4,0705	66	4,7931	3,2883	29	5,5625	3,4450	48
mit	7,6704	4,1984	179	6,7218	3,5831	133	5,0227	3,1732	44	6,3333	3,4310	36
Gesamt	6,9043	4,0210	345	6,3668	3,7754	199	4,9315	3,1986	73	5,8929	3,4397	84
<b>F</b>	<b>14,013</b>	<b>Sig. .000</b>		<b>3,591</b>	<b>Sig. .060</b>		<b>0,089</b>	<b>Sig. .766</b>		<b>1,034</b>	<b>Sig. .312</b>	
<b>Spontane Gewaltbereitschaft</b>												
<b>Schulabschluss</b>												
<b>Soldat</b>	<b>Hauptschulabschluss</b>			<b>Mittlere Reife</b>			<b>Abitur</b>			<b>Studium</b>		
<b>Erfahrung</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>	<b>Mean</b>	<b>StdDev</b>	<b>Zahl</b>
ohne	4,2023	3,0480	173	3,9254	3,0566	67	4,0333	3,3578	30	3,6364	2,8456	44
mit	5,8483	3,7619	178	5,0370	3,2471	135	4,3902	2,9990	41	4,3158	2,9510	38
Gesamt	5,0370	5,5216	351	4,6683	3,2206	202	4,2394	3,1372	71	3,9512	2,8970	82
<b>F</b>	<b>20,219</b>	<b>Sig. .000</b>		<b>5,453</b>	<b>Sig. .021</b>		<b>0,222</b>	<b>Sig. .639</b>		<b>1,123</b>	<b>Sig. .292</b>	



Bei der Einbeziehung des Schulabschlusses wird sichtbar, dass Männer mit soldatischer Erfahrung nur dann signifikant höhere Werte bei der spontanen Gewaltbereitschaft erreichen als Männer ohne soldatische Erfahrung, wenn sie einen Haupt- oder Realschulabschluss besitzen. Bei Abitur oder Studium unterscheiden sich die beiden Gruppen nicht signifikant. Bei der reaktiven Gewaltbereitschaft übertrifft nur beim Hauptschulabschluss der Mittelwert der Männer mit soldatischer Erfahrung den der Männer ohne soldatische Erfahrung. Möglicherweise lassen diese Ergebnisse sich darauf zurückführen, dass relativ viele Männer mit Abitur oder Studium zumindest einen Teil ihrer soldatischen Erfahrungen in Funktionen und Positionen gemacht haben, bei denen der Umgang mit Waffen nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Haupt- und Realschüler dagegen waren mit Masse mit einem täglichen Dienst konfrontiert, bei dem Gewalterfahrungen eher dominierten. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass sich unter den älteren Befragten mit Abitur relativ viele Personen befinden, die, wären die Bedingungen weniger restriktiv gewesen, eine gewaltfreie Tätigkeit dem Wehrdienst vorgezogen hätten. Diese Vermutung basiert allerdings auf der Annahme, dass Zivildienstleistende eine geringere Gewaltbereitschaft zeigen als die übrigen Männer.

## **5.6 Gewaltbereitschaft und Zivildienst**

Das Grundgesetz der Bundesrepublik sieht in Art. 4(3) ausdrücklich das Recht auf Verweigerung des Kriegsdienstes vor: „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.“ In der Bevölkerungsumfrage wurde die Aussage: „*Ich selbst habe Zivildienst geleistet bzw. leiste ihn gerade*“ von 99 Männern bejaht. Die Annahme, dass diese Männer eine niedrigere Gewaltbe-

reitschaft zeigen als diejenigen, die z. B. der Wehrpflicht Folge leisten, wird durch die gefundenen Ergebnisse nicht widerlegt.

Tabelle 21: Gewaltbereitschaft und Ableistung des Zivildienstes

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ja	5,6875	2,9993	96	4,4286	2,7207	98
nein	6,7465	3,8658	931	5,0956	3,4760	941
Gesamt	6,6475	3,7938	1027	5,0327	3,4163	1039
<b>F</b>	6,7811	Sig. .0093		3,3917	Sig. .0658	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ja	6,1860	2,9701	43	4,3636	2,6597	44
nein	7,1861	3,7070	274	5,8495	3,5440	279
Gesamt	7,0505	3,6174	317	5,6471	3,4388	323
<b>F</b>	2,8408	Sig. .0929		7,0955	Sig. .0081	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
ja	5,2830	2,9896	53	4,4815	2,7931	54
nein	6,5632	3,9183	657	4,7779	3,3998	662
Gesamt	6,4676	3,8577	710	4,7556	3,3586	716
<b>F</b>	5,4006	Sig. .0204		0,3890	Sig. .5330	

Sowohl hinsichtlich der reaktiven wie auch der spontanen Gewaltbereitschaft zeigen Männer, die Zivildienst geleistet haben, geringere Werte als der Rest der männlichen Stichproben. Die Unterschiede sind bei der spontanen Gewaltbereitschaft allerdings nur bei den jüngeren Männern, bei der reaktiven Gewaltbereitschaft dagegen nur bei den älteren Befragten und in der Gesamtgruppe signifikant. Trotzdem lässt sich feststellen, dass Männer, die sich für den Zivildienst entschieden haben, eine geringere Gewaltbereitschaft zeigen. Ob sie bereits vor dem Zivildienst weniger gewaltbereit waren oder aber es durch ihn geworden sind, kann hier nicht entschieden werden. Ähnlich wie bei den Befragten, die Wehrdienst geleistet haben, lässt sich aufgrund der Daten nicht feststellen, welche der beiden Alternativen zutrifft oder aber ob beide zusammenwirken.

### **5.7 Persönliche Erfahrungen mit Gewaltausübung und Gewaltbereitschaft**

Zwar besteht zwischen Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung keine „wenn – dann“-Beziehung, trotzdem scheint die Vermutung plausibel, dass mit wachsender Neigung zur Gewalt auch die Häufigkeit der Ausübung zunimmt. Befragte, die in der Befragung angaben, sie hätten in ihrem bisherigen Leben bereits Gewalt angewendet, müssten somit im Umkehrschluss auch über eine höhere Gewaltbereitschaft verfügen. Um dies festzustellen, enthielt der Fragebogen der Umfrage auch zwei Fragen, die auf den persönlichen Umgang mit körperlicher Gewalt und auf dessen Häufigkeit abzielten. Dabei wurde unterschieden zwischen Gewaltanwendung zur Verteidigung, also einer gesellschaftlich positiv sanktionierten Form der Gewaltausübung, und der Gewalt, die eingesetzt wird, um ein Ziel zu erreichen. Diese Gewalt kann auch Beweggründe enthalten, die von der Gesellschaft nicht gebilligt werden. Hinsichtlich der Häufigkeit der Anwendung von

Gewalt gab es die Antwortvorgaben „oft“, „manchmal“, „selten“ und „nie“.

#### 5.7.1 Gewaltanwendung zur Verteidigung und Gewaltbereitschaft

Bereits ein Vergleich der beiden Geschlechter im Hinblick auf Gewaltanwendung zeigt, dass der Gebrauch von Gewalt in erster Linie ein männliches Phänomen ist. Während Frauen zu 75 % angaben, noch nie Gewalt zur Verteidigung angewandt zu haben, betrug die entsprechende Zahl bei den Männern lediglich 40 %.

Der Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Gewaltanwendung bei Männern und der mittels der Gewaltskala gemessenen Bereitschaft, Gewalt auszuüben, lässt sich aus Tabelle 22 entnehmen:

Tabelle 22: Gewaltanwendung zur Verteidigung und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	10,0000	3,6713	24	7,4231	3,6788	26
manchmal	8,9563	3,9324	160	7,3313	3,7697	160
selten	7,1038	3,6507	424	5,4528	3,2094	424
nie	5,0987	3,2002	395	3,5965	2,7660	404
Gesamt	6,6790	3,5290	1003	5,0602	3,1526	1014
<b>F</b>	57,7430	Sig. .0000		63,7659	Sig. .0000	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	8,5556	3,6094	9	6,9000	4,0401	10
manchmal	9,1333	3,5771	60	7,5167	3,6149	60
selten	7,4345	3,3309	145	5,8980	3,1876	147
nie	5,1584	3,2549	101	4,2500	3,2103	104
Gesamt	7,0603	3,3625	315	5,5978	3,3051	321
<b>F</b>	19,5645	Sig. .0000		13,3298	Sig. .0000	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	10,8667	3,5429	15	7,7500	3,5308	16
manchmal	8,8500	4,1448	100	7,2200	3,8732	100
selten	6,9319	3,8007	279	5,2166	3,2016	277
nie	5,0782	3,1866	294	3,3700	2,5616	300
Gesamt	6,5044	3,6006	688	4,7648	3,0627	693
<b>F</b>	38,1722	Sig. .0000		49,2363	Sig. .0000	

Wie ersichtlich gibt es sowohl bei der reaktiven als auch spontanen Gewaltbereitschaft eine fast völlige Parallelität zwischen der Höhe der Gewaltbereitschaft und der Häufigkeit der bisher zur Verteidigung angewandten Gewalt. Die Mittelwerte derjenigen, die oft oder zumindest manchmal Gewalt angewandt haben, liegen in allen Gruppen signifikant über den Mittelwerten derer, die sich selten oder nie gewaltsam gewehrt haben.

Auch wenn nach eigenen Angaben lediglich ein Viertel aller Frauen bisher Gewalt zur Verteidigung angewandt hat, so konnten doch die gleichen Tendenzen wie bei den Männern beobachtet werden: diejenigen Frauen, die nie Gewalt benutzt haben, erzielen fast durchweg sowohl bei der reaktiven als auch bei der spontanen Gewaltbereitschaft signifikant niedrigere Mittelwerte als die Frauen, die sich durch Anwendung von Gewalt verteidigt haben.

Tabelle 23: Gewaltanwendung zur Verteidigung und Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Alle Frauen</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	6,3333	2,5166	3	7,3333	1,1547	3
manchmal	7,7273	4,2337	44	6,1364	4,1963	44
selten	6,5494	3,3881	162	5,0432	2,9496	162
nie	4,7488	3,1834	625	3,3434	2,8261	629
Gesamt	5,2614	3,2847	834	3,8329	2,9334	838
<b>F</b>	21,7487	Sig. .0000		25,4991	Sig. .0000	
<b>Frauen bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	9,0000		1	6,0000		1
manchmal	8,9091	4,2298	11	6,4545	4,6768	11
selten	7,2813	3,2252	32	5,8125	2,9886	32
nie	5,6154	3,5229	117	4,9580	3,1847	119
Gesamt	6,1925	3,5162	161	5,2331	3,2625	163
<b>F</b>	4,4745	Sig. .0048		1,1509	Sig. .3304	
<b>Frauen über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	5,0000	1,4142	2	8,0000	0,0000	2
manchmal	7,3333	4,2254	33	6,0303	4,0964	33
selten	6,3692	3,4148	130	4,8538	2,9204	130
nie	4,5492	3,0691	508	2,9667	2,5983	510
Gesamt	5,0386	3,2007	673	3,4948	2,7498	675
<b>F</b>	17,1028	Sig. .0000		27,9981	Sig. .0000	

Besonders deutlich fallen die Mittelwerte der Frauen ab, die nach eigenen Aussagen noch nie Gewalt angewandt haben. Demgegenüber liegen die Werte für die Gruppen „oft“, „manchmal“ und „selten“ relativ dicht beieinander.

#### 5.7.2 Gewaltanwendung zur Zielerreichung und Gewaltbereitschaft

Von den befragten Männern gaben 70 %, von den Frauen 87 % an, sie hätten in ihrem bisherigen Leben noch nie Gewalt angewandt, um ein Ziel zu erreichen. Die überwiegende Mehrheit derer, die eine diesbezügliche Gewaltanwendung zugab, schränkte sie dadurch ein, dass sie mit „selten“ antwortete. Lediglich 6 % der Männer und 2 % der Frauen kreuzten die Antwortvorgaben „manchmal“ oder „oft“ an. Sowohl hinsichtlich der reaktiven als auch der spontanen Gewaltbereitschaft unterscheidet die Gewaltskala sehr deutlich in Abhängigkeit von der Häufigkeit der Gewaltausübung.



Tabelle 24: Gewaltanwendung zur Zielerreichung und Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Alle Männer</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	10,2500	4,0620	8	8,7778	2,9907	9
manchmal	10,0943	4,1290	53	8,4151	3,7490	53
selten	8,3174	3,7520	230	6,6000	3,4319	230
nie	5,6715	3,3889	688	4,1752	3,0449	702
Gesamt	6,5700	3,5251	979	5,0040	3,1781	994
<b>F</b>	54,3026	Sig. .0000		59,8316	Sig. .0000	
<b>Männer bis 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	11,2500	2,5000	4	10,0000	2,9155	5
manchmal	10,4286	3,8772	14	9,2143	3,2623	14
selten	8,9740	3,1161	77	7,1169	3,4143	77
nie	6,0000	3,3670	212	4,8165	3,1947	218
Gesamt	7,0163	3,3222	307	5,6592	3,2493	314
<b>F</b>	22,6152	Sig. .0000		18,6138	Sig. .0000	
<b>Männer über 25 Jahre</b>						
	<b>Reaktiv</b>			<b>Spontan</b>		
	Mean	StdDev	Zahl	Mean	StdDev	Zahl
oft	9,2500	5,4391	4	7,2500	2,6300	4
manchmal	9,9744	4,2580	39	8,1282	3,908	39
selten	7,9869	4,0033	153	6,3399	3,4224	153
nie	5,5252	3,3918	476	3,8864	2,9329	484
Gesamt	6,3661	3,6044	672	4,7015	3,1095	680
<b>F</b>	32,8302	Sig. .0000		41,9286	Sig. .0000	

Wie ersichtlich liegen die Mittelwerte der Männer, die nach eigenen Angaben noch nie Gewalt zur Erreichung eines Zieles eingesetzt haben, in allen Gruppen signifikant unter den Werten derjenigen, die zum Erreichen von Zielen bereits Gewalt eingesetzt haben, auch wenn dies nur ‚selten‘ geschah. Besonders hoch sind die Mittelwerte der jungen Männer, die in der Vergangenheit Gewalt angewandt haben. Auch bei den Frauen zeigte sich ähnlich wie bei den Männern ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Gewaltanwendung und den erreichten Mittelwerten in den Skalen zur Messung der reaktiven und spontanen Gewaltbereitschaft.

Fasst man alle Ergebnisse zur Gewaltbereitschaft und persönlichen Erfahrungen mit Gewaltausübungen zusammen, so führen sie zu der Aussage, dass zwischen der Bereitschaft und dem daraus resultierenden Verhalten ein hoher Zusammenhang besteht. Bezogen auf die hier verwandten Skalen bedeutet dies, dass sie gemessen am Außenkriterium „Gewaltausübung“ im Sinne einer „concurrent validity“ (Friedrich 1973: 101) hoch valide sind. Mit anderen Worten, die Skalen erfassen tatsächlich das, was sie vorgeben zu messen.

## **5.8 Die gewaltlose und die gewaltfreie Persönlichkeit**

Um die vorgestellten Ergebnisse zur Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung zusammenzufassen und gleichzeitig anschaulicher zu machen, wurde zum Mittel des Extremgruppenvergleichs gegriffen. Hierbei wurden jeweils die Personen, die in den beiden Skalen die höchsten und niedrigsten Werte aufwiesen, zu Gruppen zusammengefasst und anhand verschiedener Kriterien miteinander und mit der Gesamtstichprobe verglichen.

Bei den Skalen zur Erfassung der spontanen und der reaktiven Gewaltbereitschaft konnten minimal 0 Punkte (völlig gewaltlos) und maximal 15 Punkte (sehr gewaltaffin) erreicht werden. Als Maximumbereich wurde der Bereich bezeichnet, in dem nicht mehr als 10 % der Männer und Frauen mit den höchsten Skalenwerten vertreten sind. Ebenso wurde als Minimumbereich der Bereich definiert, in dem nicht mehr als 10 % der Männer und Frauen mit den niedrigsten Punktzahlen vertreten sind. Diese Vorgabe konnte bei der Verteilung der Werte für die spontane Gewaltbereitschaft der Frauen nicht eingehalten werden, da 12,1 % von ihnen in dieser Skala 0 Punkte erzielten.

Die Verteilungen der für die Skalen ermittelten Ergebnisse der Männer und Frauen sind in den nachfolgenden Tabellen dargestellt, wobei die Werte der Mittelbereiche zu Summen zusammengefasst wurden.

Tabelle 25: Verteilung der Skalenwerte zur Gewaltbereitschaft bei Männern

<b>Männer</b>			
<b>Spontane Gewaltbereitschaft</b>			
<b>Wert</b>	<b>N</b>	<b>%</b>	<b>cum %</b>
0	57	5,5	5,5
1			
	896	86,0	91,5
10			
11	42	4,0	95,5
12	25	2,4	97,9
13	9	0,9	98,8
14	11	1,1	99,8
15	2	0,2	100,0
Summe	1042	100,0	
<b>Reaktive Gewaltbereitschaft</b>			
<b>Wert</b>	<b>N</b>	<b>%</b>	<b>cum %</b>
0	33	3,2	3,2
1	50	4,9	8,1
2			
	863	83,8	91,9
12			
13	36	3,5	95,3
14	29	2,8	98,2
15	19	1,8	100,0
Summe	1030	100,0	

Tabelle 26: Verteilung der Skalenwerte zur Gewaltbereitschaft bei Frauen

<b>Frauen</b>			
<b>Spontane Gewaltbereitschaft</b>			
<b>Wert</b>	<b>N</b>	<b>%</b>	<b>cum %</b>
0	106	12,1	12,1
1			
	695	79,0	91,1
8			
9	35	4,0	95,1
10	19	2,2	97,3
11	11	1,3	98,5
12	5	0,6	99,1
13	3	0,3	99,4
14	2	0,2	99,7
15	3	0,3	100,0
Summe	879	100,0	
<b>Reaktive Gewaltbereitschaft</b>			
<b>Wert</b>	<b>N</b>	<b>%</b>	<b>cum %</b>
0	56	6,4	6,4
1			
	748	85,7	92,1
10			
11	22	2,5	94,6
12	24	2,7	97,4
13	12	1,4	98,7
14	9	1,0	99,8
15	2	0,2	100,0
Summe	873	100,0	

Auf der Basis der Extremgruppenvergleiche und der sich dabei ergebenden signifikanten Unterschiede lassen sich verschiedene Typen bilden, die sich durch besondere Merkmale auszeichnen. Diese sind dabei nicht so zu verstehen, als seien sie ausschließlich bei dem jeweiligen Typ vorhanden. Eine soziologische oder psychologische Charakterisierung wird vielmehr in vorliegendem Zusammenhang dann als Merkmal aufgefasst, wenn sie bei der jeweiligen Gruppe bzw. dem jeweiligen Typ deutlich häufiger auftritt als in der Gesamtstichprobe.

#### 5.8.1 Gewaltaffine und gewaltlose Männer

Männer, die hinsichtlich der spontanen Gewaltbereitschaft eine hohe Affinität besitzen, haben einen Hauptschul- oder einen Realschulabschluss, sie sind ledig oder auch geschieden, sie haben als Soldat gedient, sehen sich politisch rechts, kommen eher aus den neuen Bundesländern und haben keine Konfession.

Eine geringe Affinität zur spontanen Gewalt zeigen dagegen Männer, die entweder das Abitur oder ein Studium absolviert haben. Sie sind verheiratet oder verwitwet, sie sehen sich politisch entweder links oder in der Mitte, sie haben nicht als Soldat gedient, kommen aus den alten Bundesländern und gehören der katholischen Kirche an.

Tabelle 27: Der spontan gewaltbereite und gewaltlose männliche Typ

<b>Spontane Gewaltbereitschaft</b>		
	<b>Gewaltaffin</b>	<b>Gewaltlos</b>
Schulabschluss	HS, RS	Abitur, Studium
Familienstand	ledig, geschieden	verheiratet, verwitwet
Bundesland	neu	alt
politische SE	rechts	Mitte, links
soldat. Erfahrung	mit	ohne
Konfession	keine Konfession	römisch-katholisch

Männer, die hinsichtlich reaktiver Gewaltbereitschaft besonders affin sind, haben den Hauptschulabschluss, kommen aus den neuen Bundesländern, haben als Soldat gedient, stufen sich politisch rechts ein und gehören keiner Glaubensgemeinschaft an. Sie sind eher ledig oder geschieden und leben allein. Insgesamt unterscheidet sich der reaktiv gewaltbereite Typ somit kaum von dem spontan gewaltbereiten.

Männer, die extrem wenig reaktive Gewaltbereitschaft zeigen, haben das Abitur oder haben studiert, kommen aus den alten Bundesländern und haben nicht als Soldat gedient. Politisch schätzen sie sich entweder links oder in der Mitte ein, sie sind entweder Katholiken oder Protestanten. Sie sind verheiratet oder auch verwitwet.

Tabelle 28: Der reaktiv gewaltbereite und gewaltlose männliche Typ

<b>Reaktive Gewaltbereitschaft</b>		
	<b>Gewaltaffin</b>	<b>Gewaltlos</b>
Schulabschluss	HS	Abitur, Studium
Familienstand	ledig, geschieden	verheiratet, verwitwet
Bundesland	neu	alt
politische SE	rechts	Mitte, links
soldat. Erfahrung	mit	ohne
Konfession	keine Konfession	Evang., röm.-kath.

### 5.8.2 Gewaltaffine und gewaltlose Frauen

Frauen mit einer sehr großen spontanen Gewaltbereitschaft haben das Abitur gemacht oder haben studiert, sie sind ledig oder geschieden, sie verfügen bisweilen über soldatische Erfahrungen, kommen aus den alten Bundesländern und sehen sich politisch links oder rechts von der Mitte.

Frauen, die nur eine sehr geringe spontane Gewaltbereitschaft besitzen, haben einen Realschulabschluss, sie sind verheiratet oder verwitwet, verfügen über keine soldatischen Erfahrungen, kommen aus den neuen Bundesländern, sind katholisch und ordnen sich der politischen Mitte zu.



Tabelle 29: Der spontan gewaltbereite und gewaltlose weibliche Typ

<b>Spontane Gewaltbereitschaft</b>		
	<b>Gewaltaffin</b>	<b>Gewaltlos</b>
Schulabschluss	Abitur, Studium	RS
Familienstand	ledig, geschieden	verheiratet, verwitwet
Bundesland	alt	neu
politische SE	rechts, links	Mitte
soldat. Erfahrung	mit	ohne
Konfession	keine Konfession	römisch-katholisch

Frauen mit einer großen reaktiven Gewaltbereitschaft haben einen Hauptschulabschluss, sie sind ledig oder geschieden, sind eher evangelisch, kommen aus den alten Bundesländern und bezeichnen sich als politisch links oder rechts stehend.

Frauen mit einer sehr geringen reaktiven Gewaltbereitschaft haben die Mittlere Reife oder das Abitur, sie sind verheiratet oder geschieden, sie kommen aus den neuen Bundesländern, sind katholisch und sehen sich politisch in der Mitte.

Tabelle 30: Der reaktiv gewaltbereite und gewaltlose weibliche Typ

<b>Reaktive Gewaltbereitschaft</b>		
	<b>Gewaltaffin</b>	<b>Gewaltlos</b>
Schulabschluss	HS	RS, Abitur
Familienstand	ledig, geschieden	verheiratet, verwitwet
Bundesland	alt	neu
politische SE	rechts, links	Mitte
soldat. Erfahrung	ohne	ohne
Konfession	evangelisch	römisch-katholisch



## 6 Gewalt und Biographie

*Gerhard Kimmel*

### 6.1 Die biographische Methode

#### 6.1.1 Biographie-Forschung

Die für dieses Teil-Projekt verwandte Methode des biographischen Interviews ist in den breiteren Kontext der qualitativen Sozial- und hier insbesondere der Biographie-Forschung zu stellen. Zu den verschiedenen genetisch-historischen Strängen der qualitativen Sozialforschung zählt die nach dem Götterboten Hermes in der griechischen Mythologie benannte Hermeneutik wie sie in der Bibelexegese, der Jurisprudenz, der Geschichte, der Philologie und der Philosophie als allgemeine Textauslegung Anwendung fand und immer noch findet. Die Ahnenreihe verbindet dabei Namen wie Illyricus, Spinoza, Herder, Dilthey, Gadamer und Heidegger, wobei Wilhelm Diltheys (1833–1911) Satz aus dem Jahre 1894 – *Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir* – den Verständniskern markiert. In diesem Sinne gilt die Hermeneutik als Grundmethode der Geistes- und Sozialwissenschaften, durch die sie sich als eigenständiger Wissenschaftstyp etabliert und gegenüber den Naturwissenschaften abgrenzt. Sie geht über ein lediglich empathisches Nachvollziehen und Sich-Hineinversetzen, so ein häufiges Missverständnis, hinaus und zielt auf die Rekonstruktion von Bedeutungsstrukturen und auf die Konstruktion subjektiver Wirklichkeit(en) ab (Mayring 1983: 16, 25; Mayring

1990: 4f.).<sup>1</sup> Daraus entwickelte sich ein spezieller Bereich, die Biographie-Forschung, die im Folgenden dargestellt wird.

Die Biographie-Forschung als Teilbereich der qualitativen Sozialforschung speist sich aus unterschiedlichen Quellen. Die Biographie-Problematik, das Problem des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, war bereits ein wichtiges Moment in der Methoden- und Dokumentendiskussion der empirischen Sozialforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und schlug sich auch im Rahmen der Debatte über die ‚zweite (= proletarische) Kultur‘ in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts nieder (Kröll et al. 1983: 16). Doch ihre genuinen Ursprünge werden gemeinhin in dem Institut für Soziologie an der Universität Chicago verortet. Diese Stadt erlebte im ausgehenden 19. Jahrhundert eine rasant voranschreitende Industrialisierung und Urbanisierung mit all den damit verbundenen sozialen Problemen, denen sozialreformerische Kräfte zu begegnen suchten. Hinzu kam der Einfluss des amerikanischen Pragmatismus eines John Dewey und eines George Herbert Mead am Institut für Philosophie der Universität Chicago, so dass in einem solcherart geprägten Kontext die Soziologie als sozial-therapeutische Problemlösungswissenschaft begriffen wurde (Fischer-Rosenthal 1995b: 115). Dies ähnelt im Übrigen einer Beschreibung des soziologischen Wissenschaftsverständnisses, wie es bei Alain Touraine (1976: 14) zu finden ist: „Die Soziologie fühlt sich nicht in den stillen Randzonen wohl, wo sie vor den Stürmen geschützt ist, sondern dort, wo der Konflikt sie so ungestüm packt, daß sie nur mühsam Atem holen kann.“

---

<sup>1</sup> Zum Verfahren der Objektiven Hermeneutik vgl. neben den Arbeiten von Oevermann auch Burkart 1983; Reichertz 1986, 1997 und Schneider 1985, 1989. Instrukтив auch das Ablaufmodell der Objektiven Hermeneutik bei Mayring 1990: 93.

Bahnbrechend für die Entwicklung der Biographie-Forschung in Chicago war die Tätigkeit der beiden auch sozialreformerisch aktiven Soziologen William Isaac Thomas und Florian Znaniecki. Insbesondere im Anschluss an ihre voluminöse, über 2 200 Seiten umfassende Studie aus den Jahren 1918–20, die anhand von Briefen, Zeitungsartikeln und autobiographischen Schilderungen die Schicksale von emigrierten polnischen Bauern in Europa und den USA rekonstruierte und der eine ausführliche methodologische Einführung vorangestellt ist, entstanden eine ganze Reihe von soziologischen Arbeiten der qualitativen Sozialforschung. Hierbei kam es unter dem Einfluss von Robert Ezra Park und Ernest W. Burgess vor allem zur Herausarbeitung der Methoden der teilnehmenden Beobachtung in der Feldforschung und des qualitativen Interviews, die von den 20er Jahren bis in die 30er Jahre hinein schulbildend wirkten, so dass von der Chicagoer Schule der Soziologie gesprochen wird (Kohli 1981a: 275, Anm. 7; Lamnek 1995b: 335; Mayring 1990; eine gute Gesamtdarstellung bietet Bulmer 1984). Robert Ezra Park formulierte in wenigen Sätzen die Programmatik der Feldforschung und der teilnehmenden Beobachtung: „Beobachtungen aus erster Hand sind angesagt: Setzen Sie sich in die Empfangshallen der Luxushotels und auf die Treppenstufen von Abrißhäusern, machen Sie es sich auf den Polstergarnituren der Reichen ebenso bequem wie auf den Holzpritschen im Obdachlosenasyll. (...) Mit einem Wort, machen Sie sich die Hände schmutzig mit realer Forschung.“ (zit. n. Legewie 1995: 189) Wichtige Studien, die in dieser Zeit und in diesem Geiste entstanden, waren etwa Clifford Shaws (1966; 1968) Arbeiten zu straffällig gewordenen Jugendlichen aus den Jahren 1930 und 1931, die Middletown-Studien von Lynd/Lynd (1929, 1937) und die Jugend-Untersuchung von Whyte (1943).

Von dieser Chicagoer Schule, die Gesellschaft und soziales Geschehen mittels unstrukturierter Beobachtungen und offener Befragungen

zu ergründen suchte, gingen ungemein wichtige, allerdings herben Diskontinuitäten unterworfenen Impulse aus. Dies liegt daran, dass die Chicagoer Schule, die innerhalb der amerikanischen Soziologie und der *American Sociological Association* in der Zwischenkriegszeit eine dominierende Stellung einnahm, beginnend mit den 30er Jahren immer stärker in die Defensive geriet. Denn es bildeten sich – in einem Anti-Elitismus gründende und standortbezogene – Gegengewichte zu Chicago, und die quantitative Sozialforschung und der Struktur-Funktionalismus befanden sich auf dem Vormarsch. Letztere gewannen in der Zeit während und nach dem Zweiten Weltkrieg die Oberhand (vgl. Lengermann 1979; Kohli 1981a).

Die Biographie-Forschung und die biographische Methode ‚überwinterten‘ im Wesentlichen in Polen, wo der 1920 nach Polen zurückgekehrte Florian Znaniecki an der Universität Posnan die dortige Soziologie begründete (Fischer-Rosenthal 1995a: 254). Er setzte die mit William Thomas begonnenen Arbeitsweisen wie die schriftlichen autobiographischen Lebensschilderungen (für die besten Schriften wurden Geldpreise vergeben) fort und machte damit deutlich, dass er – wie schon im ‚Polish Peasant‘ angenommen – in der biographischen Methode den Königsweg soziologischer Forschung ausmachte (Szczepanski 1967: 552). Wegen dieser Kontinuität und Entfaltung in einer nationalen Wissenschaftskultur über Jahre hinweg wurde deshalb bisweilen auch von der ‚polnischen Methode‘ gesprochen (Kohli 1981a: 283–287). Ein vollständiger Bruch in dieser Forschungslinie trat also nicht ein, so dass Hans Thoma (1997 [1952]: 126) der ‚biographischen Methode‘ zu Anfang der 50er Jahre ‚eine gewisse Zukunft‘ prophezeite, während Szczepanski (1967: 568) noch Mitte der 60er Jahre ihren Stellenwert als zwar nicht zu unterschätzend, gleichzeitig jedoch eher auf die Ergänzung beschränkt wissen wollte. Für eine ‚Renaissance‘ der Biographie-Forschung sollten jedoch Ent-

wicklungen in mehreren Wissenschaftsfeldern wichtige Wiederanknüpfungspunkte bereitstellen:

- in den Sozialwissenschaften wäre etwa an die verstehende Soziologie nach Alfred Schütz (1974; vgl. auch Bühl 1972) und die Ethnomethodologie, die mit den Namen Harold Garfinkel (1967, 1986), Aaron V. Cicourel (1975) und dem des Konversationsanalytikers Harvey Sacks verbunden ist (Weingarten/Sack/Schenkein 1976; Weingarten 1989), zu erinnern;
- in der Geschichtswissenschaft an die Oral History (Niethammer 1985; Brüggemeier 1987);
- in der Philosophie an die Phänomenologie eines Edmund Husserl, Ludwig Binswanger oder Maurice Merleau-Ponty und die Konzepte der Lebenswelt (Husserl 1962; Habermas 1981; Grathoff 1989);
- in der Sozialanthropologie an die Ethnographie in der Nachfolge Malinowskis (1922) und Batesons/Meads (1942) und an den Symbolischen Interaktionismus, entwickelt von George Herbert Mead (1934) und Herbert Blumer (1969);
- in der Psychologie an die Entwicklungspsychologie (etwa Bühler 1933; Piaget 1973; Kohlberg 1974), die Gestaltpsychologie in der Nachfolge Max Wertheimers, Kurt Koffkas (1935) und Wolfgang Köhlers (1947) und die Psychologische Biographik Hans Thomaes (1968) und
- des Weiteren gingen wichtige Impulse von der Psychoanalyse im Anschluss an Sigmund Freud, der psychosomatischen Medizin Alexander Mitscherlichs (1966), der Psychiatrie, der Kriminologie und der Devianz-Forschung aus.

Die Geschichtswissenschaft etwa hat eine überaus lange Tradition der Beschäftigung mit Einzelpersonen, die sich beispielsweise in Lebens-

beschreibungen von Monarchen und den Biographien bedeutender historischer Persönlichkeiten niederschlägt. In der Neuzeit entwickelte sich im Rahmen der Alltagsgeschichte ein zunehmendes Interesse an der Lebensgeschichte von Unterprivilegierten, und einige Entwicklungslinien der jüngeren Vergangenheit machen die in Interviews gewonnenen Aussagen von historischen Zeitzeugen als Oral History für die geschichtswissenschaftliche Analyse fruchtbar. In der Jurisprudenz, in der psychologische Gutachten eine zunehmend größere Rolle spielen, gibt es ebenfalls eine weit zurückreichende Beschäftigung mit den Ausführungen von Angeklagten über ihr Leben und ihre Tatmotive. Narrationen haben hier also neben der Rechtfertigung/Entschuldigung des eigenen Handelns auch etwas mit Überwachen und Strafen zu tun, da sich die Erzählungen möglicherweise eben auch gegen den Erzähler verwenden lassen (Wiedemann 1986: 5). Ein eindrucksvolles Beispiel ist etwa der Mordfall Riviere aus dem Jahre 1835, in dem die Selbstdarstellung des Angeklagten zur Aufklärung des Tatmotivs, des Tathergangs und zur Urteilsfindung herangezogen wurde (Foucault 1975).

Die Ethnomethodologie beschäftigt sich seit den 50er Jahren mit der Frage, mit welchen Techniken und Methoden die Menschen und soziale Gruppierungen die Wirklichkeit und ihr Alltagshandeln mit Bedeutung und Sinn ausstatten. Ihr Datenmaterial gewinnen sie z. B. durch die Herstellung von Interaktionskrisen, d. h. durch die bewusste Herbeiführung nicht-erwarteter, unkonventioneller Reaktionen in bestimmten Situationen. Die Analyse richtet sich infolgedessen vornehmlich auf Kommunikationsprozesse (Bergmann 1995; Heritage 1988). Die Gestaltpsychologie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Annahme, „daß die Ordnung der Wahrnehmungswelt eine aktive Hervorbringung der Menschen ist und nicht eine passive Abbildung immer schon vorhandener Ordnungszusammenhänge“. (Wiedemann 1986: 10) Sie nimmt also das soziologische Thomas-Theorem – „If



*men define situations as real, they are real in their consequences.*“ – auf, woraus der Symbolische Interaktionismus schließt, dass das Verhalten der Menschen weniger von objektiven Umweltmerkmalen geprägt ist als vielmehr von subjektiven Bedeutungen, die die Menschen den Objekten und Personen ihrer Umwelt zuweisen (sozialer Behaviorismus). Die Deutungen, die verhaltenswirksam werden, entstehen folglich gerade in sozialen Situationen und Interaktionen, die von den Beteiligten mit Bedeutung versehen, also interpretiert werden. Die Realität, so die Kernaussage in dem wichtigen, erstmals 1966 erschienenen Werk der beiden Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann (1991), wird sozial, gesellschaftlich konstruiert (sozialer Konstruktivismus).

In den 70er Jahren lässt sich schließlich im Rahmen einer Gegenbewegung gegen die Präponderanz der quantitativen Sozialforschung und anknüpfend an die eben erwähnten Entwicklungslinien wie auch an die marxistisch ausgerichtete Industriesoziologie und die Soziologie des Arbeiterbewusstseins ein markanter Zuwachs von Ansätzen der biographischen Forschung feststellen, der sich in den 80er Jahren fortsetzt und sich sehr stark auch mit grundlagentheoretischen Fragestellungen auseinandersetzt (Kohli 1981a: 289; Kröll et al. 1983: 16; Fischer/Kohli 1987). Die nachfolgende Einschätzung Martin Kohlis (1981: 290) ist deshalb als adäquate Beschreibung zu sehen: „Hinter der biographischen Methode liegt zweifellos eine Rebellion gegen die ‚Lebensferne‘ gängiger Wissenschaft. Es ist eine Rebellion gegen die Kasernierung der Forschung in hochprofessionalisierten Instituten, deren Personal der beforschten Realität nur noch in Form von Verteilungen von Merkmalen begegnet.“ (Kohli 1981a: 290) Sie leistet damit einen unverzichtbaren Beitrag zu einer Phänomenologie der Alltagswelt (Fischer-Rosenthal 1978: 311; Fischer/Kohli 1987).

Ein weiterer Impuls ging von realen gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen aus, die Ulrich Beck (1986) in den Begriff der Risikogesellschaft gegossen hat. Damit verbinden sich Begriffe wie die Individualisierung der Menschen, die Pluralisierung der Lebensverhältnisse, die Bedeutungsminderung von institutionalisierten Biographie-Mustern (vgl. Wohlrab-Sahr 1992), der Gestaltungsverlust traditioneller Orientierungen und die damit einhergehende Entwurzelung, die insgesamt zu einer Verunsicherung menschlicher Existenz, eben der Risikogesellschaft, geführt haben (vgl. auch Heitmeyer 1997a, 1997b).

Damit stellte sich von neuem die Frage nach dem Verhältnis von Subjekt/Individuum und Gesellschaft bzw. gesellschaftlicher Wirklichkeit, und zwar in radikaler Form. In dieser Perspektive kann die Biographie-Forschung als „die umfassendste Thematisierung von Subjektivität“ verstanden werden (Kohli/Robert 1984: 4). Dabei gilt das Forschungsinteresse nicht allein dem Individuum, sondern vielmehr den Individuen in ihrer gesellschaftlichen Existenz und dem, was Kohli/Robert (1984: 5) die „Spannung zwischen Biographie als subjektiver Konstruktion und Biographie als sozialer Wirklichkeit“ nennen. In zugespitzter Form findet sich das allgemeine soziologische Forschungsverständnis dieser Disziplin bei Wolfram Fischer-Rosenthal (1996: 149): „Man könnte auch sagen, in Biographien, und das gilt schon für jede einzelne, spielt sich Gesellschaft ab. (...) Man kann eine konkrete Gesellschaft betrachten und studieren, indem man eine einzige Biographie betrachtet und studiert.“ Die tatsächlichen Erfahrungen jedes einzelnen Gesellschaftsmitglieds sind mithin für die Analyse der Gesellschaft relevant.

Die Biographie-Forschung bleibt nicht – so der Vorwurf des Subjektivismus – idiographisch bei dem einzelnen Individuum und dessen Lebensweg stehen, sondern strebt durch den Vergleich von Biographien, also durch eine komparative Methode, nach Regelmäßigkeiten

und Mustern, nach intersubjektiv überprüfbar systematischen Typenbildungen, die zur Erklärung personenbezogener und gesellschaftlicher Phänomene herangezogen werden können. Die biographische Methode ist hier quasi das Objektiv oder das Mikroskop der soziologischen Forschung zur Analyse der Gesellschaft. Die Einwände, die gegen die Biographie-Forschung anfänglich erhoben wurden, konnten so weitgehend entkräftet werden. Nicht das Individuum ist ihr Thema, sondern das soziale Konstrukt Biographie (Fischer/Kohli 1987: 26); ihr Interesse für Biographien gilt weniger den psychologischen als den soziologischen Aspekten; es handelt sich bei ihr nicht um bloße Beschreibung mit der „Gefahr einer Verdopplung des alltagsweltlichen Wissens“, sondern um Interpretation, gesellschaftliche Analyse und die Bildung neuer wissenschaftlicher Deutungssysteme für soziale Wirklichkeit; es geht ihr nicht um eine „Individualisierung sozialer Strukturen“, sondern um allgemeine Typisierungen, da die biographische Methode „in den subjektiv ausgebildeten Deutungssystemen einzelner allgemeine gesellschaftliche Deutungsmuster primär verwirklicht“ sieht (Fischer-Rosenthal 1978: 312f.).

Demzufolge trifft auch die Metapher, die Pierre Bourdieu (1990: 80) verwendet und in der er die Biographie-Forschung mit dem Versuch vergleicht, „eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen“, nicht, gerade weil der soziale Kontext ausdrücklich Beachtung findet. Das biographische Material ist alltagsweltlich orientiert, d. h. es wird im Alltag in Form von Briefen, Tagebüchern, Terminkalendern, Augenzeugenberichten, Gerichtsaussagen, Reiseberichten, Memoiren, Krankengeschichten (Anamnesen) usw. erzeugt. Dabei sind diese Materialien danach zu unterscheiden, ob sie autobiographischer Art sind oder von Außenstehenden angefertigt wurden. Bei privaten Aufzeichnungen ist zu beachten, dass sie häufig nicht zugänglich sind und in der Regel eine

Mischung aus Dichtung und Wahrheit darstellen – also das, was Bourdieu (1990: 76) über das Ziel hinauschießend die „biographische Illusion“ genannt hat, nach der die „Neigung, sich (...) zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen, (...) die natürliche Komplizenschaft des Biographen [finde], der alles (...) dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren“. (vgl. auch die Repliken von Liebau 1990 und Niethammer 1990) Aus diesem Grund benutzt die Biographie-Forschung zumeist biographisches Material, das wie etwa in einer Interview-Situation *unter kontrollierten Bedingungen* auf Veranlassung des/r Forschers/in erstellt wird und in den sozialen Kontext eingebettet wird.

Mit der (auto-)biographischen Thematisierung widmet sich die Biographie-Forschung somit einem mikrosoziologischen und handlungstheoretischen Problem, und sie kann als Teil eines Theorie-Programms verstanden werden, das Handlungs- und Strukturebene, Mikro- und Makrosoziologie miteinander zu verbinden sucht. Dahinter steht die Annahme, „daß das Verhältnis von Individualität und Gesellschaftlichkeit sich in der biographischen Dimension besonders zuspitzt und daß eine zureichende Konzeptualisierung dieses Verhältnisses ohne die Analyse biographischer Thematisierung nicht auskommt“. (Kohli 1981b: 502f., Zitat 503)

Dies mag als Charakterisierung der Biographie-Forschung an dieser Stelle genügen, wobei jedoch abschließend noch ein Blick auf die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland geworfen werden soll. Hier hat die Biographie-Forschung seit Ende der 70er und in den 80er Jahren einen neuen Aufschwung erlebt, und im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, wo sie den Status eines „wenig konturierten Teilgebiets“ einnahm, erfuhr sie in Deutschland eine stärkere Strukturierung und Profilierung (Kohli 1981a: 288). Auf dem Soziologentag in Berlin im April 1979 fand die Ad-hoc-Gruppe *Lebensverläufe*

regen Zuspruch, der 1986 zur Institutionalisierung einer *Sektion Biographie-Forschung* in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* führte. Ein Jahr später erschien im Verlag Leske & Budrich unter der Federführung von Werner Fuchs, Martin Kohli und Fritz Schütze der erste Band der Reihe *Biographie und Gesellschaft* (Voges 1987), die mittlerweile weit mehr als zwanzig Bände umfasst. Ein weiteres Jahr darauf schafften sich die Biographie-Forscher/innen mit der Publikation von *BIOS* ein eigenes Diskussionsforum im Zeitschriftenformat (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997a: 133–139).

### 6.1.2 Das biographische Interview

In unserer ‚Interview-Gesellschaft‘ (Silverman 1993: XX) gibt es eine ganze Reihe von verschiedenen Typen und Techniken der Interviewführung, wie z. B. assoziative Interviews, Dilemma-Interviews, diskursive Interviews, Experten-Interviews, klinische Interviews (Anamnese), ethnographische Interviews, fokussierte Interviews, Leitfaden- oder halb/teilstrukturierte Interviews, Oral History, problemzentrierte Interviews, Tiefen-/Intensiv-Interviews, tiefenpsychologische Interviews oder auch Gruppen-Interviews. In diesem Kontext seien an dieser Stelle im Anschluss an Martin Kohli die allgemeinen Vorteile eines unstandardisierten, offenen Interviews, das der „Gefahr eines Leitfaden-Oktroi“ (Hopf 1978: 101) entgeht, genannt (nach Mayring 1990: 47):

- Man kann in einer offenen Gesprächssituation überprüfen, ob die Kommunikation gelingt, d. h. ob man von den befragten Personen verstanden wird.

- Die interviewten Personen können ihre eigenen subjektiven Perspektiven und Deutungen entfalten, da das Gespräch vonseiten des/r Interviewers/in ohne Anweisungen (non-direktiv) geführt wird.
- Sie können ihre Emotionen und Eindrücke artikulieren.
- Sie können selbst Zusammenhänge herstellen und größere kognitive Strukturen entwickeln.
- Sie können die konkrete Interview-Situation thematisieren und problematisieren.
- Sie fühlen sich in einer offenen Kommunikationssituation stärker ernst genommen und weniger ausgehört.

Im Folgenden wird eine spezifische Methode der Biographie-Forschung, nämlich das biographisch-narrative Interview, dargestellt, nicht nur, weil es in besonderem Maße geeignet erscheint, die Binnenperspektive der Befragten zu eruieren, und es deshalb als „Königsweg“ zur Erfassung subjektiver Perspektiven“ bezeichnet worden ist (Hauptert 1991: 220), sondern auch, weil es eine höchst einfühlsame Untersuchung von für die Befragten problematischen, heiklen, peinlichen und möglicherweise sogar traumatischen Themenfeldern ermöglicht. Überdies hat diese Methode in der vergangenen Dekade eine deutliche Ausgestaltung und Präzisierung erfahren, die den Reichertzchen Vorwurf des ‚Anything goes‘ als alltäglicher Routine in der qualitativen Sozialforschung (Reichertz 1986: 5f.) deutlich relativiert.

Im Gegensatz zu quantifizierbaren, standardisierten Interviews, bei denen die Antworten vorgegeben sind, sind die qualitativen Interview-Typen weitaus weniger stark strukturiert. Ein wichtiges Motiv dabei ist es, „den inhaltlichen Reichtum der individuellen Antworten in den Analysen [zu] berücksichtigen“. (Bortz/Döring 1995: 272) Hier

spricht man von teil- bzw. semistrukturierten und von offenen Interviews. Teilstrukturierte oder Leitfaden-Interviews enthalten vorgegebene Fragen, die von den Befragten frei, d. h. ohne Antwortvorgaben, beantwortet werden. Darüber hinaus liegt es im Ermessen des/der jeweiligen Interviewers/in, für die Fragestellung möglicherweise relevante Nachfragen zu stellen und auf Aspekte einzugehen, die von den Befragten in die Gesprächssituation eingeführt werden.

Offene Interviews zeichnen sich demgegenüber durch einen noch geringeren Grad an Strukturiertheit aus. So wird den Befragten in narrativen oder biographischen Interviews die Möglichkeit gegeben, ihre Erzählung frei zu entfalten. Dahinter steckt Absicht, denn „Menschen zum Erzählen zu bringen und ihnen zuzuhören verschafft einen ausgezeichneten Zugang zu den Vorstellungen, Werten und Positionen, die deren Lebenswelt bestimmen“. (Wiedemann 1986: 4) Darin zeigt sich erneut der zentrale Unterschied zwischen einem Wissenschaftsverständnis, das auf Erklären hin orientiert ist, und einem solchen, das Verstehen ins Zentrum rückt. Eva Köckeis-Stangl umschreibt dies in Anlehnung an Eibl sehr einsichtig: „Erklären ist das Verknüpfen von ‚Tatsachen‘ mittels *unserer* Regelmäßigkeiten. ‚Verstehen‘ ist die Rekonstruktion, wie ein Anderer ‚Tatsachen‘ mittels *seiner* Regelmäßigkeiten verknüpft oder verknüpft hat, um ein Problem zu lösen.“ (Köckeis-Stangl 1982: 348)

Das biographisch-narrative Interview bedient sich dabei der wissenschaftlichen Erkenntnisse aus der Gedächtnispsychologie über Erinnerungsprozesse. Der Vorgang des Erinnerns gilt dabei „als soziales Handeln, als Rekonstruktion mit kreativen und interpretativen Anteilen“, wobei die Menschen sich in funktionalistischer und utilitaristischer Manier Vergangenheiten erschaffen, „die ihren gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechen“. (Keller 1996: 41f.) Menschen, so Barbara Keller (1996: 46f.) weiter, „rekonstruieren (...) ihre Vergangenheit

von dem her, was sie in der Gegenwart über sich wissen“. Die Bedeutung und Funktion des Erinnerns liegt demnach primär in der Konstruktion von Identität und in der Selbst-Vergewisserung. Bei der Frage, an was sich die Menschen erinnern, gilt generell, dass

- Ereignisse weniger genau erinnert werden, je länger sie zurückliegen;
- Geschehnisse umso leichter memoriert werden können, je stärker sie mit – positiven wie negativen – Emotionen verknüpft sind. [An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass bei traumatischen, also hochgradig unangenehmen Erlebnissen die Masse der damit verbundenen Emotionen zu einer Verdrängung des Erlebten führen kann, die Erinnerung daran also verschüttet wird.] (Keller 1996);
- Erlebnisse, die sequenziell angeordnet werden können, eher erinnert und erzählt werden können als ein verschwommen-diffuses Erleben;
- Erlebnisse, die nicht alltäglich und nicht routinisiert, also etwas Besonderes sind, leicht memoriert werden können und
- Geschehnisse, die mit Ortsveränderungen verbunden sind, leicht erinnert werden können (Rosenthal 1993: 21).

Das Erzählen von Erinnerungen entspricht einem Akt der biographischen Selbst-Thematisierung. Der Prozess der ‚aktiven Strukturierung‘ des Lebens (Burkart 1995: 82f.) „ist eine anspruchsvolle synthetische Leistung, in welcher der ‚Lebensstoff‘ auf ein hohes Aggregationsniveau gebracht wird“. (Kohli 1981b: 503f.) Dieser Vorgang konstituiert Orientierungswissen, erzeugt lebensgeschichtliche Kontinuität und erfüllt damit eine Sinn-Funktion (Kohli 1978: 27; Fischer-Rosenthal 1978: 324; Kohli 1981b: 505; Koller 1993; Corsten 1994).



Erfahrungen können durch das Erzählen verarbeitet, bilanziert und evaluiert werden; Erzählen macht übergreifende Interaktionskontexte sichtbar (vgl. auch Wiedemann 1986: 59). Erzählungen, die nach den Erkenntnissen der Linguistik einem spezifischen strukturellen Aufbau folgen (etwa Schütze 1984: 79) und „eine universelle Grammatik besitzen“ (Mayring 1990: 50),<sup>2</sup> sind jedoch nicht allein für das Individuum von großer Bedeutung, sondern auch für seine sozialen Interaktionen. Denn sie sind „natürliche, in der Sozialisation eingeübte Diskursverfahren, mit denen sich Menschen untereinander der Bedeutung von Geschehnissen ihrer Welt versichern“. (Wiedemann 1986: 24) Das Erzählen von Geschichten aus unserem Leben dient somit auch der Konstituierung einer gemeinsamen intersubjektiven und intertemporalen Erfahrungswelt (Röttgers 1988: 6), so dass für derartige Narrationen auch der Begriff des ‚kommunikativen Textes‘ verwendet wird. Denn der „Text wird darin gedacht als ein Prozeß, mithin als eine Zeitgestalt, die den Anderen (den Zuhörer und Miterzähler) [also auch den/die Interviewer/in (Holstein/Gubrium 1997: 126)] mit den Mitteln der Sprache in einen gemeinsamen Text ‚verwebt‘“. (Röttgers 1988: 8)

Die Methode des biographischen Interviews bedient sich des Weiteren der Erkenntnisse der Linguistik, der Sprachphilosophie und der Konversations- und Diskursanalyse (vgl. Heritage 1997; Potter 1996,

---

<sup>2</sup> Die Normalform der Textgestalt und des Erzählaufbaus hat Labov herausgearbeitet (vgl. Wiedemann 1986: 72–86):

<b>Erzählsegment</b>	<b>Funktion</b>
Abstrakt	Ankündigung und Legitimation
Orientierung	Schauplatzcharakteristik
Komplikation	Ereignisdarstellung
Evaluation	Bewertung
Auflösung	Ergebnisdarstellung
Koda	Auflösung der Erzählung

1997). Wichtige Anregungen gingen hierbei von den Beiträgen Fritz Schützes (1976, 1977, 1983a, 1983b, 1984) zur Technik des narrativen Interviews aus, die insbesondere von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal weiterentwickelt und verfeinert wurde (vgl. etwa Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b: 410). In diesem Ansatz kommt es wesentlich darauf an, die Befragten zum Sprechen und zum Erzählen zu bewegen, weil dann naturwüchsig, immanent Zugzwänge zum Weitererzählen entstehen und wirksam werden, die nicht unmittelbar von dem/r Interviewer/in ausgehen. Fritz Schütze (1977) hat drei derartige Erzähl-Zugzwänge identifiziert.

- Der Zwang zur *Detaillierung* ergibt sich, weil die erzählenden Personen Erlebnisse und Geschehnisse nicht einfach mit plakativen Stichworten beschreiben können. Für eine gelingende Kommunikation benötigt der Zuhörer, der Gesprächspartner vielmehr ein entsprechendes Auslegungswissen und damit weitreichendere Informationen, so dass Einzelheiten genannt und die Erlebnisse genauer geschildert werden müssen.
- Der Zwang zur *Gestalterschließung* bedeutet, dass der/die Erzähler/in bestimmte Teile seiner/ihrer Narration, die er/sie als unvollständig empfindet, zu einer kompletten Geschichte abrundet. Die Geschichten, die erzählt werden, werden zu einem Ende geführt.
- Der Zwang zur *Kondensierung* oder *Relevanzfestlegung* resultiert aus dem Ausmaß der für die Narration zur Verfügung stehenden Zeit. Er stellt den/die Erzähler/in vor die Aufgabe, die relevanten Handlungsstränge auszuwählen und zu erzählen und die als unwichtig empfundenen Nebenlinien entsprechend zu kürzen oder auszulassen.

Damit diese Erzähl-Zwänge wirksam werden, kommt der Eröffnung des narrativ-biographischen Interviews eine ungemein hohe Bedeutung zu, denn „many people do not want themselves revealed in their

totality“. (Miller/Glassner 1997: 103) Der Erzählanstoß, der Eingangsstimulus ist inhaltlich eine Aufforderung zur retrospektiven Introspektion und sollte idealitär so gestaltet sein, dass der/die Erzähler/in mit einer Vielzahl von einzelnen Geschichten reagieren kann. Denn das „Gelingen eines autobiographisch-narrativen Interviews setzt voraus, daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt“. (Schütze 1984: 78; vgl. auch den Bourdieuschen (1990: 79) Begriff der „Offizialisierung‘ einer privaten Vorstellung vom eigenen Leben“) Die Eingangsfrage sollte zugleich so formuliert sein, dass in ihr „die ‚Gegenwart‘ ausreichend thematisiert wird, da diese Textelemente die erzählungssteuernden Perspektiven explizit enthalten und eine Analyse von Reinterpretationen nur von hier aus möglich ist“. (Fischer-Rosenthal 1978: 324)

Bisweilen bedarf es sogar gar keiner besonderen Anstrengungen, um eine Person zum Erzählen zu bewegen. Nahezu jede/r kennt Situationen im Bus, in der Bahn oder im Flugzeug, wo die Person gegenüber ihre ganze Lebensgeschichte oder große Teile davon ausbreitet. „Offenbar kommt vom Erzähler aus eine intime Thematisierung eher zustande, wenn die Situation von jedem unmittelbaren Handlungsdruck entlastet ist und für ihn klar ist, daß seine Erzählung keine weiteren Folgen haben wird, er sich also darauf verlassen kann, daß sein Zuhörer nach Beendigung der Erzählung aus seinem Handlungsfeld verschwinden wird.“ (Kohli 1981b: 506) Dabei werden häufig Reziprozitätszwänge, also der Zwang, nach einer derartigen Lebensschilderung selbst etwas über sein Leben erzählen zu müssen, gar nicht erst wirksam. Die Person gegenüber erwartet vielleicht gar kein reziprokes Verhalten, was der Situation eines biographisch-narrativen Interviews sehr entgegenkommt.

Es kommt darauf an, bei den befragten Personen eine biographische Stegreifpräsentation zu initiieren, d. h. eine Erzählung zu generieren, sie in einen Erzählstrom und in eine Erinnerungsdynamik zu versetzen. Der/Die Interviewer/in bedarf hierzu bestimmter Fähigkeiten und Kompetenzen (Rosenthal 1995: 187). So gilt es etwa, Zeit und Raum zur Gestaltentwicklung zu geben, also die Möglichkeit zu langen Sequenzen und Erzählketten zu bieten. Da es sich bei den einzelnen Untersuchungsgegenständen häufig um sensible, heikle und persönliche Themenbereiche wie etwa Gefühle, Liebe, Aggressivität, Gewalt und ähnliches handelt, kann es bisweilen nötig sein, bei der Verbalisierung dieser Themenfelder behilflich zu sein. Darüber hinaus ist das stetige, aufmerksame und offene Zuhören ebenso wichtig wie Mitgefühl und Empathie für den Biographen zu signalisieren, Hilfestellung beim szenischen Erinnern zu geben und Erinnerungsprozesse zu fördern – etwa vermittelt durch gedächtnisstützende Interviewtechniken (vgl. etwa Sporer/Franzen 1991). Schließlich ist zu beachten, dass Nachfragen in sensibler, kreativer und wiederum Narrationen generierender Weise formuliert werden (vgl. auch Holstein/Gubrium 1997: 123).

Die einzelnen Arbeitsschritte bei biographischen Interviews folgen damit in etwa dem nachstehenden Ablaufmuster:

- *Organisatorische Vorbereitung:* In diese Phase fallen Überlegungen zur Gewinnung von Interview-Partner/inne/n, wobei sich die Art der Kontaktaufnahme durch das spezifische Forschungsthema bestimmt. Häufig werden die Kontakte jedoch beispielsweise über das Schalten von Anzeigen in Zeitungen, über Expertengespräche oder aus einer teilnehmenden Beobachtung heraus angebahnt.
- *Gesprächsbeginn:* Nach der Vereinbarung eines Interviewtermins beginnt das Gespräch meist mit Eingangsfloskeln und einem Small Talk, die das Eis brechen und eine Atmosphäre des Ver-

trauens herstellen sollen. Erst unter diesen Bedingungen treten die Zugzwänge des Erzählens in Kraft (Wiedemann 1986: 76). Die Zusage, dass das Gespräch vertraulich behandelt und in anonymisierter Form wissenschaftlich ausgewertet wird, die Bereitschaft, die Ergebnisse den Befragten nach Abschluss des Projektes zugänglich zu machen, und gegebenenfalls eine schriftliche Erklärung über die peinlich genaue Einhaltung der Bestimmungen des Datenschutzes können geeignete Mittel sein, das Gefühl der Sicherheit bei den Befragten zu erhöhen. Diese Phase kann mit dem Hinweis enden, dass man nun das Aufnahmegerät einschaltet.

- *Interviewbeginn*: Der Erzählanstoß, dies wurde bereits erwähnt, sollte im Idealfall so beschaffen sein, dass er dem/der Interviewten eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten für die Erzählung von Geschichten aus dem eigenen Lebensweg bietet und gleichzeitig die Gegenwart in ausreichendem Maße anspricht.
- *Haupterzählung*: Während dieser Phase beschränkt sich der/die Interviewer/in weitestgehend auf ein aufmerksames Zuhören und das Anfertigen von Notizen, die in dem anschließenden Nachfrageteil die Grundlage für weitere erzählungsgenerierende Fragen bilden. „Wenn wir Detailnachfragen in dieser Phase nicht zurückhalten, strukturieren wir damit nicht nur entscheidend die Darstellung der Biographinnen und Biographen, wir vergeben auch die Chance, zu sehen, ob, wann und wie sie selbst diese Details einführen.“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997a: 143) Der/die Interviewer/in hilft der befragten Person allenfalls über Phasen hinweg, in denen die Erzählung stockt („An was können Sie sich noch erinnern?“; „Wie ging es dann weiter?“). Neben inhaltlichen Punkten sollten auch die eigenen Reaktionen und das non-verbale Verhalten, die Mimik und Gestik des/r Gesprächspartners/in aufmerksam notiert werden. Die Haupterzählung endet meist mit Ab-

schlussbemerkungen des/r Befragten wie etwa ‚So, das war‘s dann‘.

- *Nachfrageteil*: In dieser Phase des Interviews formuliert der/die Interviewer/in zunächst möglichst erzählgenerierende Nachfragen zu der Haupterzählung, wobei die Fragen sich an der Abfolge der Haupterzählung orientieren sollten (interne Nachfragen). Es bieten sich hier im Gegensatz zu Fragen nach dem Warum eher Fragen an, die die/den Interviewte/n zur Konkretisierung ihrer/seiner geschilderten Erlebnisse auffordern. Im Anschluss daran können weitere Fragen gestellt werden, die über das bis dahin Thematisierte hinausgehen (externe Nachfragen).
- *Gesprächsende/Verabschiedung*: Biographisch-narrative Interviews erstrecken sich nicht selten über mehrere Stunden hinweg. Das Ende des Interviews wird von den Beteiligten konsensual vereinbart, eventuell mit der Vereinbarung eines weiteren Gesprächstermins, falls dies nötig sein sollte. Der/die Interviewer/in könnte anbieten, die Ergebnisse des Forschungsprojektes nach seiner Beendigung zu übermitteln, eine Adresse oder Visitenkarte zu hinterlassen und auch zu weiteren Gesprächen im Sinne einer Nachbetreuung bereit zu sein.
- *Gesprächsnotizen*: Recht bald nach dem Interview – am besten sofort danach – sollte der/die Interviewer/in ein Memo anfertigen, das Angaben über die Gesprächssituation, den Ort des Interviews, das Verhalten des/r Interviewten und alles, was an Eindrücken und besonderen Beobachtungen aufgefallen ist, beinhaltet. Oftmals liefern die Befragten überdies gerade nach Ausschalten des Aufzeichnungsgerätes noch besonders wichtige oder persönliche Äußerungen nach oder sie kommentieren die Gesprächssituation. Auch dies sollte protokolliert werden.

- *„Risiko“-Vorsorge*: Ein Problem bei dieser Vorgehensweise besteht allerdings darin, dass biographische Interviews bei den Befragten intervenierend wirken können (Bortz/Döring 1995: 286), also im Prozess des Erinnerns opake, traumatische Erlebnisbereiche thematisiert werden, die mit heftigen psychischen Belastungen verbunden sind und somit eine Lawine auslösen können. Dieses Rest-Risiko ist nicht zu umgehen. In solchen Fällen empfiehlt es sich, Bereitschaft zu weiteren Gesprächen zu äußern und gegebenenfalls Hilfestellung bei der Suche nach therapeutischer Betreuung zu geben. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass biographische Interviews therapeutische Wirkung entfalten und eine biographietheoretische Reflexion befördern können, in der auch die opaken, vormals verschütteten Bereiche in einen konsistenten Identitätsentwurf integriert werden können (Schütze 1984: 108; Rosenthal 1995: Kap. 5).

Im nächsten Schritt erfolgt dann eine Transkription des mitgeschnittenen Interviews, die allerdings über die Wiedergabe des reinen Interview-Textes hinausgeht und auch non- und paraverbale Äußerungen wie Husteln und Lachen, aber auch Erzählpausen und Betonungen minutiös und detailliert kenntlich macht. (In Video-Aufzeichnungen käme noch die Protokollierung von Mimik und Gestik hinzu.) Dies ist gerade für eine hermeneutische Auswertung der Interviews von kaum zu überschätzender Bedeutung. Das Anfertigen eines Transkripts, das im Übrigen gemeinsam mit der Band-Aufzeichnung die intersubjektive Nachprüfbarkeit gewährleistet, wird demnach durch eine qualitativ hochwertige Ausstattung zum Zwecke einer bestmöglichen Aufnahme der Interviews deutlich erleichtert. Zudem ist das Transkribieren an bestimmte Fertigkeiten gebunden, so dass sich eine Transkription durch professionelle und geübte Personen empfiehlt (vgl. auch Peräkylä 1997: 206f.). Texte, Interview-Texte, bilden folglich bei der Methode des biographischen Interviews den materiellen Forschungs-

gegenstand, der durch den/die Leser/in bzw. Wissenschaftler/in aktiviert wird (vgl. Watson 1997: 89).

Der auf diese Weise produzierte Interviewtext wird sodann einer hermeneutischen Fallrekonstruktion im Anschluss an die und in Weiterführung der objektive(n) oder auch strukturelle(n) Hermeneutik von Ulrich Oevermann unterworfen. Die objektive Hermeneutik, die schon als „Prototyp“ qualitativer Sozialforschung bezeichnet worden ist (Reichertz 1986: 18f.), stellt letzten Endes nichts anderes als eine etwas elaboriertere und systematischere Form der Unterscheidung zwischen Sein und Schein und der Suche nach latenten Aspekten subjektiver Realitäten in der Alltagskommunikation dar. „Jedes Gesellschaftsmitglied ist aufgefordert, zwischen Sein und Schein zu unterscheiden, um seinen Alltag erfolgreich zu bewältigen.“ (Wiedemann 1986: 41; vgl. auch Zedler 1983: 144; Schneider 1989: 76). Man könnte sie als eine kommunikationswissenschaftliche Technik beschreiben, die in abgeschwächter Ausprägung ubiquitärer Bestandteil jeglicher Kommunikationspraxis ist. Berücksichtigt werden muss bei der hermeneutischen Textanalyse die „sprachliche Konstruktion der Biographie“ (Corsten 1994: 199), d. h. Biographie ist letztlich ein sprachliches Gebilde, ein „rhetorisches Konstrukt“ (Koller 1993). Sprache, so schreibt Norman Denzin im Jahre 1991, ist das Fenster in die Welt des anderen und in unsere Welt; zugleich hält sie jedoch Fallen bereit, denn das Gesagte differiert oftmals von dem tatsächlich Gemeinten; „language (...) plays tricks. It displaces the very thing it is supposed to represent, so that what is always given is a trace of other things, not the thing – lived experience – itself.“ (zit. n. Miller/Glassner 1997: 101)

Genau um diese Bereiche geht es der objektiv-strukturalen Hermeneutik. Sie nimmt an, dass die biographischen Erlebnisse an sich und die Erzählung darüber zwei deutlich zu unterscheidende Bereiche sind



und dass eine strukturelle Differenz zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte besteht. Erzählung und Erfahrung stehen nicht in einem Verhältnis der Homologie zueinander; vielmehr sind hinter der Erzählung ‚latente Bedeutungsgehalte‘ (Ulrich Oevermann) zu vermuten, wobei die biographische Erzählung und Selbstpräsentation aus der Perspektive der Gegenwart heraus erfolgt. Sie leitet die Selektion der erzählten Erlebnisse (Rosenthal 1987: 120f.; siehe auch Fischer-Rosenthal 1996: 154; ausführlich Fischer 1978; 1982). „Die retrospektive Konstitution der eigenen Lebensgeschichte erfolgt in ihrer Globalstruktur von einem bestimmten Bild der Gegenwart aus. Der Erzähler hat in der Erzählsituation eine durch die heutige Sicht geprägte Interpretation seiner Biographie, die ihn dazu veranlaßt, solche Situationen seines Lebens zu erzählen, mit denen er den Gesamtentwurf bzw. die Globalevaluation seines Lebens sich und dem Zuhörer plausibel machen will.“ (Rosenthal 1987: 140) Die Lebensgeschichte wird damit in der jeweiligen Erzählsituation, in der sozialen Interaktion neu konstituiert. „Die biographische Gesamtsicht in der Gegenwart des Erzählens determiniert, was das Subjekt in der Rekonstruktion seiner Biographie als biographisch relevant begreift, wie es die einzelnen Erfahrungen thematisch und temporal miteinander verknüpft und inwiefern Vergangenheit und antizipierte Zukunft die Deutung seines Lebens bestimmen.“ (Rosenthal 1988: 9) „Mit dem in der jeweiligen Gegenwart Emergenten wird die Vergangenheit [damit] zu einer anderen Vergangenheit.“ (Rosenthal 1988: 10)

In der hermeneutischen Fallrekonstruktion wird also die erzählte (Lebens-)Geschichte mit der erlebten (Lebens-)Geschichte kontrastiert. Das Mittel hierzu ist die den systematischen und institutionalisierten Zweifel einfordernde, detektivische Methode der Abduktion im Sinne von Charles S. Peirce, bei der möglichst viele Lesarten zum empirischen Datum aufgestellt werden und bei der im Unterschied zu Induktion und Deduktion „die Hypothesengewinnung und nicht nur

der Hypothesentest reflektiert wird“ (Rosenthal 1995: 212; ausführlich Apel 1975) Meisterlich vorgeführt findet man sie in der literarischen Figur des Sherlock Holmes in den Kriminalromanen von Sir Arthur Conan Doyle. Dieses Vorgehen enthält die nachfolgenden Schritte:

- *empirisches Datum*: Aus dem Interviewtext wird ein beliebiges Erzählsegment herausgenommen.
- *Dekontextualisierung*: Das Erzählsegment wird in einzelne Teile zerlegt.
- *Gedankenexperiment*: Man entwirft zu dem ersten Teil des Erzählsegments unter bewusster Vernachlässigung der anderen Teile (Abstinenzregel) gedankenexperimentell möglichst viele denkbare Kontexte als „Kontrastfolie der ‚objektiven Möglichkeiten‘ (...), die der Fallstruktur prinzipiell offen gestanden hätten, deren Nicht-Wahl aber genau ihre Besonderheit ausmacht“ (Oevermann 1988: 248)
- *Hypothesenbildung*: Anhand dieser gedankenexperimentellen Entwürfe können verschiedene Hypothesen und Folgehypothesen zu der Persönlichkeit der Person gebildet werden.
- *empirischer Test*: Unter schrittweiser Heranziehung der weiteren Erzählsegmente werden die gebildeten Hypothesen immer wieder am Text überprüft.
- *Hypothesenverengung*: Durch die iterative Überprüfung am Text scheiden nach und nach bestimmte Hypothesen aus. Manchmal können neue gebildet werden. Im Fortgang der Analyse ergibt sich jedoch eine Verkleinerung der Zahl der plausiblen Hypothesen. „Aus diesen gedankenexperimentellen Konstruktionen lassen sich Gemeinsamkeiten herausfiltern, die allgemeine Struktureigenschaften der Handlung darstellen. (...) Aus dem Verhältnis möglicher und tatsächlicher Bedeutungen schält sich während der Ana-

lyse sukzessive die objektive Sinnstruktur des Falles heraus.“ (Mayring 1990: 91f.)

- *Strukturhypothese*: Nachdem mehrere Erzählsegmente auf diese Weise untersucht worden sind und wenn sich keine weiteren am Text belegbaren Hypothesen bilden lassen, kann aus den übriggebliebenen Hypothesen eine Strukturhypothese über den Einzelfall und die Gesamtsicht der befragten Person auf sein/ihr Leben entwickelt werden. „Wird (...) [allerdings] nur eine Stelle oder eine Relation zwischen einzelnen Stellen gefunden, die die Regelhypothese nicht sinnfällig machen kann, dann muß der ganze Ausdeutungsprozeß von vorne beginnen.“ (Bude 1984: 21f.) Am Ende dieser Prozedur steht eine Deutungs- und Strukturhypothese, „die prinzipiell jede Stelle des Redetextes sinnfällig machen kann“. (Bude 1984: 20) In der literaturwissenschaftlichen Textanalyse spricht man diesbezüglich von der „Rekonstruktion einer dem ‚Text‘ zugrunde liegenden Ordnung“. (Titzmann 1977: 381; vgl. auch Mayring 1983)

Die Fragen, die an den Interviewtext gestellt werden, beziehen sich dabei auf die Mechanismen, mit denen der Biograph Kontinuität und Konsistenz seiner Lebensgeschichte herstellt, auf Inkonsistenzen und Brüche in seiner Biographie, auf lebensgeschichtliche Wendepunkte, auf seine subjektiven Deutungsstrukturen, seine Gegenwartsperspektive und seine biographische Gesamtsicht/Globalevaluation, auf die thematischen und zeitlichen Verknüpfungen, die der Biograph vornimmt, auf die Auswahl der präsentierten Geschichten und ‚thematischen Felder‘ (Gurwitsch 1974), auf mögliche Deckgeschichten, die andere, eventuell tabuisierte Themenfelder überlagern, und auf die Auslassungen, d. h. die zwar nicht erwähnten oder übergangenen, aber dennoch ko-präsenten Themen (Rosenthal 1987: 142). Auf diese Weise werden die „Mechanismen (...), die die Auswahl der Themen und der erzählten Geschichten steuern“, rekonstruierbar (Rosenthal

1997a: 15), und es offenbaren sich hinter den manifesten Aussagen der Befragten latente biographische Strukturen oder, gestalttheoretisch/-psychologisch formuliert, Gestalten. Es ergeben sich sozusagen Texte hinter dem eigentlichen Text, der mit einem Kristall verglichen worden ist, „which bends the light as it passes through“. (Watson 1997: 85)

Nun mag an dieser Stelle eingewandt werden, dass die Narration, die der/die Interviewte heute produziert und anhand derer eine Strukturhypothese über dessen/deren Lebenskonstruktion erarbeitet wird, morgen eine ganz andere Form annehmen kann. „Wahrscheinlich würde Dr. Gärtner übermorgen mit einem anderen Gesprächspartner anders reagieren, was anderes sagen; die Art seiner Rede, das System der Verweisungen zwischen seinen Äußerungen jedoch würde sich wieder einstellen. Die verborgene Lebenskonstruktion entfaltet ihre strukturierende Mächtigkeit durch die Differenz thematischer Vielgestaltigkeit und historischer Vielfältigkeit hindurch.“ (Bude 1984: 18) Sofern in dem dazwischen liegenden Zeitraum kein die Biographie umstürzendes oder nachhaltig wirkendes Ereignis eintritt, wird eine hermeneutische Analyse beider Interview-Texte eine identische Strukturhypothese über „die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte“ (Schütze 1984: 102) hervorbringen.

Die gesamten Interview-Texte bilden das erste Sample, eine theoretische Stichprobe, die einer Globalanalyse unterworfen wird. Daraus wird dem Kriterium der theoretischen Sättigung folgend (das sich von der statistisch-repräsentativen Sättigung absetzt) ein zweites Sample erstellt. Zunächst wird dabei aus dem ersten Sample an einem Interview eine Fallrekonstruktion nach dem eben vorgestellten Muster vorgenommen, die zu einer fallbezogenen Strukturaussage und theoretischen Verallgemeinerung führt. Sodann werden aus dem ersten Sample mittels eines minimalen oder eines maximalen Vergleichs

solange weitere Interviews in das zweite Sample aufgenommen, bis kein neuer Typus mehr ablesbar ist. Meist sind jedoch konträre Interviews, „Extrembiographien“ zur Absteckung des Gesamtspektrums (Hauptert 1991: 230) eher geeignet.

Die Auswahl der zu analysierenden Fälle erfolgt damit auf der Basis dessen, was Glaser/Strauss im dritten Kapitel ihres Buches (1967: 45–77) in Abgrenzung zum Verfahren des ‚statistical sampling‘ als ‚theoretical sampling‘ beschrieben haben. Danach handelt es sich keineswegs um eine willkürliche, sondern um eine kontrollierte Selektion. Die Auswahl bestimmt sich durch die sich im Prozess der Analyse der empirischen Daten herauschälenden theoretischen Annahmen. Dazu bedarf es auf Seiten des/der Forschers/in einer theoretischen Offenheit und Sensitivität, die ein dogmatisches Festhalten an theoretischen Konstrukten ausschließt und stattdessen immer wieder bereit ist, die theoretischen Schlüsse zu revidieren, sobald empirische Daten auftauchen, die diesen Annahmen widersprechen (Glaser/Strauss 1967: 46). Das Kriterium für die Beendigung der Heranziehung und Analyse weiterer Fälle ist demnach das der ‚theoretical saturation‘, der theoretischen Sättigung (Glaser/Strauss 1967: 61–65). Dieser Moment ist eingetreten, wenn in der Analyse einer Kategorie durch die Heranziehung möglichst diverser und z. T. gegensätzlich gelagerter Fälle keine weiteren Eigenschaften mehr zutage gefördert werden, sondern sich die Befunde wiederholen. Hierbei ist jedoch darauf hinzuweisen, dass dieser Moment in der Praxis nur sehr schwer präzise zu bestimmen ist, weil der/die Forscher/in zumeist bestrebt sind, ‚alles‘ in Erfahrung zu bringen.

Die Analyse der narrativ-biographischen Interviews aus dem zweiten Sample gliedert sich sodann in folgende Schritte (vgl. ausführlich Rosenthal 1987; kondensiert Rosenthal 1995: 215–226; Fischer-

Rosenthal/Rosenthal 1997a: 152–156 und Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997b: 412–421):

- *sequenzielle Analyse der biographischen Daten*: Hier geht es um die Klärung der familiären Hintergründe und die chronologische Beschreibung des Lebensweges, wobei bei jedem Datum unabhängig von dem konkreten Fortgang der Biographie hypothetische Konstruktionen des Lebens, ‚Lesarten‘, entwickelt werden. Hierzu sind möglichst exakte Hintergrundkenntnisse über die Gesellschaft, ihre Sub-Milieus, ihre historische, politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung hilfreich.
- *sequenzielle Text- und thematische Feldanalyse*: Um den Interviewtext für die Analyse vorzubereiten, wird er in seiner zeitlichen Abfolge in Segmente zerlegt, so dass die temporale und thematische Textaufschichtung entschlüsselt werden kann. Zur Bestimmung der Segmentierung dienen Sprecherwechsel, Themenwechsel und Wechsel in den Textsorten Beschreibung, Argumentation und Erzählung. Daraus erwächst die sequenzielle Gestalt des Gesprächstextes. Wiederum unter Abstrahierung von dem tatsächlichen Fortgang des Textes werden Hypothesen und Lesarten über die Bedeutungsmöglichkeiten der unterschiedlichen Segmente und ihrer Verknüpfung gebildet, wobei insbesondere auf eine umfangreiche und breite Deutung des Interviewanfangs geachtet werden sollte. Die Leitfrage dabei lautet: Warum wird ein Thema an dieser Stelle, in dieser Textsorte, in dieser Länge und mit dem Verweis auf mögliche thematische Felder eingeführt oder ausgelassen? Im Schnittpunkt des interpretatorischen Interesses steht weniger die biographische Erfahrung an sich als vielmehr die Art und Funktion ihrer Darstellung im Interview.
- *Rekonstruktion der Fallgeschichte*: Dieser Arbeitsschritt dient der Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte und der Identifizierung der funktionalen Bedeutung der jeweiligen

biographischen Erlebnisse für die Gesamtstruktur der erlebten Lebensgeschichte. Dazu werden die biographischen Erlebnisse mit den Erzählungen und der Selbstdeutung des/r Befragten konfrontiert.

- *Feinanalyse einzelner Textstellen:* Sie wird mit den Mitteln der objektiv-strukturalen Hermeneutik durchgeführt, und ihr Zweck besteht in der Überprüfung der bislang gewonnenen Erkenntnisse und der Identifizierung bislang noch unerkannt gebliebener Mechanismen und Merkmale der Fallstruktur. Wiederum gilt es, „die Abstinenzregel der Ausblendung bereits gewonnener Interpretationen“ (Rosenthal 1987: 204) zu befolgen und sich zu zwingen, Gegenlesarten zu entwickeln, um zu verhindern, dass man sich vorschnell auf eine Interpretation ‚einschießt‘.
- *Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte:* Aus diesem Analyseschritt heraus lässt sich die Frage nach der Funktion der gewählten Darstellung der jeweiligen Biographie für den/die Befragte/n beantworten. Auch lassen sich nun die biographischen Erlebnisse und Erfahrungen, die zu dieser Präsentationsform geführt haben, herausfiltern.
- *Strukturhypothese:* In einem weiteren Schritt der Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte kann nun eine Aussage, eine Strukturhypothese über den jeweiligen Fall getroffen werden. Hier geht es quasi um das Finden der Handlungsregeln oder der ‚generativen Regel‘ (Oevermann) in der Persönlichkeit des/der Biograph/e/i/n, d. h. im Einzelfall.
- *Typenbildung und theoretische Verallgemeinerung im Zusammenhang mit der Forschungsfrage:* Aus der Rekonstruktion einer Reihe von Fällen und aus dem Vergleich dieser Fälle heraus lassen sich schließlich bezogen auf den Forschungsgegenstand Typen konstruieren – ‚konstruktivistische Realtypen‘. Ein biographisch-narratives Interview, das die Präsentation einer Lebensgeschichte

beinhaltet, lässt sich unter verschiedenen Forschungsgesichtspunkten und -themen auswerten, so dass ein und dasselbe Interview das Material für unterschiedliche Forschungsgegenstände abgeben kann.

In diesem Forschungsverständnis werden demnach nicht von dem Forscher ex ante gebildete Hypothesen oder Theorien auf dem Wege der Induktion oder der Deduktion einer empirischen Überprüfung unterzogen, sondern das hier vertretene Wissenschaftsverständnis beruht auf dem Konzept der ‚grounded theory‘ (gegenstandsbezogene Theorie, „datenbasierte Theorie“ [Lamnek 1995a: 111]), das von den beiden Medizinsoziologen Glaser/Strauss (1967) entwickelt wurde. Danach besteht ein enges Wechselverhältnis von Theorie und Praxis insofern, als die Grenzen zwischen Datenerhebung und Datenanalyse als fließend und als parallele Prozesse begriffen werden. Die Theoriebildung erfolgt nicht im Sinne der Deduktion a priori in Form von am empirischen Material zu prüfenden, zu verifizierenden bzw. zu falsifizierenden Hypothesen, sondern die Theorie erwächst unmittelbar aus den empirischen Daten und insbesondere aus der Analyse dieser Daten mittels komparativer Verfahren. Gemäß dem Prinzip der Offenheit wird „die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstands zurückgestellt (...), bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstands durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat“. (Hoffmann-Riem 1980: 343; detailliert Strauss 1987) Es wird mithin keine Zweiteilung von empirischer Untersuchung und Theorieentwicklung vorgenommen, sondern die Theorieentwicklung ist in dem Datenmaterial, den Texten, verankert.

Aus den vorangegangenen Ausführungen folgt zugleich, dass es „nicht Anliegen einer rekonstruktiven Analyse [ist], möglichst viele Fälle heranzuziehen“, zumal dies angesichts des immensen Analyse- und damit auch Zeitaufwands schon aus forschungspraktischen Grün-



den kaum realisierbar ist. Eine „rekonstruktive Analyse von wenigen Fällen – repräsentieren sie distinkte Typen – und eine darauf aufbauende Modellbildung über die Wechselwirkung zwischen den Typen [können] durchaus Aussagen über die soziale Wirksamkeit eines Typus machen, die sich aber keineswegs aus der Häufigkeit seines Auftretens ableiten läßt“. (Rosenthal 1995: 210f.) In diesem Kontext muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich bei diesen Typen nicht um Ideal-Typen im Sinne Max Webers, sondern um ‚Real-‘ oder ‚Struktur-Typen‘ handelt (Fischer-Rosenthal 1996: 156; vgl. zu dieser Unterscheidung auch Kluge 1999: 58–78). Bei der Typen-Bildung stellt sich demnach ein allgemeines Problem der qualitativen Sozialforschung ein: „Wie kann der Forscher sicherstellen, daß die durch die Anwendung des Einzelfallapproachs gewonnenen Befunde einen bestimmten Grad an Allgemeinheit (also einen überindividuellen Charakter) aufweisen, um sie entsprechend generalisieren zu können?“ (Lamnek 1995b: 344) Gegenüber der internen Validierung, wo sich anhand des Kriteriums des interpersonalen Konsenses klären lässt, ob sich die Interpretation hinreichend zwingend und plausibel aus dem Datenmaterial ergibt, wird die externe Validität qua exemplarischer Verallgemeinerung häufig als Achillesferse betrachtet. So könne z. B. nicht ausgeschlossen werden, dass die Stichprobe völlig untypische Fälle enthält. „Eine rationale Rechtfertigung generalisierender Aussagen nach dem Prinzip der ‚exemplarischen Verallgemeinerung‘ ist nur schwer möglich, denn die Vorstellung, ein Forscher könne bei einer begrenzten Auswahl von Fällen einen ‚typischen Fall‘ erkennen, impliziert nicht nur, daß der Forscher bereits eine Theorie über den Gegenstand hat (sonst wüßte er ja nicht, was typisch oder untypisch ist), sondern auch, daß er die Repräsentativität des Einzelfalls tatsächlich erkennt, um ihn in das Zentrum einer ‚exemplarischen Verallgemeinerung‘ stellen zu können. Damit wäre das Ergebnis der Untersuchung relativ beliebig generalisierbar.“ (Bortz/Döring 1995: 310f.)

Dahinter verbirgt sich letztlich wieder die Auffassung, dass nur die quantifizierende Sozialforschung solide Ergebnisse erbringt. Bortz/Döring (1995: 312) fahren fort: „Wir vertreten die Auffassung, daß Generalisierbarkeit allein durch willkürliches Auswählen vermeintlich typischer Fälle nicht begründet werden kann, sondern daß ergänzend quantifizierende Aussagen erforderlich sind. (...) Im ersten Schritt operiert man mit einer willkürlichen Auswahl von Fällen, die in Typen eingeteilt werden. Die auf diese Weise induktiv ermittelte Typologie wird in einem zweiten Schritt in einen Fragebogen umgesetzt (oder anderweitig operationalisiert), den man einer größeren Zufallsauswahl von Probanden (...) vorlegt. Würde sich dann herausstellen, daß tatsächlich die überwiegende Mehrzahl des Lehrpersonals in die ermittelten Kategorien fällt, wäre dies ein Indiz für die Generalisierbarkeit der Typologie.“

Es steht außer Frage, dass mit einem derartigen Vorgehen wichtige weitere Erkenntnisse gewonnen werden können, doch muss betont werden, dass es der qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen und der Biographieforschung im Besonderen im eigentlichen *nicht* um Generalisierbarkeit im Sinne von Repräsentativität geht, sondern dass Typik und Repräsentativität zwei verschiedene Bereiche sind. Gerade darin liegt die wesentliche Unterscheidung in den Wissenschaftsverständnissen der quantitativen und der qualitativen Sozialforschung, denn weder konstituiert empirische Seltenheit ein Gegenargument gegen Gesetzmäßigkeit, noch empirische Regelmäßigkeit einen Beweis für Gesetzmäßigkeit. An diese Überlegungen Kurt Lewins anschließend formuliert Heinz Bude (1984: 22, 24f.): „Biographische Analysen haben die Struktur von Fallrekonstruktionen. Die Rekonstruktion eines einzelnen Falls führt zur Erkenntnis einer sozialen Struktur. Die Schlüssigkeit der Rekonstruktion entscheidet darüber, ob die soziale Struktur getroffen ist. Also: Nicht an der Anzahl der untersuchten Fälle bemisst sich, ob eine Strukturaussage als typisch gelten kann, sondern – gera-

dezu im Gegenteil – an der Schlüssigkeit der Rekonstruktion eines einzigen Falls. Diese methodische Konsequenz schlägt natürlich weit verbreiteten Auffassungen empirischer Sozialforschung ins Gesicht. (...) Die Schlüssigkeit einer strukturalen Rekonstruktion fördert die soziale Typik des Falls zu Tage. Und in der typischen Struktur eines Falls wird die Gesetzmäßigkeit des sozialen Sachverhalts offenbar.“

### 6.1.3 Zusammenfassende Überlegungen zur biographischen Methode

Das Procedere der biographischen Methode, das dürfte anhand der vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden sein, ist ungemein aufwendig und forschungsintensiv. Die Methode des regelgeleiteten, systematischen Durcharbeitens des Textes, der minutiösen hermeneutischen Analyse im Anschluss an Oevermann, benötigt sehr viel Zeit. In aller Konsequenz angewandt, so führen Oevermann et al. (1979: 393) aus, benötigt man für die Analyse von einer Seite Protokoll im Idealfall eine Gruppe von drei bis sieben Interpret/inn/en, die mindestens 10–15 Stunden lang am Protokoll arbeiten und dabei eine bis zu 40–60-seitige Interpretation produzieren können. Ein solches Vorgehen ist zuweilen mit dem Argument eines ungunstigen Kosten-Nutzen-Verhältnisses kritisiert worden (etwa Bortz/Döring 1995: 309), und der Ruf „Hilfe, ich erstickte in Texten“ (Südmersen 1983) weist recht plakativ und plastisch auf ein zweifellos bestehendes Auswertungsdilemma (Hauptert 1991: 216) hin: Wie können die anfallenden Textmassen möglichst zeitökonomisch ausgewertet werden? Diesem Problem kann man im eigentlichen nicht entgehen; man kann sich lediglich mit einigen technischen Hilfsmitteln wie insbesondere einer möglichst großen Forscher/innen/gruppe behelfen.

Abgesehen davon werden derartige Nachteile jedoch mehr als aufgewogen durch die Vorzüge der Biographieforschung mittels biographisch-narrativer Interviews. Zusammengefasst lassen sich diese Vorteile wie folgt beschreiben:

- Das narrative oder biographische Interview kommt Ansätzen der verstehenden Soziologie in idealer Weise entgegen. Denn es handelt sich dabei um eine an alltagsweltlichen Kommunikationsstrukturen anknüpfende<sup>3</sup> und somit besonders einfühlsame Technik der empirischen Sozialforschung, die in sensitiven, konfliktbeladenen und mit Gefühlen der Scham und der Schuld belasteten Themenfeldern, also Gebieten, in denen die Schwelle, über sie zu sprechen, besonders hoch ist, zu äußerst validen Ergebnissen und verwertbaren Einsichten gelangt (vgl. Rosenthal 1987: 117).
- Im Gegensatz etwa zu Leitfadeninterviews oder quantitativen Analysen, die Produkte und Konstrukte der Relevanz- und Kategoriensysteme des jeweiligen Forschers sind, stehen bei den biographischen Interviews und der mit ihnen verbundenen offenen, nicht-intervenierenden und dadurch bewusst nicht in eine bestimmte Richtung steuernden Gesprächsführung die Relevanzsysteme der Befragten im Vordergrund. Die interviewten Gesprächspartner/innen, die Biographen, haben also „die Regie zur

---

<sup>3</sup> So schreibt Hoffmann-Riem (1980: 355): „Das alltagsweltliche Gespräch als Annäherung an den Typ der egalitären Kommunikation.“ Gleichwohl steht außer Frage, dass auch biographisch-narrative Interviews nicht vollständig der alltagsweltlichen Kommunikation entsprechen. Es bleiben „bestimmte strukturelle, in der Interview-Situation angelegte Probleme des qualitativen Interviews“, insbesondere in der Form, „daß das qualitative Interview durch ein bestimmtes, im Prinzip nicht aufhebbares Dilemma gekennzeichnet ist: es soll einer ‚natürlichen‘ Gesprächssituation möglichst nahe kommen, ohne zugleich auch die Regeln der Alltagskommunikation zu übernehmen; das heißt, die Rollentrennung von Frager und Befragtem bleibt im Prinzip erhalten und damit auch der steuernde Einfluß des Interviewers.“ (Hopf 1978: 114) Das biographisch-narrative Interview „ist insofern ein Pseudo-Gespräch, das Elemente der Alltagskommunikation integriert, ohne zugleich auch die Regeln der Alltagskommunikation – die Reziprozitätsnorm, die Tabuisierung des Ausfragens u. a. – zu übernehmen.“ (Hopf 1978: 107)

Gestaltung der biographischen Selbstpräsentation“ (Rosenthal 1995: 194) Auf diesem Wege des „getting inside of the actor’s perspective“ (Rosenthal 1995: 16) begibt man sich auf eine tieferen Einblick gewährende Entdeckungsreise in den jeweiligen Fall, ohne zunächst zu wissen, ob es sich – um mit Jules Verne zu sprechen – um eine Reise zum Mond oder eine zum Mittelpunkt der Erde handelt. Man erhält indes in jedem Fall Aufschluss über relevante Persönlichkeitsmerkmale, biographische Erfahrungen und subjektive Einstellungen, Sinnkonstruktionen und Motivkonstellationen (vgl. auch Hoffmann-Riem 1982: 179). Die Hypothesen werden nicht im Vorfeld der empirischen Untersuchung gebildet, sondern sie entstehen während dieser. Empirische Forschung und Theoriebildung gehen Hand in Hand.

- Biographisch-narrative Interviews und das mit ihnen einhergehende ‚Hineinschlüpfen‘ in die Perspektive des Akteurs erlauben die Untersuchung eines Gegenstandes, ohne diesen explizit bei den Gesprächspartnern nennen zu müssen. Damit wird das Problem umgangen bzw. handhabbar gemacht, dass die Befragten ihre Antworten nach dem Kriterium der sozialen Erwünschtheit formulieren, sie bewusst falsche, verschleiende oder irreführende Angaben machen, die die Forschungsergebnisse verzerren können, oder gar nicht zu einem Gespräch bereit sind. Je sensibler der Untersuchungsgegenstand ist, umso größer wird dieses Problem.
- Die aus den biographisch-narrativen Interviews gewonnenen Ergebnisse zeichnen sich durch einen hohen Grad von Handlungsrelevanz aus. Mit ihnen sind „wichtige Chancen einer empirischen Umsetzung handlungstheoretischer Konzeptionen in Soziologie und Psychologie gegeben“ (Hopf 1995: 180) Die sich aus den Interviews ergebenden Typologien können konkrete Ansatzpunkte etwa für sozialpädagogisches Handeln liefern.

## 6.2 Biographische Interviews mit gewalttätigen Jugendlichen

Diesem Abschnitt liegen insgesamt 14 biographische Interviews mit Jugendlichen im Alter von 16 bis 23 Jahren zugrunde, denen an dieser Stelle für ihre Gesprächsbereitschaft ganz herzlich gedankt sei. Das Gros der Jugendlichen, nämlich zehn, bestand nach Rücksprache mit der Leitung einer Justizvollzugsanstalt (JVA) in den neuen Bundesländern und der Erlaubnis des entsprechenden Innenministeriums aus den Insassen dieser JVA. Alle zehn sind männlichen Geschlechts. Weitere vier Jugendliche, darunter auch eine Frau, konnten durch die Mitwirkung und Vermittlung von engagierten Lehrer/inne/n, in Jugendzentren und durch das Schneeballsystem gewonnen werden. Die Interviews erfolgten ausschließlich auf freiwilliger Basis, dauerten zwischen einer und zweieinhalb Stunden und wurden in der zweiten Jahreshälfte 1998 und Anfang 1999 getätigt. Im Falle der JVA-Insassen fanden sie in den Räumen der JVA; in den anderen Fällen an verschiedenen Orten, so bei den Befragten zu Hause, im Cafe oder auch im SOWI selbst statt. Die Interviews wurden im SOWI unter Verwendung der folgenden Transkriptionszeichen transkribiert:

<b>Zeichen</b>	<b>Bedeutung</b>
Ja:	Dehnung
,	Kurzes Absetzen
(3)	Dauer der Pause in Sekunden
(meinte er)	Unsichere Transkription
Ja so war    Nein ich habe	Gleichzeitiges Sprechen ab „so“
(            )	Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung
Nein=nein	Schneller Anschluss
Viell-	Abbruch

<b>Zeichen</b>	<b>Bedeutung</b>
<b>Gar nichts</b>	Betont
<b>NEIN</b>	Laut
/	Kommentiertes Phänomen
((lachend))	Anmerkung des/r Transkribierenden

Die Zusammensetzung des Samples weist zwei Eigentümlichkeiten auf: zum Ersten wird der weitaus überwiegende Teil des Samples durch die Insassen der JVA gestellt. Zum Zweiten waren die Befragten bis auf eine Person alle männlichen Geschlechts. Eine erste Auswertung ergab, dass sich unter den JVA-Insassen des Samples zwei Personen befanden, bei denen gewalttätiges Handeln entweder mit Sicherheit oder mit großer Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden konnte (Kü-010; Kü-012). Unter den anderen vier Befragten war es ein männlicher Jugendlicher, bei dem gewalttätiges Handeln nicht vorlag (Kü-003). Damit reduzierte sich die Interviewzahl auf elf.

Im Zuge der Analyse dieser Interviews<sup>4</sup> konnten die nachstehenden zwei Typen von gewalttätig Handelnden herauskristallisiert werden. In den anderen Fällen waren es in der Mehrheit Variationen des zuerst vorgestellten Typus. Dabei ging in dem Fall der weiblichen Befragten die eigene Gewalttätigkeit im Übrigen noch in Teilen einher mit autoaggressivem und suizidalem Verhalten. Die im Folgenden darzustellenden zwei Typen bilden folglich lediglich einen kleinen Ausschnitt von Gewalttäter-Typen ab. Das Instrumentarium des biographischen Interviews erwies sich bei der Identifizierung dieser Typen als ungemein nutzbringend und bietet sich demzufolge für weitere Untersuchungen zu Gewalttätern an. Hierbei könnten unter Umständen gedankenexperimentell entwickelte Typen wie der politisch

---

<sup>4</sup> Für ihr offenes Ohr und ihre kritischen Anmerkungen zu meinen Analysen geht ein herzliches Dankeschön an Ruth Benrath, Anne Huber und Nina Leonhard.

motivierter Gewalttäter oder der Gewalttäter, der in einer spezifischen Situation zu einem solchen wird, und andere mehr empirisch nachgewiesen werden (vgl. hierzu auch Oevermann/Schuster/Simm 1985; Müller 1997).

## 6.2.1 Guido Rössner: „als ob ich neu geboren wäre“

### 6.2.1.1 Die sequenzielle Analyse der biographischen Daten

In diesem Analyse-Schritt geht es um die Klärung der familiären Hintergründe und die chronologische Beschreibung des Lebensweges, wobei bei jedem Datum unabhängig von dem konkreten Fortgang der Biographie (Dekontextualisierung) hypothetische Konstruktionen des Lebens, ‚Lesarten‘, entwickelt werden. Hierzu sind möglichst exakte Hintergrundkenntnisse über die Gesellschaft, ihre Sub-Milieus, ihre historische, politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung hilfreich. Ziel dabei ist es, gedankenexperimentell möglichst viele denkbare Kontexte als „Kontrafolie der ‚objektiven Möglichkeiten‘ (...), die der Fallstruktur prinzipiell offen gestanden hätten, deren Nicht-Wahl aber genau ihre Besonderheit ausmacht“ (Oevermann 1988: 248), zu entwerfen.

Den männlichen Interviewpartner, dessen Fall ich im Folgenden vorstelle, möchte ich Guido Rössner nennen.

*(1) Guido Rössner wird im Jahre 1978 in einem größeren Dorf in der DDR in relativer Nähe zur Grenze zur Bundesrepublik geboren, so dass durch den Wohnort täglich die DDR-Grenzsoldaten fahren. Sein Vater arbeitet als Schlosser in einer LPG, die Mutter ist bei der Stadtreinigung in der Rechnungsführung tätig. Guido hat eine 6–7 Jahre*



*ältere Schwester. Die Familie unterhält relativ enge Beziehungen zu den Großeltern und verfügt auch über Kontakte nach Westen.*

Aus diesen biographischen Daten lassen sich zunächst Lesarten hinsichtlich des dörflichen Milieus entwickeln. Man könnte vermuten, dass die Versorgungslage recht gut ist und die inner-dörflichen Beziehungen recht ausgeprägt sind. Indem jedoch eine Situation gegeben ist, in der jeder jeden kennt, ist zugleich auch eine größere soziale Kontrolle zu vermuten. Vielleicht spielt auch Politik im dörflichen Leben eine geringere Rolle als anderswo. Andererseits könnte über die LPG-Zugehörigkeit des Vaters ein hochpolitisierter Sozialisationskontext gegeben sein, der auch eine geschlechtsspezifische Dimension hinsichtlich der Rolle der Frau birgt. Hier könnte ein eher traditionelles Frauenbild vermittelt werden, zumal auch offensichtlich gute Beziehungen zur Großelterngeneration bestehen, von der angesichts der geographischen Lage anzunehmen ist, dass sie eher konservativ oder gar nationalsozialistisch und weniger im Arbeitermilieu sozialisiert gewesen sein dürfte.

Die kontinuierliche Präsenz von Grenzsoldaten in dem Wohnort dürfte auf die Bewohner des Ortes und so also auch auf Guido und seine Familie eine Wirkung haben. Diese Wirkung ist in zwei Ausprägungen denkbar: einmal könnte eine positive Identifikation mit diesen Soldaten, der Armee oder auch – vermittelt über das Militär – mit dem Staat insgesamt die Folge sein; andererseits ist aber auch ein Gefühl der Bedrohung und eine Haltung des Protests, vielleicht sogar des Widerstands denkbar. Guidos Eltern jedenfalls gehören nicht zur sozialistischen Intelligenz und verfügen über Westkontakte, waren auch verschiedene Male selbst im Westen, so dass eine Haltung der Indifferenz oder gar der Kritik gegenüber dem System erwartet werden kann, insbesondere dann, wenn ihre Westkontakte zu Nachteilen und Sanktionen seitens staatlicher Stellen geführt haben, was anhand der vorliegenden Daten nicht eindeutig zu bestimmen ist. Die Grenz-

soldaten dürften jedoch mit einem negativen Image versehen sein und ein Klima der Überwachung und Kontrolle schaffen. Guido wird sodann in einer Zeit geboren, in der die DDR als System gefestigt ist; das Erziehungs- und Bildungssystem ist etabliert, und Guido dürfte bis zum Alter von 10–12 Jahren die üblichen Jugendorganisationen durchlaufen. Allerdings ist erwartbar, dass ab Mitte der 80er Jahre, d. h. zu einem Zeitpunkt, als für Guido der Eintritt in die Schule erfolgt, die Auflösungserscheinungen der DDR (vgl. hierzu Häuser 1996) nicht ohne Rückwirkung auf das Familiensystem gewesen sind. Schließlich ist infolge des doch beträchtlichen Altersunterschiedes von 6 bis 7 Jahren zur älteren Schwester eine strukturelle Konfliktsituation angelegt.

*(2) Guido erkrankt 1979/80 im Alter von einem Lebensjahr an einer starken Gelbsucht. Er liegt einige Zeit im Krankenhaus.*

Über die Gründe von Guidos Erkrankung kann nur spekuliert werden. In jedem Fall ist jedoch auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass diese Gründe psychosomatischer Natur sind. Unabhängig davon lässt die Behandlung einer Gelbsucht eine Art Quarantäne-Situation erwarten. In einem Alter, in dem die Bindung an die Eltern enorm wichtig ist, muss Guido über weite Strecken die belastende, unter Umständen gar traumatisierende Erfahrung machen, dass seine Eltern nicht da sind. Daraus könnte ein Gefühl des Alleinseins entstehen mit der Folge von massiven Verlust- und Trennungsängsten allgemein.

*(3) Nach überstandener Krankheit durchläuft Guido die Sozialisations-Einrichtungen Kinderkrippe und Kindergarten.*

Schon recht bald nach seiner Genesung kommt Guido in die Kinderkrippe. Hier könnte man vermuten, dass sich das anzunehmende Gefühl des Alleinseins und die Verlust- und Trennungsängste verstärken könnten, denn auf die Einrichtung Krankenhaus folgt die Ein-

richtung Kinderkrippe und hier wie dort sind seine Eltern kaum präsent. Andererseits könnte diese Phase für ihn auch positiv besetzt sein, weil sie mit Anerkennung, Zuwendung, Aufmerksamkeit, Freundschaft etc. verbunden sein könnte.

*(4) Im Jahre 1982 machen die Eltern mit der Großmutter Urlaub in der Tschechoslowakei.*

Dieses biographische Datum könnte auf die wichtige Erfahrung der Familie als einer sozialen Einheit, in die Guido eingebettet ist, hinweisen. Sie könnte etwa bestehende Verlustängste mildern. Das Urlaubsziel könnte zufällig zustande gekommen sein. So galt die Tschechoslowakei neben Ungarn als beliebtes Reiseziel für Urlauber aus der DDR. Der Urlaubsort könnte unter Umständen jedoch auch signalisieren, dass Guidos Großmutter sudetendeutscher Herkunft und somit vielleicht stark pro-nationalsozialistisch oder stark anti-nationalsozialistisch geprägt ist.

*(5) Zwei Jahre später, 1984, wird Guido eingeschult.*

Die Einschulung und die Einrichtung Schule könnten etwaige Verlust- und Trennungsängste wieder verstärken. In der Folge wären schulische Probleme und Schwierigkeiten denkbar und naheliegend.

*(6) Bereits in der Grundschule bleibt Guido wegen Lernschwierigkeiten zweimal sitzen. Er muss in der Schule nachsitzen. Nachmittags und in den Ferien muss er mit der Mutter und der Schwester lernen. Er erfährt familiäre Gewalt vonseiten der Schwester und des Vaters.*

Mit den tatsächlich eingetretenen schulischen Schwierigkeiten wächst die Plausibilität der Annahme von den Verlust- und Trennungsängsten. Das gemeinsame Lernen mit Mutter und Schwester an den Nachmittagen und in den Ferien könnte zwar eine sozialintegrative Wirkung haben; wahrscheinlicher ist indes, dass die Familiensituation für

Guido problematischer wird. Er könnte sich als jemand begreifen, dessen soziale Kontakte über seine Probleme konstituiert werden. Sein Selbstbewusstsein dürfte sowohl innerhalb der Familie als auch im Verhältnis zu seinen Schulkameraden und Freunden nicht sehr stark ausgeprägt, sondern vielmehr stark beschädigt sein. In der Öffentlichkeit, d. h. bei seinen Mitschülern gilt er vermutlich als Versager, was möglicherweise mit entsprechenden Hänseleien verbunden ist. Vor allen Dingen erfährt er sich selbst als jemand, der ‚es‘ nicht packt.

Anerkennung findet er auch innerhalb der Familie nicht, da das Lernen mit der Mutter und der Schwester über einen längeren Zeitraum hinweg ohne Erfolg bleibt. Sowohl die Beziehungen zu seiner Mutter als auch und vor allem die zu seiner Schwester dürften schwieriger werden. Während im Verhältnis zu seiner Mutter eine austarierte Mischung aus Wut, Ärger, Enttäuschung einerseits und Liebe, Fürsorge und Mitleid andererseits erwartbar ist, dürfte sich in der Beziehung zu seiner Schwester, die ihre Freizeit für die Probleme ihres Bruders opfern muss, die Waagschale eher zugunsten von ersterem neigen. Dies wird bestätigt durch die tatsächliche Gewaltausübung durch die Schwester, die Guido schlägt, wenn er beim Lernen etwas nicht versteht. Bei Guido dürfte dies ebenfalls Gefühle der Aggression, d. h. der Wut auf seine Schwester und möglicherweise auch des Hasses auf sie hervorrufen, zumal sie ihm gegenüber in der Familie mit hoher Wahrscheinlichkeit als Vorbild präsentiert wird. Man könnte auf einen deutlichen Motivationsverlust bei Guido schließen mit der Folge einer Schulabbrecher-, Schulschwänzer-Karriere. Von hier aus ergeben sich zwei mögliche Entwicklungspfade, einmal die Suche nach Feldern und Kontexten, in denen er Bestätigung findet, und zum anderen eine Geschichte des stillen Erleidens. Das schulische Versagen Guidos, auf das er tendenziell reduziert werden könnte, ist für die Eltern zweifellos enttäuschend, möglicherweise, da Guido der einzige Sohn ist, für den Vater sogar mehr als für die Mutter. Dafür könnten die Schläge des Vaters ein Indiz sein. Der Vater trägt damit zur Erhöhung des Pegels

familialer Gewalt bei, ist vielleicht sogar ihre Ursache. Denn es eröffnet sich die Frage, ob Gewalt im vorliegenden Fall die strukturelle familiäre Interaktionsform ist, d. h. ob auch die Schwester Gewalt seitens des Vaters erfahren hat.

*(7) Die schulischen Probleme Guidos führen dazu, dass er von Schulpsychologen untersucht wird. Diese diagnostizieren eine Lernschwäche, die auf Fehler bei der Behandlung der Gelbsucht im frühesten Kindesalter zurückgeführt wird. In seiner Entwicklung, so der Befund, hängt Guido etwa ein Jahr hinter Gleichaltrigen zurück.*

Die psychologischen Gutachten können zweierlei Wirkung haben: sie können die Familiensituation entlasten, sie können sie aber auch weiter belasten. Für Guidos Eltern liegt eine, wenn man so will, objektive, wissenschaftliche Expertise vor, die eine eindeutige Ursache für die Schulschwierigkeiten identifiziert. Einerseits haben sie damit ein Dokument in den Händen, das in den extra-familialen Beziehungen als Nachweis der eigenen Schuldlosigkeit hinsichtlich des allseits erkennbaren Zustands von Guido benutzt werden kann. Andererseits belegt dieses Dokument aber auch zugleich, dass Guido eben nicht ‚normal‘ ist. In Guidos Familie, insbesondere bei seinem Vater, aber auch bei seiner Schwester, könnte eine Mischung aus beiden Einstellungen entstehen, in der sie nach außen die psychologischen Gutachten anführen, um Empathie und Mitleid zu erwecken, nach innen jedoch den Druck auf Guido erhöhen. Denkbar ist sodann allerdings auch, dass Guido nicht weiter berücksichtigt, sondern vernachlässigt wird. Für Guido selbst könnten die Gutachten die Funktion haben, dass er sich von eigener Schuld und der Notwendigkeit, sich weiter in der Schule anzustrengen, freispricht. In der Familie könnte demnach eine Spirale einsetzen, in der sich Guidos schulische Probleme und der familiäre Druck und die familiäre Gewalt gegenseitig verstärken.

*(8) Guidos Onkel ist Lkw-Fahrer und geht mit ihm angeln.*

Der Onkel könnte für Guido eine positive Bezugsperson darstellen. Augenscheinlich nimmt sich der Onkel Zeit für ihn und bringt ihm emotionale Wärme entgegen. Hier könnte sich Guido angenommen und anerkannt fühlen, weil er als Person und nicht nur als Problemfall wahrgenommen wird. Im Angeln findet Guido vielleicht Erfolgserlebnisse und Bestätigung, was sein Selbstbewusstsein aufwerten dürfte. Der Onkel könnte für Guido zum Vorbild werden, sowohl als Person wie auch im beruflichen Bereich. Andererseits verleiht ihm die herausgehobene Stellung als beinahe einzige Person, bei der Guido sich emotional angenommen fühlen könnte, eine gewisse Macht über Guido, die der Onkel positiv wie auch negativ nutzen könnte.

*(9) Im Alter von etwa 10 Jahren, d. h. im Jahr 1988, kommt Guido in die Hilfsschule. Er beginnt, den Unterricht zu schwänzen.*

Im gesamtgesellschaftlichen Kontext verstärken sich in dieser Zeit in der DDR die Auflösungs- und Zerfallerscheinungen. Ihre Wirkung auf die Familie könnte in verschiedenen Richtungen erfolgen. Eine eventuell bestehende hohe Identifikation mit dem System könnte aufgrund der aktuellen Entwicklungen untergraben werden und Hoffnungen und Erwartungen auf eine bessere Zukunft nähren. Die Familiensituation könnte sich dadurch entspannen. Denkbar wäre jedoch auch, dass eine mögliche hohe Identifikation mit dem sozialistischen Regime in einer gewissen Trotz-Haltung sogar noch verstärkt wird. Dies wäre vielleicht nur möglich um den Preis einer Verschlechterung des Klimas in der Familie. Sollte eine kritische Haltung zum System bestehen, wird diese verstärkt werden und möglicherweise zu einem offeneren Bekenntnis zur kritischen Haltung führen, eventuell auch mit der Folge konkreter Aktivitäten in der Oppositionsbewegung. Die Familiensituation könnte sich dadurch entkrampfen. Sollten aufgrund einer solchen Haltung jedoch Repressalien in der Schule und in ande-

ren gesellschaftlichen Institutionen eintreten, ist mit der Erhöhung des Drucks auf Guido zu rechnen. Guidos Schwester ist zu dieser Zeit 16 bis 17 Jahre alt, und es ist zu vermuten, dass sie die Sozialisationsrichtungen der DDR nahezu vollständig durchlaufen hat. Bei ihr kann mit drei grundsätzlichen Einstellungen gerechnet werden: überzeugte Anhängerin des Regimes, Mitläuferin, heimliche oder offene Kritikerin. Auch bei ihr können die Ereignisse in der Endphase der DDR zu einer Trotz-Haltung der fortgesetzten Systemtreue, zu einer Indifferenz und zu einer kritischeren Haltung gegenüber dem Regime geführt haben. Aufgrund der konfliktiven Grundkonstellation in dem Geschwister-Verhältnis könnte man annehmen, dass Guido in diesem Punkt eine Gegenposition zu seiner Schwester einnimmt.

Die Versetzung Guidos in die Hilfsschule könnte als neuerliche Verstärkung von Trennungs- und Verlustängsten wirken, indem die Eltern sich von ihrer Sozialisationsaufgabe durch die Übertragung dieser an eine entsprechend kompetente Institution entbinden. Dies würde auf den Entwicklungspfad Vernachlässigung hinauslaufen. Guido selbst scheint sich ebenfalls der Notwendigkeit der Sozialisation und eigener Anstrengungen in diesem Projekt zu entziehen, indem er der Schule fernbleibt. Die Gutachten, die ja belegen, dass er nicht ‚normal‘ ist, könnten ihm dabei als Entschuldigung dienen. Guido könnte sich selbst aufgeben, zumindest im schulischen Bereich, und sich auf anderen Gebieten Bestätigung suchen. In jedem Fall drückt sich in seinem Schwänzen eine Ablehnung der Institution Schule aus.

*(10) Rund ein Jahr später erfolgt die Wende, der endgültige Zusammenbruch eines politischen Regimes. In Guidos Wohnort sind die Grenzsoldaten nicht mehr präsent.*

Die Wende bedeutet für die gesamte Gesellschaft der ehemaligen DDR, also auch für die Familie von Guido und ihn selbst, eine Zeit massiver Veränderungen (vgl. die Beiträge in Bien/Kuhnke/Reißig

1999; sowie Vollbrecht 1993). Vormals grenznah könnte dieser Ort nunmehr einen enormen Aufschwung des Verkehrs erleben. Möglicherweise verändert sich die demographische und soziale Struktur des Ortes durch Zu- und Wegzüge. Nicht nur die politischen, sondern auch die wirtschaftlichen Folgen dürften gravierend sein. So könnte die LPG, in der Guidos Vater arbeitet, in erhebliche Schwierigkeiten geraten, und auch bei der Mutter könnte der Arbeitsplatz gefährdet sein. Bei der Schwester wiederum könnten Schwierigkeiten bestehen, einen Ausbildungsplatz zu finden. Die Belastungen und der Stress in der Familie dürften somit insgesamt zunehmen. Der Wegfall der Grenze und der Grenzsoldaten könnte einerseits als Bedrohung, andererseits als Befreiung empfunden werden. Die Wende könnte auch für Guido eine biographische Wende bedeuten; die Schule und auch die Lehrer und die Lehrmethoden könnten sich verändern, was positive Wirkungen auf Guido haben könnte.

*(11) Guido gerät durch einen Mitschüler in die Skinhead-Szene. In seiner Gruppe ist er einer der jüngsten. Er schließt mit einem Mitglied der Gruppe Freundschaft.*

Von einer Verbesserung der schulischen Situation erfahren wir nichts. Sie dürfte demnach auch nicht eingetreten sein, sondern sich vielleicht sogar noch verschärft haben. Vermehrtes Schwänzen und Sitzenbleiben könnten erfolgen. Indem er den schulischen Anforderungen nicht Genüge leistet, könnte die familiäre Situation prekärer werden. Andererseits dokumentiert er durch sein Verhalten allerdings auch deutlich und über einen längeren Zeitraum hinweg seine Ablehnung dieser Institution. Dies ist gleichbedeutend mit einer Abgrenzung gegenüber und mit einer Abnabelung von der Familie, sofern diese weiterhin Druck in Richtung Erfüllung der schulischen Pflichten ausübt. Sein Schwänzen könnte jedoch auch Folge eines elterlichen Desinteresses an seiner Person und seiner Biographie und Folge der Vernachlässigung sein. Die peer-group der Skinhead-Szene und insbesondere die



Freundschaft zu einem Mitglied der Gruppe, das die Entwicklungslinie, die durch den Onkel angelegt worden ist, weiterführen könnte, eröffnen Guido allerdings die Möglichkeit, soziale Beziehungen qua Gemeinschaftserleben in der Gruppe aufzubauen, Anerkennung und Bestätigung in der Gruppe zu finden und sein Selbstwertgefühl zu steigern. Bislang ist er in den Kontexten, in denen er sich bewegte, immer der ältere und zugleich der Nicht-,Normale‘ gewesen. Als einer der jüngsten in der Gruppe genießt er nun unter Umständen einige Freiheiten und den besonderen Schutz der Gruppe, und er erringt die Anerkennung eines Personenkreises, der sich ideologisch zumindest in der Nähe der rassistischen Vorstellungswelt von höherwertigen Menschen, die das Recht haben, gegen minderwertige Menschen vorzugehen, bewegt. Die damit verbundene Aufwertung seiner Person gelingt jedoch nur um den Preis einer allmählichen Verabschiedung von einer ‚Normal‘-Biographie und der Hinwendung zu einer Skinhead-Karriere.

*(12) Guido tritt in die Berufsschule ein. Seine Ausrichtung ist die Holz-Bearbeitung.*

Hierin liegt zunächst beruflich eine Chance für Guido. Nutzt er sie, findet er angemessene Unterstützung, oder steht er vor ähnlichen Problemen wie in den Schulen zuvor?

*(13) Guido erlebt zum ersten Mal, wie sich die Gruppe in Aktion, sprich bei einer Prügelei verhält. Die fast 30-köpfige Gruppe schlägt einen Schwarzen blutig.*

Diese Erfahrung eines gewalttätigen Verhaltens erinnert zunächst an die familiäre Gewalt. Bei letzterer erfährt sich Guido als Opfer, so dass er nachempfinden kann, wie es dem Schwarzen ergeht. Er weiß um den Schmerz und könnte Empathie für den Schwarzen aufbringen. Dies würde allerdings bedeuten, dass er sich von der Gruppe wieder

lossagen müsste. Ein solches Verhalten ist wenig wahrscheinlich, da er sich damit auch der Möglichkeit von Anerkennung, Bestätigung und emotionaler Wärme berauben würde. Naheliegender scheint infolgedessen eine Transformation vom Opfer-Sein zum Täter-Sein. Dies entspricht zum einen der empirisch häufig auftretenden Identifikation des Opfers mit dem Täter; zum anderen könnte Guido im Rahmen der Skinhead-Gruppe und ihrer gewalttätigen Aktionen die Möglichkeit extremer Gewaltanwendung und ein Ventil für seine in der und gegen die Familie bzw. einige ihrer Teile aufgestauten Aggressionen finden.

*(14) Guido nimmt an weiteren Prügeleien, nun auch aktiv, teil. Die Formen der Gewaltanwendung werden zunehmend stärker und brutaler. Guido ist nun polizeilich bekannt.*

Guido lässt sich also auf die Gruppe und ihre Umgangsformen ein. Wir können vermuten, dass er dem Image des Starken gleichzukommen versucht und sich in den Schlägereien in vorderster Linie bewegt. Sie dürften von ihm als eine Art Befreiung und Emanzipation erlebt werden, die auch die Gewalt-Eskalation erklären würde. Die angelegte Skinhead-Karriere dürfte sich verfestigen. Nahezu zwangsläufig muss Guido sodann auch mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Hier tritt Guido an eine Wegscheide. Entweder setzt er die Skinhead-Karriere mit aller Konsequenz fort, wofür die soziale Anerkennung, die er in der Gruppe erhält, spricht; oder der Konflikt mit der Staatsgewalt leitet einen Prozeß des Umdenkens ein.

*(15) Guido nimmt an neo-nazistischen Kameradschaftsabenden teil.*

Guido geht also auf dem Entwicklungspfad Skinhead nicht nur weiter, sondern möglicherweise sogar noch darüber hinaus, indem er sich der politischen Sozialisation durch die Kameradschaftsabende unterwirft. Der Besuch dieser Abende könnte auch als Suche nach Legitimation

für das eigene gewalttätige Handeln interpretiert werden. Möglich erscheint somit eine Wandlung vom Skinhead zum Neo-Nazi. Sollte jedoch die Skinhead-Gruppe weniger stark politisch orientiert sein, ist aufgrund ihrer hohen biographischen Relevanz für Guido anzunehmen, dass er bei der Gruppe bleibt und nicht in das Lager der Neo-Nazis wechselt.

*(16) Guidos Opa erzählt ihm vom Leben der Familie im Krieg.*

Der Kontakt mit der Skinhead- und anschließend der Neo-Nazi-Szene führt zu einer Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. In seiner Familie kann Guido sein diesbezügliches Informationsbedürfnis bei seinem Opa, zu dem er eine gute Beziehung unterhält und wo er soziale und emotionale Zuwendung erfährt, stillen. Die Erzählungen des Großvaters können seine Einstellungen einerseits bestärken, sie andererseits aber auch untergraben, was davon abhängt, was der Großvater wie erzählt. Da jedoch, wie bereits erwähnt, eine nationalsozialistische Sozialisation der Großeltern-Generation eher anzunehmen ist als eine im Arbeiter- und Widerstandsmilieu, bestätigen die Schilderungen des Opas vermutlich seine Ansichten.

*(17) Guido lernt eine Freundin kennen, von der er sich allerdings nach einigen Monaten trennt.*

Gehört diese Freundin ebenfalls zu der Skinhead-Gruppe, ist eine Verstärkung von Guidos Gruppen-Orientierung zu erwarten. Kommt sie indes nicht aus der Gruppe, so ergibt sich mit ihr die Möglichkeit einer biographischen Wende für Guido. Denn sie könnte einen Umdenkungsprozess in Gang setzen, in dessen Verlauf sich Guido von der Gruppe distanziert. Zu vermuten ist allerdings, dass selbst in dem zweiten Fall nicht mit Guidos Umorientierung zu rechnen ist, weil vor dem Hintergrund der Erfahrungen Guidos mit seiner Mutter und vor allem mit seiner Schwester das Verhältnis zu Frauen prinzipiell

schwierig und problematisch sein dürfte. Die biographische Relevanz der Gruppe ist für Guido mit einiger Verlässlichkeit größer als die Bedeutung einer Freundin für ihn, weil die Gruppe für Guido *die* biographisch positive Wendung darstellt.

*(18) Die Eltern versuchen, Guido aus der Skinhead-Szene herauszulösen.*

Der Entwicklungspfad Vernachlässigung ist kein durchgängiges Muster, denn die Eltern versuchen – unter Umständen auch aus einem Schuldgefühl heraus –, einen günstigen Einfluss auf Guido auszuüben und ihn von einem gefährvollen Entwicklungsweg abzuhalten. Unter Umständen bedarf es allerdings hierzu erst der andeutungsweise kriminellen Karriere ihres Sohnes und der Tatsache, dass er mit dem Gesetz und der Staatsgewalt in Konflikt gerät.

*(19) Guido wird in einer ersten Gerichtsverhandlung zu Arbeitsstunden und Bußgeld verurteilt.*

Dieser Umstand könnte die Aktivitäten der Eltern, Guido aus der Skinhead-Gruppe herauszulösen, weiter steigern. Eventuell fällt dies bei Guido auf fruchtbaren Boden, weil er die Verurteilung als ernstzunehmendes Warnsignal begreift. Andererseits gehört derartiges innerhalb der Gruppe sozusagen zum guten Ton und bedeutet demzufolge weitere Anerkennung und Bestätigung. Es ist somit zu erwarten, dass Guidos Verurteilung innerhalb der Gruppe bestärkt wird, zumal die Strafe nicht mit einer Inhaftierung verbunden ist.

*(20) Im Jahre 1995 folgen zwei weitere Gerichtsverhandlungen.*

Die Annahme, dass seine Bindung an die Gruppe durch die Verurteilung gestärkt wird, bestätigt sich. Eventuell unternehmen die Eltern weitere Versuche, Guido auf einen anderen Weg zu bringen.

*(21) In diese Zeit fällt der Tod des Großvaters.*

Dieser Todesfall dürfte angesichts der Bedeutung, die der Opa für Guido hatte, biographisch problematisch sein und zu einer Krise führen. Sie könnte in eine Abkehr von seinen politischen Einstellungen und seiner Bindung an die Gruppe führen. Vielleicht naheliegender ist jedoch, dass der Tod des Großvaters eher ein Anlass zur Festigung seiner politischen Einstellungen darstellt. Wenn der Großvater Teile des nationalsozialistischen Gedankengutes übernommen hat, was uns wahrscheinlich erscheint, dann könnte sich Guido in eine Kontinuitätslinie mit seinem Opa stellen.

*(22) Guido wird schließlich wegen schwerer Körperverletzung zu vier Jahren Haft verurteilt.*

Mit dem Eintritt in die Justizvollzugsanstalt wird der Kontakt zur Skinhead-Gruppe unterbrochen, zumindest aber deutlich erschwert. Es wiederholt sich hier eine Trennungserfahrung. Wiederum wird er von einer wichtigen sozialen Einheit, vormals seinen Eltern, nun der peer-group, getrennt. Die Verurteilung zu einer Haftstrafe könnte biographisch eine wichtige Zäsur bedeuten, weil die Unterbrechung des Kontakts zur Gruppe zu einer Identitäts-Schwächung infolge längerer Phasen der Deliberation und der Infragestellung führen könnte. Umgekehrt kann die Haft auch die Wirkung einer Identitäts-Stärkung annehmen, indem sich Guido in einem heroischen Kampf gegen das System wähnt und durch Widerstand und Renitenz auffällt. Die Länge der Haft spricht jedoch dafür, dass dies bestenfalls in der Anfangsphase zu erwarten ist und mit zunehmender Dauer eine Identitäts-Schwächung eintritt. Vieles hängt hierbei davon ab, ob und wie die Gruppe Kontakt zu ihm halten kann bzw. er zu der Gruppe. Sollte eine solche Identitäts-Schwächung eintreten, kann ein Suizidversuch nicht ausgeschlossen werden.

*(23) Zum Zeitpunkt des Interviews, Ende 1998, befindet sich Guido weiterhin in der Justizvollzugsanstalt. Er wird sozialpädagogisch und psychologisch betreut. Man attestiert ihm gute Führung.*

Weiterhin sind sowohl Identitäts-Stärkung als auch Identitäts-Schwächung infolge der Haft möglich. Seine gute Führung, die Erfüllung der an ihn gerichteten Anforderungen in der JVA, könnte rein instrumentell begründet und lediglich auf die Verkürzung der Haft ausgerichtet sein. Umgekehrt wirkt die sozialpädagogische und psychologische Betreuung eher in die Richtung einer Identitäts-Schwächung, also einer Reduzierung seiner Identifikation mit der Gruppe. Ob eine solche indes wesentlich über seine Haft hinaus reicht, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden.

#### **Zwischenbilanz:**

Aufgrund der hier vorgenommenen sequenziellen Analyse der biographischen Daten sind einige Rückschlüsse auf die Art und Weise, wie sich Guido Rössner in dem Interview präsentieren könnte, möglich. Präsentiert er eine Erfolgsgeschichte und stellt sich als jemand dar, der allen Widrigkeiten zum Trotz seinen Weg geht und mit all den sich auftürmenden Schwierigkeiten letztlich doch fertig wird? Wählt er die Selbstdarstellung einer Besserungsbiographie? Oder ist eine Opferbiographie, eine Leidensgeschichte, zu gewärtigen? Eine Gesamtschau der biographischen Daten lässt für meine Begriffe am ehesten eine Leidens- und Entschuldigungsgeschichte erwarten, die von dem Interesse motiviert ist, sich als Opfer darzustellen. Guido wird wohl darzulegen versuchen, wie er ohne eigenes Verschulden in die Malaise reingerutscht ist. Er könnte bestrebt sein, Entschuldigungen für sein Verhalten zu finden, und dabei die Bedeutung der ihm gutachterlich-psychologisch attestierten Entwicklungsbeeinträchtigung hervorheben. Bericht und Argumentation, gemischt mit einigen Beleg-Erzählungen, dürften dann die entsprechenden bevorzugten Textsorten sein.

### 6.2.1.2 Sequenzielle Text- und thematische Feldanalyse der Haupterzählung

Um den Interview-Text für die Analyse vorzubereiten, wird er in seiner zeitlichen Abfolge in Segmente zerlegt, so dass die temporale und thematische Textaufschichtung entschlüsselt werden kann. Zur Bestimmung der Segmentierung dienen Sprecherwechsel, Themenwechsel und Wechsel in den Textsorten Beschreibung, Argumentation und Erzählung. Daraus erwächst die sequenzielle Gestalt des Gesprächstextes. Wiederum unter Abstrahierung von dem tatsächlichen Fortgang des Textes werden Hypothesen und Lesarten über die Bedeutungsmöglichkeiten der unterschiedlichen Segmente und ihrer Verknüpfung gebildet, wobei insbesondere auf eine umfangreiche und breite Deutung des Interview-Anfangs geachtet werden sollte. Die Leitfrage dabei lautet: Warum wird ein Thema an dieser Stelle, in dieser Textsorte, in dieser Länge und mit dem Verweis auf welche möglichen thematischen Felder eingeführt oder ausgelassen? Im Schnittpunkt des interpretatorischen Interesses steht weniger die biographische Erfahrung an sich als vielmehr die Art und Funktion ihrer Darstellung im Interview.

Von besonderer Bedeutung ist der Beginn des Interviews und die Haupterzählung des Biographen. Als Eingangsfrage wird die Aufforderung an Guido gerichtet, sein Leben zu erzählen. Guido beginnt eine Geschichte mit *ich bin* (1: 6),<sup>5</sup> er bricht aber dann unvermittelt ab. Es folgt ein Dialog, in dem sich Guido um interaktive Rückversicherung und Orientierungshilfe bemüht, indem er fragt, ob er sagen soll, wann er in die Schule gekommen ist. Der Interviewer geht hierauf nicht ein, sondern sagt, dass Guido das erzählen möge, was er erzählen möchte.

---

<sup>5</sup> Zitationsangaben wie diese im Text zum Fall von Guido Rössner entstammen, soweit nicht anders kenntlich gemacht, der Interviewtranskription Kü-007. Die erste Zahl gibt die Seite, die zweite die Zeilenzahl an.

Diese Art des Interview-Beginns kann zum einen der Tatsache geschuldet sein, dass Guido derartige Interview-Situationen durchaus bekannt sind (Schule, Polizei, Gericht, Justizvollzugsanstalt), der konkrete Ablauf eines biographischen Interviews jedoch etwas von der ihm bekannten Praxis abweicht. Sie könnte jedoch auch darauf hindeuten, dass Guido jemand ist, der unsicher ist und Orientierungspunkte haben möchte. Er verlangt quasi eine genaue Anweisung, was Ausdruck eines autoritären Persönlichkeitsmusters sein könnte. Überdies könnte die Art des Beginns ein Zeichen dafür sein, dass Guido sich gerade unter den Vorzeichen seiner Inhaftierung darum bemüht, sich kooperativ zu verhalten. Sie könnte somit auch der Motivation entspringen, alles richtig zu machen. Die Nennung der Institution Schule könnte darauf hindeuten, dass Guido sein Leben in den Kontext von Institutionen stellt oder dass er mit der Schule einen, vielleicht sogar den problematischen Punkt in seiner Biographie benennt. Eine weitere Lesart wäre, dass er mit der Nennung des thematischen Feldes Schule das Gespräch auf ein für ihn unproblematisches Gebiet lenken möchte, ein Gebiet, auf dem er sich sicher fühlt und das verhindert, dass andere für ihn schwieriger zu bewältigende Themen angesprochen und behandelt werden. Oder Schule war ein prominentes Thema in Situationen, an die Guido durch das Interview erinnert wird.

Da der Interviewer Guido hier keine weitere Hilfestellung gewährt, bleibt es also Guido überlassen, wo und mit was er beginnt. Mittels der Textsorten Bericht und Argumentation erklärt Guido im Rahmen von 10 Zeilen seine derzeitige Situation und die Genese seiner Probleme. Er erwähnt, dass er im Alter von ein bis zwei Jahren eine starke Gelbsucht hatte. Im Krankenhaus seien ihm deswegen (dem üblichen medizinischen Untersuchungs- und Behandlungsgang entsprechend) Spritzen in den Kopf gesteckt worden; ebenso sei ihm Blut *abgezogen* (1: 12) worden. Psychologen hätten dann herausgefunden, dass wäh-



rend dieser Behandlung Nerven oder dergleichen so stark beschädigt und in Mitleidenschaft gezogen worden seien, dass er nun in der Entwicklung rund ein Jahr hinter Gleichaltrigen zurückhänge, was auch teilweise die Ursache seiner Aggressionen sei. Die Darstellung wirkt grobschlächtig, beinahe archaisch und brutal. Sein Hinweis auf seine nachhinkende Entwicklung weckt sofort den Eindruck, dass es sich hier um eine verobjektivierende und geschönte Darstellung handeln könnte und eine Opfer- oder Entschuldigungsbiographie zu erwarten ist. Da die Aggressionen angeblich ihre Wurzeln in einer Krankheit haben, kann er selbst auch nicht für seine gewalttätigen Handlungen verantwortlich und somit schuldig sein. Er sieht sich quasi aus der Sicht der Psychologen, die ihn untersucht haben, also praktisch von außen. Allerdings sind auch weitere Lesarten denkbar. So könnte die Hinzufügung des etwas verächtlich wirkenden Attributs *irgendwelche* (1: 14) zum Begriff Psychologen darauf hinweisen, dass er das ganz anders sieht als die Psychologen und er gar nicht so sei wie diese denken. Sodann fällt die Benennung der Krankheit als eine Teil-Ursache seiner Aggressionen auf. Ganz gleich, ob die Hinzufügung des Wörtchens *teilweise* (1: 17) bewusst oder unbewusst erfolgt ist, sie zeigt an, dass es eben auch noch andere Ursachen seiner Aggressionen geben kann. Erfolgte die Hinzufügung bewusst, dann glaubt er zu wissen, worin die anderen Ursachen liegen; erfolgte sie unbewusst, dann kann dies als Signal für den Interviewer verstanden werden, nach diesen anderen Ursachen zu forschen. Diese Wurzeln könnten in seinem eigenen Ich, in seiner Familie und seiner Verwandtschaft, in seinem Freundeskreis oder auch in externen Bezügen verortet sein.

Es folgt sodann in Berichts- und Argumentationsform eine fünfzeilige Schilderung seines Werdegangs nach Institutionen: Kindergarten, Grundschule, Hilfsschule. Hierbei fällt auf, dass Guido Passiv-Konstruktionen wählt. Nicht er selbst handelt offenbar, sondern mit

ihm wird etwas gemacht, und dieses Etwas wird von ihm eigentlich nicht gewünscht. Ganz besonders deutlich wird seine Kritik an dem Umstand, dass mit ihm etwas gegen seinen Willen gemacht wird, in seiner Formulierung, dass er sich von seinen Eltern auf die Hilfsschule *abgeschoben* (1: 23) fühlte. Dies verweist auf eine dingliche Beziehung und ist somit Indiz für ein schwieriges und problembehaftetes Eltern-Sohn-Verhältnis, wobei es sich angesichts seiner Wortwahl um beide Elternteile zu handeln scheint. Dies schlägt sich bei ihm in einer Verweigerungshaltung nieder. Guido bleibt zweimal sitzen; in der Hilfsschule beginnt er, die Schule zu schwänzen. Als zusätzliche Begründung für sein Verhalten führt er an, dass ihn Schule überhaupt nicht interessiert habe. Damit deutet er an, dass er an und für sich in der Lage gewesen wäre, den schulischen Anforderungen Genüge zu leisten, er dem aber willentlich nicht entsprochen habe. Guido führt sich demnach als Subjekt in einer Verweigerungs-Position ein. Dies scheint indes nicht in eine Haltung des aktiven Widerstands und der Rebellion umzuschlagen, denn er durchläuft ja dennoch die genannten Institutionen. Den institutionellen Zwängen entzieht er sich lediglich durch Fernbleiben. Dies lässt möglicherweise auf eine Schulschwänzer- und -abbrecherkarriere schließen.

Wiederum in der Form eines Berichts und einer Argumentation erfolgt eine 12-zeilige, sehr kontrolliert wirkende Darstellung, wie Guido in die Skinhead-Szene gelangt, wie seine Eltern versuchen, ihn aus der Szene wieder herauszulösen, und wie er dennoch in der Szene verbleibt und anschließend mit Polizei und Justiz in Berührung kommt. Erneut wählt Guido Passiv-Konstruktionen; er sagt, er sei quasi ohne eigenes Zutun *in die Skinheadszenen=ringekommen* (1: 26). Als Grund hierfür führt er von neuem an, dass er sich von seinen Eltern beiseite geschoben gefühlt habe. Ganz anders sein Befinden in der Szene; hier fühlt er sich offensichtlich wohl; denn er benutzt einen positiv besetzten Begriff, indem er formuliert, dann sei es *richtig*

(1: 26) losgegangen. Deutlich wird in diesem Abschnitt auch, dass seine Eltern ihn nicht durchgängig als beliebig verschiebbares Objekt und ohne Emotionen betrachten bzw. er sich von seinen Eltern so behandelt fühlt. Sie locken ihn mit Angeboten wie Moped, Führerschein und Fernsehgerät. Es sind also materielle Angebote, die sie ihm unterbreiten, und vielleicht liegt darin ein Problem. Denn er selbst, als Subjekt, lehnt die Offerten aus eigenem Antrieb ab. Unter Umständen will er damit klar machen, dass er andere Angebote, etwa emotionaler Natur, vermisst. Die Entscheidung scheint ihm jedoch schwer gefallen zu sein, wie die Formulierung, er habe *zwischen=zwee=Stühlen gesessen* (1: 33), anzeigt. Daran könnte man die Frage knüpfen, für welchen der beiden Stühle er sich in der Gegenwart entscheidet oder ob er möglicherweise heute auf einem dritten Stuhl sitzt, von dem wir noch nichts wissen. Jedenfalls fährt er fort, dass er auf dem damaligen Stuhl, d. h. *durch die Skinheadszene sehr tief abgerutscht* (2: 35–36) sei. Mit dieser drastischen Wortwahl könnte er anzudeuten versuchen, dass er unverschuldet abgerutscht war, nun aber diese Problemsituation erfolgreich bewältigt hat. Dies würde auf eine Leistungs- und Besserungs-Biographie hinauslaufen.

Die sich daran anschließenden sechs Zeilen führen die Darstellung fort. In seiner Haft erhält Guido praktisch von Beginn an psychologische Betreuung – wegen seiner Aggressionen, wie er sagt. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie Guido den Interviewer wahrnimmt. Sieht er ihn als Bestandteil dieses psychologischen Systems in der Haftanstalt, oder sucht er lediglich nach einem interessanten Gespräch mit einer externen Person? Seine Sprache bedient sich dabei jedenfalls des psychologischen Jargons. Steuert Guido eine Läuterungs-Biographie an, dann wäre hier die geeignete Stelle, diese darzulegen. Andernfalls würde die Läuterung wenig glaubwürdig sein.

In der Tat präsentiert sich Guido im folgenden 5-zeiligen Abschnitt in der Textsorte Argumentation als jemand, der sein Leben wieder in den Griff bekommt. Dazu mag der strukturierte Gefängnisalltag positiv beitragen, aber auch die damit verbundene Zeit und die Muße für Selbstreflexionsprozesse. Neben der Hilfestellung durch die Psychologen erwähnt Guido auch die seiner Eltern, worin aufscheinen könnte, dass sich das Eltern-Sohn-Verhältnis wieder gebessert hat. Gleichzeitig klingt in der Wortwahl jedoch schon an, dass der Läuterungsprozess noch nicht beendet ist, denn Guido sagt nicht, dass er sein Leben nun wieder im Griff *hat*, sondern er gibt lediglich an, dass er sein Leben *langsam* und *einigermaßen* wieder in den Griff *kriegt* (2: 45–46). Eventuell glaubt er somit selbst nicht vorbehaltlos an seine Läuterung. Auch benutzt er für seine Läuterung einen etwas floskelhaften Ausdruck. So ganz scheint er die Skinhead-Vergangenheit noch nicht hinter sich gelassen zu haben, denn er formuliert vorsichtig, dass er mit der Skinhead-Szene *eigentlich=nüsch=mehr zu tun* (2: 50) habe. Dieser Schluss liegt insbesondere dann nahe, wenn es sich bei dem Wort *eigentlich* nicht nur um ein von ihm häufig benutztes Füllwort handelt, was zu prüfen ist.

Über zehn Zeilen hinweg erfolgt im Anschluss daran eine Argumentation, in der er darlegt, warum er mit seinen Eltern trotz allem Glück habe und er sie hinter sich weiß. Er übernimmt quasi die Perspektive seiner Eltern und schreibt den Konflikt mit ihnen seinem unpassenden Äußeren (Glatze, Stiefel, Bomberjacke) zu. Das erregt zunächst den Verdacht, es handele sich hier um eine sozial erwünschte Äußerung, der das Muster des verlorenen, dann jedoch zur Besinnung gekommenen Sohnes zugrunde liegt. Die Äußerung wirkt jedoch durchaus authentisch und glaubhaft. Wichtig ist zudem, dass nach seinen Worten das Wesentliche des Konflikts mit den Eltern in dem Äußeren verortet ist. Skinhead zu sein, wäre dann nicht wegen sachlicher Inhalte problematisch, sondern weil es Ärger mit den Eltern produ-

ziert. Ihnen rechnet es Guido hoch an, dass sie in dem betreffenden Zeitraum *sehr tolerant* (2: 58) gewesen seien. Damit könnte gemeint sein, dass die Eltern zwar das Äußere missbilligen, sie selbst aber zumindest in einigen inhaltlichen Punkten des Skinhead-Daseins mit den Skinheads konform gehen. Oder Toleranz bedeutet für Guido, dass man ihn machen lässt und ihn achtet. Guido schließt seine Haupterzählung sodann lachend mit dem Satz, dass er nun nicht wisse, was er sagen solle.

### ***Zwischenbilanz:***

Mit einiger Verlässlichkeit können wir erwarten, dass es Guido im weiteren Fortgang des Interviews zunächst um eine Entschuldigungs-Biographie geht, die ihn quasi als Opfer der Naturgewalten darstellt. Guido präsentiert sich als Objekt der Ereignisse; er kann für seinen Zustand nichts; seine schulischen Schwierigkeiten wie auch seine Aggressionen sind für ihn praktisch wie eine Virus-Infektion, die ihn überfallen hat, wie eine Krankheit. Lediglich in der Verweigerung zeigt er sich als autonom handelndes Subjekt. Seine Verweigerungshaltung schreibt Guido ursächlich seinen Eltern zu. Die Verlust- und Trennungsängste, die Guido schon in frühester Kindheit in starkem Maße durchlebt hat, verstärken sich, als Guido von seinen Eltern auf die Hilfsschule *abgeschoben* wird. Die Familiensituation ist damit grundsätzlich prekär. Die sich in Verweigerung artikulierenden autonomen Anteile seiner Biographie nehmen infolgedessen im Zeitverlauf einen immer größeren Raum ein und führen dazu, dass er sich einer Skinhead-Gruppe anschließt. Wir können vermuten, dass die Bindung an die Gruppe außerordentlich stark sein dürfte, weil sie zum Familienersatz wird. Hier bekommt er unter Umständen die Anerkennung und Zuwendung, die er in seiner eigenen Familie vermisst. Indiz hierfür ist seine Ablehnung der materiellen Angebote seiner Eltern für den Fall, dass er der Gruppe den Rücken kehrt. Nachdem er im Kontext der Skinhead-Gruppe mit dem Gesetz in Konflikt geraten und zu

einer vierjährigen Haftstrafe wegen schwerer Körperverletzung verurteilt worden ist, bekennt sich Guido zumindest verbal wieder zu seinen Eltern. Hierbei gilt es auch zu bedenken, dass es sich um eine Interview-Situation handelt, die für ihn mit Inhaftierung verbunden ist und in der er sich instrumentell um die Präsentation einer Besserungs-Biographie bemühen könnte. Es ist folglich Skepsis gegenüber dieser Aussage angebracht, zumal der Prozess der Distanzierung gegenüber der Skinhead-Gruppe seinen eigenen Worten zufolge noch nicht vollständig ist.

### *6.2.1.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte*

Dieser Arbeitsschritt dient der Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte und der Identifizierung der funktionalen Bedeutung der jeweiligen biographischen Erlebnisse für die Gesamtstruktur der erlebten Lebensgeschichte. Dazu werden die biographischen Erlebnisse mit den Erzählungen und der Selbstdeutung des/r Befragten konfrontiert.

Im Anschluss an die Haupterzählung fragt der Interviewer Guido nach dessen frühester Erinnerung und bekommt einen Urlaub der Familie mit der Großmutter in der Tschechoslowakei genannt, als Guido etwa vier Jahre alt war. Die Analyse dieser Textstelle ergibt eine Differenz zwischen der Aussage Guidos, er habe mit seiner Oma immer nur gute Sachen gemacht, und seiner Unfähigkeit, auch nur eine einzige Beleg-Situation zu erzählen. Daraus kann auf ein doch nicht rundum harmonisches Verhältnis zwischen Oma und Enkel geschlossen werden. Des Weiteren macht diese Textstelle auch deutlich, dass die Benennung der Gelbsucht in der Eingangserzählung nicht zu Guidos aktivem Erinnerungsschatz gehört. Guido bestätigt diese Annahme in der folgenden Sequenz über die Gelbsucht und seinen Krankenhausauf-

enthalt; sein Wissen darüber stammt von seiner Mutter. Unabhängig davon wird jedoch die Funktion deutlich, die die Gelbsucht für Guido hat. Er schildert sie in ungemein drastischen Worten. Danach habe er die schlimmste Gelbsucht auf der ganzen Station gehabt, die es erforderlich gemacht habe, ihn in Quarantäne, in einen Glaskasten zu legen und ihm aus dem Kopf Blut abzusaugen. Er wiederholt also das Bild aus der Haupterzählung. Gleichzeitig deuten sich auch seine Trennungs- und Verlustängste an, denn in dieser Zeit, in der er schwer krank war, haben ihn seine Eltern *ab und zu* (5: 138) besucht.

Die Gelbsucht dient ihm als Aufhänger für die folgende Sequenz. Aufgrund seiner späteren Probleme in der Schule wird ein Schulpsychologe zu Rate gezogen, der diagnostiziert, dass Guido in der Entwicklung ein Jahr hinterherhinkt. Daraufhin versuchen die Eltern an die medizinischen Unterlagen zu gelangen und schalten diesbezüglich einen Anwalt ein. Sie erhoffen sich davon den Nachweis, dass die Ärzte in der Behandlung gepuscht haben, was eine kleine Entschädigung oder Rente für Guido bedeuten könnte. Allerdings seien sämtliche Unterlagen vernichtet gewesen. Der Tatbestand des ärztlichen Pfusches mit der Folge bleibender Schäden bei Guido ist jedoch bei ihm und auch in der Familie eindeutig durch die Ergebnisse der schulpsychologischen Untersuchungen nachgewiesen. Für Guido hat dies in seiner Gerichtsverhandlung stark strafmildernd gewirkt; nach eigener Aussage hätte er ohne diesen Umstand nicht vier, sondern fünf bis acht Jahre erhalten. *Durch die Gelbsucht, also durch dass ich een Jahr zurückliege, hab ick ja och: /na ja ((leise)) Glück gehabt sonst hätt=ick=ja=noch=mehr=Jahre=gekriegt, (...) denn hätte ick (vielleicht=acht) Jahre gekriegt, /na ja ((leise)), (da wurde diet) anerkannt, und hätten=se=diet=nich=anerkannt, dann hätte=ick=vielleicht-, na fünf- (...) fünf acht gekriegt (2) /jo ((leise))* (4: 125–131). Die Gelbsucht wird somit also medizinisch, psychologisch und juristisch ein enorm wichtiger erklärender Faktor, und dessen ist sich

Guido durchaus bewusst; er internalisiert dieses Begründungsmuster, weil es biographisch entschuldigend wirkt.

Die Zeit des Kindergartens ist für Guido im Gegensatz zu seiner Zeit in der Kinderkrippe positiv besetzt. Während er bei letzterer anführt, dass man dort nichts machen können und es auch Ärger gab (der allerdings nicht konkreter benannt wird), ist es im Kindergarten *lockerer* (6: 172). Die Erzieher dort hätten ihn *och schon so=n=bisschen gemocht* (5: 161). Dies schreibt er indes nicht sich selbst, sondern der Tatsache zu, dass sein Vater für den Kindergarten eine wertvolle Person war, weil er in seiner Freizeit Spielsachen und Möbel unentgeltlich für die Einrichtung repariert habe. Zuwendung, so seine mögliche Selbstwahrnehmung, wird ihm nur zuteil aufgrund der Leistung seines Vaters. Er hat jedoch auch einen Freund, Sebastian, mit dem er *durch dick und dünn* (6: 196) geht. Da Sebastians Mutter in dem Kindergarten als Erzieherin arbeitet, genießen die beiden einige Privilegien. So dürfen sie sich *mehr=erlauben=als=die=anderen* (7: 200). Diese Freundschaft währt bis in die Schulzeit hinein, bricht aber nach externer Intervention ab, weil Guido schließlich auf die Hilfsschule geschickt wird.

Die Schulzeit wiederum ist durchgängig negativ besetzt. Schule im Allgemeinen und Lernen im Besonderen hätten ihm nicht gefallen, das Essen sei schlechter gewesen, *rumblödeln* (8: 248) habe man nicht dürfen, und überhaupt sei alles streng gewesen. Guido präsentiert sich als sehr nervöser Schüler mit erheblichen Schulproblemen. Einen Teil der Schuld hierfür schreibt er seiner Lehrerin zu, die anfangs zwar nett und freundlich gewesen, aber nach einer Woche plötzlich *richtig streng* (9: 261) geworden sei. Dies wird in seiner Evaluation klar: *seitdem: hab ick irgendwie so=n=bissel Angst gehabt vor der Schule* (9: 262–263). Schule war für Guido *en bisschen Horror* (9: 270), weil er viele Fehler in seinen Hausaufgaben hatte und deshalb die Dinge



mehrfach schreiben und auch nachsitzen musste. *Purste Schikane* (27: 844) und *die Hölle* (27: 843) sei das gewesen, zumal die Lehrerin die Taschenkontrolle in geradezu sadistischer Manier betrieb. Außerdem habe sie sich nur den guten Schülern und Schülerinnen zugewendet, und die schlechten vernachlässigt. Der Lehrerin wird damit nicht nur ein verwerfliches, weil aus niederen Beweggründen motiviertes Verhalten attestiert, sondern letztlich auch inhaltliche Inkompetenz und ein Versagen als Lehrerin. Darüber hinaus habe sie sich auch des Diebstahls seiner Matchbox-Autos, die er von seinen Verwandten in Westdeutschland geschenkt bekommen habe und wegen der sie *son=bissel neidisch* (28: 884) gewesen sei, schuldig gemacht.

Guidos Eltern müssen aufgrund der schulischen Schwierigkeiten seiner Darstellung nach einmal pro Woche in die Schule kommen und treten sogar in den Elternbeirat ein. Oberflächlich betrachtet wertet Guido dies so, dass seine Eltern lediglich wissen wollten, wie er sich in der Schule mache, und dass er sie hinter sich gehabt habe. Allerdings deutet seine Formulierung *ob ick da faul bin* (9: 289) darauf hin, dass er die elterlichen Aktivitäten vielleicht auch eher als Form der Kontrolle und als Druckausübung empfunden hat.

Die sich daran anschließende Sequenz bestätigt diese Annahme. Guido berichtet von schlechten Zensuren in nahezu allen Fächern, so dass es dann zu Hause Ärger gab. Wenn der Vater von der Arbeit zurückgekommen sei, dann, sein Vater sei ja *keen Schlägertyp* (10: 305–306), aber da habe er schon *öfter mal wat druff gekriegt* (10: 306). Aus Angst vor den Schlägen und in seiner Not beginnt Guido dann, die Hefte zu verstecken, die entsprechenden Seiten rauszureißen, Ausreden für fehlende Unterschriften der Eltern zu erfinden und die Unterschriften der Eltern zu fälschen. Dies kann nicht lange gut gehen. Als die Sache dann auffliegt, sind seine Eltern und besonders sein Vater sehr enttäuscht, und es gibt Ärger, doch

ohne Schläge, wie Guido betont. Nach dieser Geschichte seien seine Eltern dann aber verständnisvoller geworden, das Verhältnis zu ihnen habe sich gebessert, und er habe seine schlechten Noten zeigen können. Nach Gesprächen mit der Schulleitung und der Lehrerin entspannt sich die Situation für Guido auch in der Schule ein wenig.

Seine Mutter fängt an, nachmittags und abends mit ihm zu lernen, doch ohne greifbare Resultate. An dieser Stelle erhält das nahezu durchgängig positive Bild, das Guido von seiner Mutter entwirft, einige Risse. So habe sie ihn zwar in bestimmten Situationen gegen den Vater unterstützt. Als Guido etwa von seinem Vater verdächtigt wird, im Keller ein Regal mit Gläsern mutwillig beschädigt zu haben, um sich dafür zu rächen, dass der Vater Guidos Musikkassetten und CDs vernichtet hat, bestätigt die Mutter jedoch Guidos Unschuld. In den Worten von Guido hört sich das wie folgt an: *hätt=meene=**Mutter**=mir=diet=nich bestätigt allet (1) ick=hätt=garantiert=n=paar=off=die=**Fresse** gekriegt (67: 2153–2154) und er fügt an: Ick=mein=mein=Vadder=is=zwar=nich=der=**Schlägertyp** so aber (2) ((atmet tief)) /ja ((leise)) wenn er **aus:rastet-**, (5) /ja ((leise)) is=immer=so=ne=**Sache**=bei=meinem=Vadder, (...) den **Bogen** sollte man bei ihm nich überspannen, denn so is er der Ruhigste aber der kann och anders (67: 2156–2160). Im Zusammenhang mit den unzähligen Lernsituationen am Nachmittag und am Abend wird jedoch auch der Eindruck einer beschützenden Mutter durchbrochen; sie wird in diesen Situationen zusehends ungeduldiger, lauter und strenger.*

Wie sich bereits angedeutet hat, ist der Vater offensichtlich ein sehr strenger Vater, der auch zu Prügel greift. Die Gelegenheiten hierfür sind wegen Guidos Schulproblemen und seinen schlechten Zensuren zahlreich. Hinzu kommt der Alkohol-Konsum des Vaters. Der junge Guido kann nicht verstehen, dass der Vater ihn schlägt, weil die Schwierigkeiten in der Schule ja auf Guidos Unvermögen zurückzu-

führen sind. In Guidos Worten: *der hat **genau** gewusst dass= ick=in=de=Schule **Schwierigkeiten** hatte=dass=ick=nich=**konnte*** (67: 2164–2165). Als Folge davon trifft Guido bestimmte Vorkehrungen, um die Zahl solcher Gelegenheiten zu reduzieren; so versteckt er etwa die Hefte mit den Klassenarbeiten. Desgleichen greift er zu Maßnahmen, die die Wirkung der Schläge reduzieren sollen und die gleichzeitig als ein Indiz für die Härte der Schläge gewertet werden müssen: *deswegen ((leise)) (2) wo=ick=manchmal=genau=gewußt habe, äh, dass-, dass ick heut=n: **Heft** gekriegt hab wo ne: **fünf** drinne war, hab ick abends schon immer **drei** Pullover mir angezogen=**zwee**=Trainingshosen und so damit=diet=nich=**allzu**=doll weh tut* (67: 2173–2175).

Seine Schwester muss – wie die Mutter – ebenfalls mit Guido lernen, nachmittags und auch in den Ferien. Für ihn ist dies *der **Horror*** (13: 396) und sogar schlimmer als das Lernen mit der Mutter. Denn sie schlägt ihn und er bekennt, Angst vor ihr zu haben: *die: war **ziemlich** schnell-, also, die hat **keene Geduld** gehabt, hat=gleich **Zack** /((lautmalerisch)) g-, gleich **geknallt** also, /((atmet tief)) ick hab da **schon oft Dresche** gekriegt von ihr* (15: 482–484). Das Verhältnis zu den beiden Frauen-Figuren in Guidos Familie und besonders zu seiner Schwester ist folglich problembehaftet. Ein weiteres Resultat der Lern-Erfahrungen könnte sodann ein grundsätzlich problematisches Verhältnis zu Frauen sein, worauf zurückzukommen sein wird.

Zweimal betont Guido, dass er Angst gehabt habe, mit seiner Schwester allein im Haus zu sein, obwohl er sein Verhältnis zu ihr heute als *einwandfrei* (17: 44) bezeichnet, weil sie sich ***jewaltig** geändert* (17: 41) habe und ihm etwa Geld und Kleidung in die JVA schicke und ihn dort auch besuche. Damals jedoch habe sie ihm Angst eingejagt, indem sie während des Mittagsschlafes das Zimmer abgedunkelt, sich als Gespenst verkleidet und ihn mit teufel- und schlangen-

förmigen Luftballons verfolgt habe. Guido evaluiert: /also, diet, ((leise)) war, schon **schlimm** (1) na ja, also für **ihr** war et **Spaß**, (...) /für mich war et ((leise)) **Angst blanke Angst** /war diete ((leise)) (18: 74–76). Auch mit den Aalen, die sein Onkel gefangen habe, habe sie ihn in der Wohnung verfolgt. *Ick hab immer **Angst** vor die **Aale** gehabt die warn=zwar=schon=tot=gewesen aber meine Schwester=hat=mich=trotzdem=noch=geärgert die is=mir=in=der=Wohnung=hinterhergerannt damit und (2) **damals**=war=et=schon=schlimm-, **damals**-, sie wollte mich wohl **ürgern, stünkern** (3) damals ja also, hab ick **Angst** gehabt vor meiner Schwester* (18: 580 – 19: 583).

An dieser Stelle muss die Frage aufgeworfen werden, ob sich hier eine allgemeine Grundstruktur dieser Familie offenbart. Gehört Gewalt zur Familien-Kultur? Hat die Schwester selbst Gewalt-Erfahrungen in der Familie gemacht? Verweist die Nennung von schlangenförmigen Luftballons und Aalen gar auf das Thema Sexualität? Deutet sich hier ein sexueller Konnex an, handelt es sich hier um sexuelle Gewalt? Wenn ja, ist davon nur die Schwester oder vielleicht auch Guido selbst betroffen?

Guido versucht, sich dem Lernen mit Mutter und Schwester zu entziehen, indem er erst spät aus der Schule und von Freunden zurückkommt, indem er angibt, keine Hausaufgaben machen zu müssen und die Aufgaben vor der Schule von Schulkameraden abschreibt. Er sondert sich auch von den Mitschülern ab und wendet sich anderen Freunden zu, was seinen Eltern missfällt. Erste Versuche, sich wegen der Schläge seiner Schwester seiner Mutter zu offenbaren, schlagen fehl; seine Mutter glaubt ihm nicht und bezichtigt ihn, die Unwahrheit zu sagen. Seine Schwester würde ihn doch niemals schlagen. Guido stellt hier einen Zusammenhang her zu der Tatsache, dass sie Klassenbeste sei und bei ihr alles **ordentlich**, (...) **sauber** (...) **fein** und **exakt** (21: 654–655) sein müsse. Auch würden ihm die Eltern nicht

glauben, weil er ja bereits in schulischen Dingen gelogen habe. Schließlich wird der Vater jedoch Zeuge eines derartigen Vorfalls.

Zuwendung und Aufmerksamkeit erhält Guido von seinem Onkel, der bei der Stadtreinigung Lkw-Fahrer ist. Der Onkel wird als **immer: sehr korrekt** (21: 679), **ziemlich lustig** (21: 680), **nich streng** (22: 682) und **sehr tolerant** (23: 734) beschrieben und als jemand, der sich seine eigene Meinung bilde, mit dem man reden und bei dem Guido sagen könne, was er denkt. Mit ihm fährt er angeln, auch nachts, mit ihm hat er beim Angeln Erfolgserlebnisse, die ihn aufbauen. Er fühlt sich dann nicht mehr so verloren. Zwar habe er von seinen Eltern alles bekommen, trotzdem habe er sich **verloren** (22: 692, 696), **nich=so=mehr so dazugehört** (22: 703) und **in die Ecke gestellt** (22: 708) gefühlt. Der Onkel ist also eine positive Identifikationsfigur.

Die Gefühle des Verloren-Seins verstärken sich, als Guido von seinen Eltern auf die Hilfsschule, die *Hammeruni* (23: 739), gegeben wird. Deutlich wird dies in folgender Evaluations-Passage: *ick=hab=mich=dann=irgendwie: vollkommen-, na ja, also abgeschoben gefühlt, so=uff=die=Art ach, du gehst jetzt zur Hammeruni, du musst jetzte, off der normalen Schule hättest=du=diet=sowieso=nich=mehr=geschafft und: man hat mich jar nich mehr gefragt, diet=diet=diet hat ihn jar nich interessiert (...) wie ick darüber denke* (23: 741 – 24: 747; ähnlich: 64: 2065–2067). In einem späteren Teil des Interviews gibt Guido eine Belegerzählung hierfür. Während einer Familienfeier, auf der sein Vater reichlich dem Alkohol zugesprochen hat, äußert sich dieser abfällig und voller Scham darüber, dass er einen Sohn hat, der zur Hilfsschule gehen muss, wohl wissend, dass er doch selbst seinen Sohn auf diese Schule gegeben hat. Guido sieht hier **zwee: Gesichter** (65: 2083) seines Vaters und evaluiert: *von dem Tach an, weiß=ick=nich=hab=ick=irgendwie=och=nich=mehr=so=n: richtig guten Kontakt zu meenem Vadder gehabt* (65: 2085–2086).

Guido beginnt in der *Hammeruni*, verstärkt die Schule zu schwänzen. Um dies zu ändern, erhöhen seine Eltern sein Taschengeld, so dass er weitaus mehr Geld als seine Mitschüler bekommt. Auch Fernsehgerät, Führerschein und ein Moped werden ihm in Aussicht gestellt, was durchaus verlockend für ihn ist. Doch er sagt: *ick wollte nich mehr zur Schule gehen* (24: 767–768) und führt sich damit erstmals als autonom handelndes Subjekt ein. Er beginnt, selbst Geld zu verdienen, um nicht mehr auf die Eltern angewiesen zu sein und um ihnen und auch sich etwas zu beweisen.

In diese Zeit fällt vermittelt über einen Mitschüler an der Hammeruni sein Einstieg in die örtliche Skinhead-Szene am Bahnhof, die für ihn eine völlig neue Erfahrung konstituiert. Hier, so stellt er in verwundertem Tonfall fest, wurde er *janz jut offgenommen* (31: 999–1000); *ick hab da=mir=mit=Leuten unterhalten als=ob=ick=mir=schon mit die Leute ewig schon kennen würde* (32: 1003–1004); *ja da hab ick mir irgendwie-, daZUjehört gefühlt* (32: 1012–1013). Hier wird ihm also unvoreingenommen Interesse und emotionale Wärme entgegengebracht. Die hohe biographische Bedeutung artikuliert sich darin, dass er das Wörtchen *daZUjehört* fast hinausschreit. Und sie wird auch in der folgenden Passage deutlich: *de=Skinheadszene det war irgendwie-, (3) /war=och=wie=n ((leise)) Halt-, so=n Haltepunkt irgendwie (2) da-, vor=allen=Dingen man=man=man man war wat gewesen: man hat eenen so genommen wie=man-, wie=man=gewesen=is (2) /wenn=ick=mir=an=meine=Eltern=erinnere ((sehr schnell)), mach diet nich mach diete mach diete: und diete und: die=ham=ja=nur=au-, äh fast nur an mir wat ausgesetzt-, zusetzen gehabt* (62: 2005–2009).

In seiner Gruppe ist Guido einer der Jüngsten, und er bestätigt im Interview die Annahme, dass er den besonderen Schutz der Gruppe genoss. *Damals: /in=d=Skinheadszene ((leise)), hab=ick=immer=*

*gewusst=ick=konnt=mir=ff-, also meene **Kumpels**, konnte ick mir immer droff **verlassen** weil **ick** war **eener** von den **Jüngsten** gewesen (30: 960–961). Er hat auch eine **große=Fresse=gehabt hab=ick=genau=gewusst ick-, mir passiert nüscht**, weil (...) die stehen hinter mir und (1) die (1) die=ham=genau=gewusst wenn die mir was=off=de=Fresse=hauen dass da glei-, **dass die anderen da wieder zurück-schlagen** (31: 969–973). Guido kann gefahrlos *ne ziemlich große Lippe riskieren* (31: 975–976), d. h. er dürfte sich mit Provokationen hervorgetan haben. In seinem Handeln die bedingungslose Unterstützung der Gruppe zu haben, ist etwas, was Guido in seiner Familie nie erfahren hat. Dementsprechend ist zu erwarten, dass – zumal im Kontext von Gruppen-Aktivitäten wie Grillen, Konzerte besuchen etc. – die affektive und emotionale Bindung an die Gruppe bei Guido enorm zunehmen wird, und zwar je länger die Bindung aufrechterhalten und gepflegt wird, umso unverbrüchlicher.*

Dies zeigt sich auch in den Veränderungen, die in den Beziehungen zu seinem Vater und zu seiner Mutter eintreten. Seine Eltern reagieren auf Guidos neuen Freundeskreis anfänglich mit offener Missbilligung und Ablehnung, und sie erhöhen gewissermaßen den Grad der Repression; sie führen Kontrollen seines Zimmers durch und verbrennen sogar seine Musik-Kassetten. Irgendwann droht Guido seinen Eltern unter Alkoholeinfluss jedoch schließlich damit, ihre eigenen CDs zu verbrennen, so dass die Eltern die Kontrollen einstellen. Sie erlauben nun auch, dass Guidos Freunde aus der Szene bei ihm zu Hause übernachten dürfen und geben ihm sogar Geld, um sich für Skinheads typische Kleidung zu kaufen. An einer Stelle des Interviews mutmaßt Guido auch, dass seine Eltern seine Ansichten beispielsweise über Ausländer durchaus teilen (49: 1583–1584) und sie *son kleenen **Ostin-stinkt*** (50: 1608) folgend eher über die Reaktion der Nachbarn besorgt gewesen seien. Vor allem bei einem Nachbarn, der *mal son: **höheret=Tier** von de **Stasi*** (49: 1586) gewesen sei und der *immer=noch=*

son: son **Anscheißer**:instinkt in sich (49: 1588) habe, hätten seine Eltern befürchtet, er werde sie – wie im Falle des Ex-Freundes seiner Schwester geschehen – melden und es komme dann zu Hausdurchsuchungen und Gefängnis.

Die sich intensivierende Bindung an die Gruppe bedeutet überdies, dass Guido sich sukzessive und schließlich vorbehaltlos ihrem Normkodex verpflichtet fühlt, also an den entsprechenden Gruppenaktivitäten wie etwa *Saufen*, *Kanaken-Jagen* und *Kunden-Zusammenprügeln* beteiligt ist. Etwaige Bedenken werden zwar in bestimmten Punkten geäußert. So gibt er an, dass er erst im Zusammenhang der Gruppe Gewalt angewendet habe, wobei die Verwendung des Wortes *Brutalität* besonders zu vermerken ist, weil sie eine Steigerung von Gewalt, eine höhere Form andeuten könnte. Er formuliert: *m=mit die Brutalität so, weil vorher, mit Jewalt so: hab=ick=nüsch=zu=tun=gehabt* (30: 954). Des Weiteren artikuliert er im Interview sein Unbehagen an der Entwicklung, die die Gewaltanwendung in seiner Gruppe nimmt, mit folgenden Passagen: *jeder wollt=musst oder jeder muss jeden beweisen, weil-, diet hat anjefangen (2) da ham wa häufig irgendwelche Kunden zusammengeprügelt (2) da war et einwandfrei zuerst, ne Woche später musste diet immer=wieder=n=Stück=weiter gehen, da musste er bluten und wat nich allet*, (32: 1016–1018); *und da jing's immer weiter-, also-, um immer- (2) n Stück höher zu sein als wie die anderen, der=eine=wollte=höher=sein=als=der und der wollte () als der ((atmet tief ein)) diet jing eigentlich ziemlich krass, zum Schluss-, war et schon soweit da-, da ham wa mit: Knüppel Eisenstange off irgendwelche Kunden eingeschlagen* (32: 1020–1023). Dennoch entzieht er sich nicht dieser Form der Gruppen-Dynamik und der mit ihr einhergehenden Spirale der Gewalt. Möglich wäre, dass dieser Reflexionsprozess erst zu einem späteren Zeitpunkt, etwa mit seiner Einweisung in die Haftanstalt, eintritt. Es würde sich dann um eine ex post Einschätzung



handeln, die zudem auch durch das Moment der sozialen Erwünschtheit in der Interview-Situation induziert sein könnte. Auch eine strategisch-instrumentelle Verwendung dieser Passage im Sinne eines von ihm bewusst angeführten Belegs für seine Distanzierung von der Gruppe ist nicht auszuschließen.

Angesichts der in dieser Sequenz zum Ausdruck kommenden Eskalation der Gewalt sind Konflikte mit dem Gesetz, entsprechende Kontakte mit der Polizei und der Justiz vorprogrammiert. Verurteilungen zu Bußgeldern und Arbeitsstunden folgen. Sie haben jedoch keinerlei Auswirkungen auf Guidos Verhalten, d. h. sie werden nicht als Signale und Zeichen wahrgenommen, den eigenen Weg zu ändern, obwohl Guido durchaus Angst hat, als er jeweils zum ersten Mal bei der Polizei vorgeladen wird oder vor Gericht muss. Dies ist mit der überaus starken Bindung an die Gruppe zu erklären. Auch haben sie keine drastische Wirkung auf seinen Alltag; im Gegenteil, denn Guido leistet die Arbeitsstunden meist nicht ab, was zu einer Erhöhung des Bußgeldes führt, das aber von seinen Eltern bezahlt wird, die damit offenbar versuchen, ihn aus der Gruppe herauszulösen. Zur Illustration sei die folgende etwas ausführlichere Sequenz zitiert, in der Guido auf die Frage nach seiner ersten Erfahrung vor Gericht antwortet: *Ohh da=hab=ick=Angst=gehabt (1) also die RichterIn die hat=ja=kaum=geredet=mit=mir=die=hat=ja=kaum=wat=gesagt, (...) war mehr der Staatsanwaltschaft der=hat=da rumgebrüllt: und rumgeschrien: und ohh, (...) (2) ja da=hab=ick=richtig=Angst=gehabt (2) ja dann hab ick Arbeitsstunden gekriegt-, (3) außerhalb des Gerichts dann-, na=ja /phh ((abfällig)) (der=hat=doch=wohl) ne Macke der Vogel, kann=er=selber=machen die Stunden, hab ick nich gemacht (2) da hab ick och nochmal-, danach=ne=Rechnung bekommen weil=ick=die=Arbeitsstunden=nich=gemacht=hab, weil=ick=de=gemeinnützliche=Arbeit oder=wie=diet=da=hieß, (...) weil=ick=diet=nich=gemacht=hab (2) ja: meine Eltern haben (dient dann) (*

*bezahlt, (...) (3) dann war die Sache dann **abgehakt**=wurde=diet=allet=**eingestellt**=dann, /na ja ((leise)) beim zweeten Mal beim Gericht hab ick och noch n=bissel=Angst gehabt aber=diet=**dritte=Mal**=war=mir=diet=**egal** (1) bin ick mit **Glatze** und **Stiefel** und **Bomberjacke** zum Gericht jegangen hab ick mir **hingefletzt** so=off=die=Art=so na ja, **quatsch** ma los, (off=die=Art)=da=war=mir=diet=janz=egal=gewesen, wat=wat die mir da nun **erklären** oder **erzählen** /oder so ((leise)) /phh ((lautmalerisch, sehr leise)) **damals**=hab=ick=nur: gemacht wat ick **wollte**=wat=mir=**Spaß** gemacht hat (53: 1690–1710).*

In der Gruppe unterhält Guido eine **richtige Freundschaft** (60: 1942–1943) zu Joachim. In dieser Beziehung habe der eine für den anderen die Hand ins Feuer gelegt; gemeinsam sei man durch dick und dünn gegangen; habe der eine kein Geld gehabt, habe ihm der andere etwas gegeben; habe der eine Probleme gehabt oder sei in gefährliche Situationen geraten, habe ihm der andere geholfen. Die Freundschaft zu Joachim könnte einen beinahe symbiotischen Charakter gehabt haben. Darauf deutet der folgende Satz hin: *er **wollte**=so=sein=wie=**icke**=und=**ick**=**wollte**=so=sein=wie=**er*** (61: 1958–1959). Guido zufolge war diese Freundschaft für beide wichtiger als ihre Beziehungen zu Freundinnen. Er selbst erwähnt während des Interviews lediglich eine Beziehung zu einer Freundin, die rund neun Monate währt. Sie wird als **recht korrekt** (78: 2535) und **einwandfrei** (79: 2553) beschrieben, als Frau ohne Vorurteile, die nichts gegen Rechte gehabt habe, aber auch nicht für sie gewesen sei, und als eine Freundin, die zugleich ein **Kumpel** (79: 2551) gewesen sei. Dennoch scheitert die Beziehung nach einiger Zeit. Als Grund hierfür führt Guido an: *Aber zum **Schluss** /((off=jeden=Fall)) ((gemurmelt)) war=et=nur=**langweilig**, **fand**=**ick** /weß ick nich ((leise)), da **kannt**=ick=se schon allet da-, /phh ((lautmalerisch und leise)) /((und langsam war mir diet och) allet irgendwie **egal** ((lachend)) weil damals hab ick och: **viel**: Skinheadszene=im=*

*Kopp=gehabt=nur=d=Skinheadszene, dat=andere=wat=ringsrum=war=war=mir soo: egal (79: 2558–2562). Ob dies der einzige Grund war, bleibt relativ im Dunklen. Allerdings verwendet er an der Stelle, wo er darlegt, welche Gedanken er sich über die Art und Weise macht, wie er sich von ihr trennen soll, die Formulierung (damit=ick=meine=)Ruhe=ham=will und allet (80: 2572–2573). Wir können vermuten, dass die Erfahrungen, die Guido insbesondere mit seiner Schwester gemacht hat, grundsätzliche Beziehungsschwierigkeiten für ihn bedeuten, und die Trennung von seiner Freundin Ausdruck davon ist.*

Im Kontext dieser für ihn so bedeutsamen Gruppe, die er höher bewertet als eine Beziehung zu einer Freundin, nimmt Guido sodann an neonazistischen Kameradschaftsabenden teil, die bei ihm die Funktion der politischen Sozialisation haben. Die politischen Skinheads, die Neonazis, *klärn dich auch so=n=bissel=uff (36: 1143–1144). Es sei schon sehr interessant (41: 1312) bei den Neonazis gewesen, so Guido in einer späteren Sequenz, weil: die ham sich wirklich: mit dem Fall Ausländer, mit Politik, die ham sich mit-, off=jedn=Fall mit allet beschäftigt (41: 1314–1315). Diese aufklärende Funktion schlägt sich im Interview in einer langen Sequenz (36: 1140 – 39: 1238) in der Textsorte der Argumentation nieder, in der Guido Gründe für seinen, wie er beinahe beiläufig einräumt, auch heute noch bestehenden **Hass auf Ausländer** (36: 1140–1141) benennt. Die finanziellen Zuwendungen an Ausländer und Asylanten seien viel zu hoch, während es viele Deutsche gebe, die wirkliche Hilfe benötigten, und denen die Gelder gekürzt würden. Auch die Jugendlichen würden darunter leiden, denn die von ihm und seinen Freunden frequentierte Jugend-Disco sei den Kürzungen zum Opfer gefallen. Ein freundliches Verhalten eines Ausländers, so seine eigene Erfahrung an einem Döner-Imbiss, sei auf dessen Verkaufsabsichten zurückzuführen. Wiederum aufgrund eigenen Erlebens nennt er sodann die Provokation und die Bedrohung*

durch die Ausländer (hier mit dem Messer) als weiteren Grund für seinen Hass. Verschärfend wirke zudem die hohe Anzahl von **Gesocks** (36: 1157 und 1159), das sich die Bundesrepublik – im Gegensatz zur (lobend erwähnten) Praxis in der DDR – *hier ringeholt* (36: 1157) habe.

An einer späteren Stelle im Interview berichtet Guido zudem von den Erfahrungen einer Nachbarin einer Bekannten, die in einem **Asylan-tenheim** (76: 2440) arbeitet und die vermeintliche generelle Fixierung der Asylbewerber auf das Monetäre hervorhebt. Guido evaluiert und argumentiert hier wie folgt: *seitdem an is irgendwie meen Hass: gegen Ausländer irgendwie so=n=bissel: stärker: geworden, (...) denn: brauchst ja nur: in Deutschland off de Straßen umkieken (2) denn=ick=hab=noch nie gesehen: n=Türke oder n=Neger oder so der obdachlos is, ick hab nur Deutsche gesehen die off de Straße (da so) obdachlos sind (2) und: diet=find=ick=irgendwie=nich=korrekt denn: ick bin der Meinung: die Deutschen: die gehen arbeiten: die zahlen och Steuern: und mit die Steuern solln=se=erst=mal=diet deutsche: Volk: helfen, off de Beene schaffen, und wenn diet geschafft is (2) dann eventuell: kleene Schritte zu den Nachbarländern machen (76: 2463 – 77: 2471).*

Das Resultat ist für ihn eindeutig: man fühle sich schon im **eigenen Land fremd** (38: 1220) und: *die=ham=ja=keene=Kontrolle=mehr=hier die holen=immer=rin=und=immer=rinholen und: die=ham=ja=keene=Kontrolle=mehr=wat=hier=abjeht (37: 1167–1168)*. Schließlich präsentiert Guido sich und die Gruppe als quasi ausführendes Organ der schweigenden Mehrheit im Lande, die gleicher Meinung sei. Er belegt dies mit zustimmenden und auch stimulierend gemeinten Äußerungen aus der Bevölkerung wie **einwandfrei, find=ick=jut=wat=ihr=macht** (38: 1227) und *(ach=wenn=die)=Kanaken=kommen=musste=auf=die=FRESSE=haun und: musste=WEGprügeln*

(39: 1235–1236); auch sei der Gruppe schon mal ein Kasten Bier spendiert worden. Sogar vonseiten der Ordnungskräfte seien ihre Aktionen gebilligt worden. So berichtet Guido in einer späteren Passage des Interviews von einem entsprechenden Vorfall: *ham=wa=abends=n=Ausländer=zusammengeprügelt (is) abends dann och die Polizei gekommen, een=een Streifenwagen, der=hat=sich=erst=mal=hingestellt, hat erst mal gegrinst: (1) und meinte (nach ner Weile nachdem der richtich) geblutet hat der: Ausländer, ohh so Jungs jetzt=jetzt reicht diet erst mal Jungs, (...) /ham nüscht gemacht ((überraschter Tonfall)) so=so normalerweise nehmen die Poliz=z=isten eigentlich immer die Personalien uff und so (77: 2485–2491). Die Öffentlichkeit, die Welt der Erwachsenen, ja sogar die Polizei, zumindest in Teilen, anerkennen also das, was die Skinhead-Gruppe tut, und geben ihr und Guido damit Bestätigung. Diese Anerkennung durch Erwachsene dürfte für Guido angesichts der Tatsache, dass ihm dies vonseiten seiner Eltern her nicht widerfährt, besonders wichtig gewesen sein. Und die Aktivitäten der Gruppe erhalten durch das Verhalten der Polizei quasi ihren Ritterschlag; so räsoniert er beispielsweise über das soeben erwähnte Verhalten der Polizisten: *Diet war och: sehr erstaunlich, da hab=ick=auch=erst=Mal=drüber gestaunt, (...) damit diet och so=ne=nette=Polizei: jibt, (...) /((räuspert sich)) (3) denn: ick=schätz=ma die hätten den totprügeln können, (...) die hätten erst Mal da gestanden hätten=sich=erst=Mal: n=bissel lustig gemacht drüber oder so (3) /na ja ((leise)) (78: 2504–2511).**

Vor dem familiären Hintergrund wird auch verständlich, warum Guido sich von den neonazistischen Kameradschaftsabenden so beeindruckt zeigt. Denn sie liefern den Beweis, dass auch Jugendliche etwas leisten können. Zur Illustration sei die folgende etwas längere Passage zitiert: *diet hat mich och irgendwie fasziniert: damit-, diet warn och zwar Jugendliche: so-, Alter so zwischen sechszehn: so bis zwanzig, also der=Älteste=war=vielleicht zweiundzwanzig /((atmet*

tief)) *diet hat mich och selbst fasziniert-*, da=mit Jugendlichen **selbst** die **Initiative ergreifen**, (...) und selbst wat off=de-, off=de Beine stellen, (...) um die: **erwachsene=Leute=zu=beweisen, wir sind da, wir können wat**, (2) also nich dass wir-, also-, /(atmet tief)), /ja: ((leise)) (2) weil die **Jugend-**, lichen werden eigentlich immer=so=als-, /weiß=ick=nich, so ((leise)) (4) /na ja ((leise)) wie=soll=ma=sagen (6) ja, die werden allgemein so=so=n=bissel **abgeschoben** so (41: 1317–1327).

Hier wird deutlich, dass Guido zwei Gruppen sieht, einmal die unpolitischen Skinheads, die **Prol-Skins** (35: 1119) wie er sie nennt, und zum anderen die politischen Skinheads, also die Neonazis, deren soziale Aktivitäten wie älteren Leuten helfen er als *diet Gute wat se gemacht haben* (43: 1371–1372) betont. Er empfindet ein Gefühl des Hin- und Her-Gerissen-Seins, er durchlebt einen gewissen Spagat: *ick hab och immer-*, in=d=**Skinheadszone** hab=ick=och=zwischen=zwee=Stühlen gesessen, zwischen den **politischen und unpolitischen**, /Skins ((leise)) (2). Zwei Seelen wohnen also in seiner Brust.

Das gleiche Gefühl des Zwischen-den-Stühlen-Sitzens, das Guido im Verhältnis zu den politischen und den unpolitischen Skinheads empfindet und das sich hier semantisch in dem *och* andeutet, artikuliert Guido in Bezug auf seine Eltern einerseits und die Skinhead-Gruppe andererseits. Von beiden Seiten sei Druck gekommen, beide Seiten hätten ihn mit Ratschlägen, sich von der jeweils anderen Seite nichts vorschreiben zu lassen, zu manipulieren versucht. Guidos Flucht besteht im Alkohol, die Aggressionen *frisst* er in sich *rein*, der Druck wächst, und *dann hat diet geknallt dann: musste=diet=raus dann musste diet=eigentlich=(nur)=raus die Aggression* (57: 1828–1829). Wiederum schreibt Guido die Ursachen für seine Anwendung von Gewalt äußeren Einflüssen zu. Gewalt hat hier für Guido einen eindeutig kathartischen Effekt, dessen er sich auch bewusst ist: *ick hab*

*mich doch irgendwie schon=n=bissel erleichtert* gefühlt, nach die Schlägerei (57: 1833); *diet war richtig-*, (4) *ick=hab=mir=dann=wie-*, *wie-*, *wie=n=freier Mensch=danach=geföhlt wie=n-*, *wie: als=ob=ick=neu=geborn=wär* (57: 1835–1836). Interessant dabei ist, dass Guido mit seiner Reaktion de facto eine Parteinahme vornimmt, und zwar eine zugunsten der Skinhead-Gruppe. Ein ähnlicher Mechanismus zeigt sich, als es Guido gelingt, durch sein eigenes Handeln, konkret: seine Befähigung, ein kaputtes Moped selbst zu reparieren, die Anerkennung seines Vaters zu gewinnen, und dieser sodann gemeinsame Aktivitäten mit seinem Sohn entwickelt, die um Schlossertätigkeiten kreisen. Guido lässt sich anfangs darauf ein, stellt jedoch recht bald fest, dass er dadurch weniger Zeit mit der Gruppe verbringt. Folglich vermutet er bei seinem Vater unlautere Absichten oder **Hintergedanken** (55: 1772): *und dann: ham se diet fast geschafft wat se-, wat se wollten* (1) *denn die wollten mich irgendwie=so=n=bissel=von=de=Skinheadszone wegbringen* (55: 1759–1760); *ham=se=diet FAST geschafft* (2) */aber ((leise))* (1) *nachdem ick dahinter=gekommen=bin=wat=se=vor-, vorhatten /dann ((leise))* (2) *bin ick aus Trotz schon wieder hingegangen* (55: 1768–1769). Auch hier wendet sich Guido also de facto der Gruppe zu und entscheidet sich für diese; er versteht sein Handeln, man wird an die Charakterisierung des Onkels erinnert, dabei als autonomes Handeln, das den Ratschlägen von beiden Seiten nicht folgt.

Bestärkend wirkt in diesem Kontext vermutlich sein gutes Verhältnis zu seinem Großvater. Von diesem guten Verhältnis ist Guido selbst überrascht, stellt er doch in erstauntem Tonfall fest, dass sein Opa mit Guidos beiden anderen Cousins *jar nich großartig wat zu tun haben wollte* (68: 2188–2189). In diesem Erstaunen dokumentiert sich wiederum das Ausmaß seines Minderwertigkeitsgefühls. Die Anerkennung seines Großvaters gewinnt Guido offenbar auch durch sein verändertes Äußeres nach Eintritt in die Skinhead-Szene; Stiefel und

kurze Haare scheinen bei dem Großvater auf Zustimmung gestoßen zu sein, zumal dieser nun beginnt, mit ihm gemeinsam *Schnäpperchen* (68: 2195) zu trinken, Süßigkeiten zu essen und Guido dabei von früher, von dem Leben der Familie auf dem Bauernhof und vom Krieg zu erzählen. Auch Geldzuwendungen erhält Guido, wobei der Großvater daraus ein gemeinsames Geheimnis macht. Weder von dem Geld noch von dem Schnaps dürfe Guido der Großmutter erzählen. Bei seinem Opa fühlt sich Guido akzeptiert und in seiner Person und in seinem Charakter angenommen – so wie bei seinem Onkel oder in der Skinhead-Gruppe: *Sagn=wa: ick=hab=mir=irgendwie wohl gefühlt bei meinem Opa, weil: bei meinem Opa: da war ick wat gewesen, da war ick-, genauso=wie=bei=meim=Onkel /oder bei-, bei=bei=de=Skinheadszene ((leiser werdend)) da war-, er hat mich so genommen wie=wie=ick gewesen bin, (...) und diet: fand ick jut, /((atmet tief)) der hat och nich probiert mich zu ändern: oder mich zu bessern: oder so (1) /diet war schon-, (2) diet war schon jut ((leiser werdend)) da=war=ick=och-, da war=ick=och=gerne gewesen, (...) bei meinem Opa ((leise)) (3) (70: 2251–2259).*

Als der Opa dann offenbar relativ kurz vor seiner Inhaftierung stirbt, ist dies für Guido eine *schlimme Zeit* (71: 2275). Weder er noch seine Großmutter kommen mit der Situation so recht klar; er wird für eine Woche von der Schule befreit; beide erfahren die besondere Zuwendung der Familie, denn, so sagt er an anderer Stelle, *wir ham ne gro-ße: Familie: und da is jeder für-, für-, für=n=andern=da* (72: 2322–2323). Dieser Umstand könnte eigentlich in dieser Phase eine gewisse Umorientierung eingeleitet, d. h. die Bindung an die Familie vergrößert und die an die Skinhead-Gruppe verkleinert haben. Dafür gibt es indes im Interview keine weiteren Indizien, denn es folgt recht bald eine neuerliche Verurteilung und seine Inhaftierung. Eventuell hängt das Nicht-Einsetzen einer Reorientierungsphase damit zusammen, dass insbesondere die Großmutter die Hilfe der Familie erhält. Einige



Formulierungen, die Guido wählt, können so gelesen werden, dass er sich mehr Zuwendung von der Familie gewünscht hätte. Des Weiteren muss in Betracht gezogen werden, dass diese Einschätzung der Familie, in der jede(r) für jede(n) einsteht, eine ex post-Beurteilung ist, die durch den Umstand beeinflusst ist, dass Guidos Kontakten zu seiner Skinhead-Gruppe per richterlicher Anweisung ein Riegel vorgeschoben worden ist und demzufolge die Beziehungen zu seiner Familie einen größeren Stellenwert erhalten haben. Auch könnte sich darin der Wunsch nach einer familial abgestützten Wende in seinem Leben niederschlagen, nach einer Wende, die ein Ende seiner Probleme bedeutet. Der folgende Satz könnte in diesem Sinne gelesen werden: (1) /und: ((leise)) *dadurch wenn irgendwelche **Probleme** sind (1) da w-, da=da=da-, da würd-, **alleene** würd keener=keener mit die Probleme fertig werden, da=helfen=**alle**=mit um=fertig=zu=werden mit die Probleme, (...) (3) und (diet) is schon: **großer Verlass droff** (72: 2325–2329). Eine weitere Lesart wäre sodann, dass in dieser Formulierung bis zu einem gewissen Grad eine Verschiebung der Verantwortlichkeiten mit deutlicher Entlastungsfunktion für Guido anklingt. Danach wäre es nicht so sehr Guidos eigene Verantwortlichkeit für eine Bearbeitung seiner Probleme, sondern die seiner Familie.*

Mit Blick zurück reklamiert Guido dabei für sich – wohlgermerkt ex post, d. h. in der Interview-Situation in der Justizvollzugsanstalt – das Recht, eigene Erfahrungen machen zu dürfen: *man muss-, weiß=ick=nich, man muss: /selbst **Erfahrungen machen** ((emphatisch)), (...) man muss **selbst mitkriegen** ja: oh halt, bin zu **weit** gegangen diet=war=(wohl)=**doch=verkehrt** war **falsch** (2) weiß=ick=nich, und **vielleicht** war=diet=für=mich=ne=**Erfahrung** mit=de **Skinheadszene**, (...) damit ick jetzt sage, na ja, in=n=**Knast** gekommen, hab **vier Jahre** gekriegt (4) damit=ick=dann: sage draußen ouh: ick=hab=**genuch**=in=mein=Leben=verpfuscht= (dass=ich=jetzt=dann=langsam)=n **vernünftigen Weg** anfange (56: 1801–1810). Hier bedient*

sich Guido der Textsorte der Argumentation, und er dokumentiert seine Absicht, sich zu ändern und es besser zu machen, die sich im Übrigen auch darin niederschlägt, dass er seine Haare nicht mehr Skin-gemäß kurz trägt, sondern sie wieder wachsen lässt, und auch sonst keine auffällig rechte oder Skin-Kleidung trägt.

Als Beleg hierfür führt er an, dass er sich nach eigener Aussage von seinen Mit-Insassen *nich so doll beeinflussen* (57: 1848) lässt, um dadurch eine vorzeitige Entlassung wegen guter Führung zu erreichen. Mit einigem Schrecken erinnert er sich in diesem Kontext an die erste Zeit in der Untersuchungshaft. Er beschreibt sie als eine Zeit der Isolation, allein in der Zelle, ohne Fernsehgerät, ohne Radio, und als eine Zeit, in der er unter Halluzinationen und Realitätsverlust gelitten habe: *ick-, ick hab mir gefühlt: als ob man-, (2) /((schluckt)) als=ob=man=mich-, ähm aus meinem **Leben rausreißt**, (...) als ob man mich=mich **rausreißt** und wo=anders=**hinstellt**, /dies war: **schlimm** gewesen ((leise))* (59: 1900–1903). Wir können vermuten, dass Guido in dieser Zeit durchaus auch suizidgefährdet war, doch gelang es ihm, diese Phase insbesondere durch familialen Beistand zu überwinden. Er evaluiert: *Ja=ick=hab=**Glück**=gehabt also meine **Eltern** und **Verwandtschaft** die halten **immer noch** zu mir, also* (59: 1905–1906). Wenn man das Bild von den zwei Stühlen wieder aufgreift, zwischen denen sich Guido wähnt, dann entscheidet er sich kurz nach seiner Inhaftierung für seine Eltern.

Gleichzeitig befürchtet Guido jedoch, dass er nach seiner Entlassung wieder in die Skinhead-Szene rutscht. Während seiner Inhaftierung dürfen ihn seine Freunde aus der Gruppe auf richterliche Anweisung wegen (irgendwie Be-), **Beeinflussung** oder *irgendsowat* (63: 2027–2028) nicht besuchen. Sie haben also Besuchsverbot und können nur sporadisch und wenn dann postalisch mit ihm Kontakt aufnehmen.

Dadurch ergibt sich zwangsläufig eine stärkere Hinwendung Guidos zu dem anderen Stuhl, der da Familie heißt.

***Zwischenbilanz:***

Die Annahmen des vorangegangenen Analyse-Schrittes haben sich bestätigt. Guido entwickelt eine Opfer- und Entschuldigungs-Biographie, in der er die Verantwortung von sich selbst weg- und seiner Entwicklungsbeeinträchtigung, den Eltern, der Schwester und der Institution Schule zuschiebt. Die peer-group der Skinhead-Gruppe, der er sich anschließt, ersetzt ihm die Familie, so dass begründete Zweifel bestehen, ob sich Guido während seiner Haft tatsächlich von der Gruppe distanziert.

*6.2.1.4 Feinanalyse einzelner Textstellen*

Sie wird mit den Mitteln der objektiv-strukturalen Hermeneutik durchgeführt, und ihr Zweck besteht in der Überprüfung der bislang gewonnenen Erkenntnisse und der Identifizierung bislang noch unerkannt gebliebener Mechanismen und Merkmale der Fallstruktur. Wiederum gilt es, „die Abstinenzregel der Ausblendung bereits gewonnener Interpretationen“ (Rosenthal 1987: 204) zu befolgen und sich zu zwingen, Gegenlesarten zu entwickeln, um zu verhindern, dass man sich vorschnell auf eine Interpretation ‚einschießt‘. Deshalb wird dem Prinzip der De-Kontextualisierung folgend die nachstehende Text-Passage zunächst ohne Nennung des Kontextes analysiert und erst in einem späteren Analyseschritt in den Gesamttext des Interviews eingebettet. Guido beginnt diese Passage (33: 1048 – 34: 1084) mit den Worten:

*da hab ick **Angst** gehabt,*

Zu dieser Aussage können mehrere Lesarten entwickelt werden: Als relativ wahrscheinlich kann angenommen werden, dass das Wort *da* ganz allgemein eine Situation anzeigt, möglicherweise wird damit auch ein konkreter Ort und ein Zeitpunkt umschrieben. Es handelt sich offensichtlich um eine bedrohliche Situation, wobei man an einen Unfall, an eine Gefährdung, die von einem Tier ausgeht, oder an eine Bedrohung durch andere Menschen denken könnte. Zunächst bleibt noch unklar, ob das, was in dieser Situation geschieht, lediglich für ihn selbst bedrohlich ist oder (auch) für andere. Der Zuhörer erwartet nun eine Schilderung der Situation und eine Benennung des angsteinflößenden Etwas.

*ick hab **gezittert** am janzen Körper /((atmet tief)),*

Mit diesem Satz könnte Guido umschreiben, dass es kalt ist und er so friert, dass er zittern muss. Die Kälte wäre dann ein zusätzliches Element der Situation und würde getrennt von dem Aspekt der Angst in die Erzählung eingeführt werden. Angesichts des vorangegangenen Satzes und der Begleitung dieser Aussage durch ein tiefes Atmen kann der Satz jedoch auch eine weitere Umschreibung seiner Angst sein. Die vorhin entwickelten Lesarten zu den Ursachen seiner Furcht bleiben weiter bestehen. Es kann jedoch überlegt werden, ob die Wiederholung und die Transformation seines Angst-Gefühls in die körperliche Reaktion des Zitterns der Ursache seiner Angst eine große Schwere und tiefe Dimension verleiht. Dann wäre es eine essenzielle Angst, vielleicht eine Todes-Angst, die sich auf seine eigene Person, eine ihm sehr nahestehende, geliebte Person (oder Personen) und auch, allerdings weniger wahrscheinlich, auf eine ihm fremde Person (oder Personen) beziehen könnte. Es scheint sich um eine übermächtige Angst zu handeln, die unter Umständen lähmend auf ihn wirkt. Wiederum erwartet man, dass nun die Situation erklärt wird.

*ick hab Gänsehaut gehabt,*

Gänsehaut kann ein Ausdruck von Zittern sein und könnte somit der Kälte geschuldet sein. Unter Umständen signalisiert die Gänsehaut Abwehr und die innerliche Vorbereitung auf eine Handlung der Abwehr oder des Kampfes. Der Satz kann indes sodann im Sinne einer weiteren Wiederholung der Umschreibung seines Angst-Gefühls die ungeheure Tiefe seiner Angst anzeigen. Die Angst wäre dann eine existenzielle, lebensbedrohliche und von so ungeheurem Ausmaß, dass ihre Ursache kaum benannt werden kann und eventuell traumatischer Natur ist. Die bislang genannten Lesarten bleiben weiterhin gültig. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird Guido nun die Rahmenbedingungen darstellen.

*wo=ick=diel=**erste**=Mal gesehen hab*

Guido sieht demnach etwas Schreckliches oder jemand Furchteinflößendes zum ersten Mal. Es könnte sich um ein ihm fremdes, wildes und gefährlich wirkendes Tier handeln oder um einen schweren Unfall, dessen Zeuge er ist. Er könnte auch die Ermordung eines Menschen, den Vollzug der Todesstrafe, die im Fernsehen übertragen wird, die Folterung eines Menschen, die Beschneidung eines jüdischen Kindes, die Verstümmelung eines Mädchens in einem afrikanischen Land, die Bestrafung eines Diebes in einem Land der Scharia oder die Opfer ethnischer Säuberungsaktionen sehen. Vielleicht ist es auch eine Leiche, die er zum ersten Mal sieht. Die Schnelligkeit, mit der er spricht, die Art, wie er seine Angst formuliert, und die Worte, die er dafür wählt, können allerdings darauf hinweisen, dass das Angsteinflößende auch seine eigene Person betrifft. Dann wäre erwartbar, dass Guido im Folgenden in irgendeiner Art und Weise zum Opfer wird. Die Schnelligkeit seines Sprechens könnte man auch als ein Indiz für einen Impuls des Weglaufens vor etwas Furchtbarem sehen. Vielleicht möchte Guido schnell etwas hinter sich bringen, was

er aber nicht erzählen kann und was auf eine nachhaltig-traumatische Wirkung bis in die Gegenwart hinein verweisen könnte. Der Hinweis auf die Erstmaligkeit könnte sodann implizieren, dass er das Gleiche später noch häufiger gesehen hat und dies dann weniger schlimm für ihn gewesen ist. Die Verwendung des Verbes *sehen* wiederum deutet seinen Beobachter-Status an; er selbst würde dann nicht aktiv involviert sein – sei es weil er nicht kann, da er beispielsweise etwas Schreckliches in der Ferne oder auf dem Bildschirm seines TV-Gerätes oder seines Internet-Computers sieht, oder sei es weil er nicht will, da er nicht bereit ist, die Kosten eines Eingreifens zu tragen. Denkbar ist auch, dass sich Guido durch die Verwendung von *sehen* von dem, was da passiert, distanzieren möchte.

*wo=se=so*

Guido unterstreicht mit diesen Worten seine Passivität, seine Nicht-Teilnahme und weist die schreckliche Situation oder die angstproduzierende Handlung entweder einer weiblichen Person oder einer Gruppe von Personen zu. Man kann nun vermuten, dass seine Angst sich auf die mit der Situation verbundene Handlung und nicht auf die aktive weibliche Person oder auf die aktive Personengruppe bezieht. Die Darstellung der Handlung könnte also auf diese Sequenz folgen. Setzt man die Lesart, dass er erstmals Tote sieht, fort, dann könnte mit *sie* auch eine oder mehrere Leichen gemeint sein.

*wo=ick=diet=**erste**=Mal=mit=bei=war*

Unsere Annahme erhärtet sich, dass es sich tatsächlich um das erste Mal handelt, wo Guido dergleichen erlebt. Da er die mit *wo se so* begonnene Schilderung der Situation, der Handlung nicht fortsetzt, könnte man vermuten, dass diese so furchtbar ist, dass sie nicht benannt werden kann. Demgegenüber kann ausgeschlossen werden, dass er etwas von Ferne oder auf dem Bildschirm miterlebt. Er gehört in

noch zu bestimmender Weise zu der Situation, zu der Handlung, wobei die Formulierung *mit bei* eine Differenz zu der vorangegangenen Aussage anzeigt, in der er von *ihr* respektive von *ihnen* gesprochen hat. Diese Inkonsistenz gilt es, bei der weiteren Analyse im Blick zu behalten.

*da=ham=se=(glob=ick)*

Diese Formulierung könnte andeuten, dass (1) Guido in seiner Darstellung unsicher geworden ist, oder (2) das, was sie getan hat/haben, so schlimm ist, dass man es kaum erfassen kann oder (3) die Angst so groß ist, dass ihre Herkunft unaussprechlich ist. Vielleicht verweist sie auch auf die Turbulenz und Unübersichtlichkeit der Situation, eine Annahme, die auch das schnelle Sprechen nahe legt. Die Handelnden sind nun wieder sie, wobei klar wird, dass *sie* nicht eine einzige weibliche Person, sondern eine Personengruppe meint. Als Hypothese für die Differenz zwischen *mit bei* und *sie* könnte man überlegen, ob Guido einerseits zu der Gruppe, die dort agiert, gehört, andererseits an dieser konkreten Handlung und Situation jedoch nicht beteiligt ist und sich von dieser Handlung der Gruppe distanzieren will.

*son Neger zusammengeprügelt*

Ein Schwarzer wird von einer noch nicht näher bezeichneten Gruppe zusammengeschlagen, und es ist möglich, dass Guido zu dieser Gruppe gehört, wobei zu vermuten ist, dass es sich um eine Gruppe von Jugendlichen oder jungen Erwachsenen handelt. Denkbar ist auch, dass er an der konkreten Handlung selbst nicht beteiligt ist. Die betonte Verwendung des Wortes *Neger*, noch dazu in Verbindung mit dem abschätzigen Ausdruck *so ein*, macht das Opfer quasi gesichtslos und beliebig und könnte zudem auf einen fremdenfeindlichen, rechts-extremistischen Kontext hinweisen. Die Person des Schwarzen selbst spielt eventuell in der Situation kaum eine Rolle; wichtiger könnte

seine Zugehörigkeit zu einer leicht identifizierbaren, nicht-deutschen, ausländischen Bevölkerungsgruppe sein, denen man vielleicht sogar das Mensch-Sein abspricht. Dies wird eventuell durch die Verwendung des Verbes *zusammenprügeln* signalisiert, die auf die Brutalität, mit der vorgegangen wird, und auf die Schwere der damit verbundenen Körperverletzung hinweist. Relativ eindeutig wird im konkreten Verlauf der Text-Passage eine Verbindung zwischen der Angst, die Guido empfindet, und dem Verprügeln des Schwarzen durch eine Personengruppe hergestellt. Das Zusammenprügeln könnte demnach Ursache von Guidos Angst sein, wobei drei Lesarten möglich sind: (1) entweder es ist die Schwere der Körperverletzung und die Brutalität, die Guido Angst einflößen, weil er sich mit dem Opfer in gewissem Sinne identifizieren kann oder zumindest dem Opfer gegenüber empathiefähig ist, oder (2) diese Situation erinnert ihn an etwas anderes, an eine andere Situation, in der Gewalt eine Rolle gespielt hat, oder (3) es macht ihm Angst zu sehen, wie mit Menschen die ‚anders‘ sind, umgegangen wird, und er empfindet den Vorfall als eine Warnung an sich selbst, nicht ‚anders‘ zu sein. Nicht sehr wahrscheinlich, aber dennoch denkbar wäre zudem, dass die Ursache für Guidos Angst-Gefühle nicht in dem Umstand des Zusammenschlagens verortet ist, sondern einem durch die Hautfarbe des Opfers bedingten Verweis auf die Farbe Schwarz, die in einem anderen Kontext für Guido mit Angst verbunden ist. Wir erwarten im Folgenden eine weitere Konkretisierung der Situation.

*weil wir*

Hiermit könnte eine Begründung eingeleitet werden, warum der Schwarze verprügelt worden ist. Vielleicht hat die Gruppe einen solchen Begründungszusammenhang auch nur konstruiert oder den Schwarzen selbst provoziert oder ohne jeden Anlass und ohne Vorwarnung ihn zum Opfer bestimmt. In Betracht gezogen werden muss sodann die Möglichkeit, dass der Schwarze jemanden aus der Gruppe



beleidigt oder im Zuge einer Auseinandersetzung dann angegriffen hat. Interessant ist in diesem Kontext die Benutzung von *wir* im Kontrast zu dem weiter oben verwendeten *sie*, denn damit könnte tatsächlich Guidos eigene Teilnahme gemeint sein – zumindest in dem Sinne, dass Guido an dem Beginn der Situation in noch unbekannter Weise involviert war. *Wir* signalisiert sodann möglicherweise eine hohe Identifikation mit der Gruppe. In Verbindung mit der Verwendung von *sie* weiter oben gewinnt die Lesart an Plausibilität, wonach eine Identifikation mit der Gruppe zwar gegeben ist, er gleichzeitig jedoch versucht, sich von der Tat der Gruppe zu distanzieren. Ferner könnte auch vermutet werden, dass es eine zweite Gruppe gibt, die an der Situation beteiligt ist und die nicht zur Gruppe der Verprügelnden gehört. Wenn es sich nicht, eine weitere Lesart, um einen schlampig formulierten Beginn eines Teilsatzes handelt, dann lässt sich eine Nennung der Ursache für das Zusammenprügeln erwarten.

*hatten ja ne Videokamera beigeht*

Hier drängt sich der Eindruck auf, dass die Tatsache, dass die Gruppe eine Videokamera mit sich trug, der Grund für die Verprügelung des Schwarzen gewesen ist. Vielleicht hat der Schwarze in einer noch unbestimmten Handlungssequenz die Kamera beschädigt, unter Umständen sogar vorsätzlich. Denkbar wäre jedoch auch, dass hinter dem Zusammenschlagen das Motiv steht, eine solche Schlägerei in Bild und Ton festzuhalten, sei es um das Video-Band an interessierte Kreise zu verkaufen, sei es aus voyeuristischen Motiven oder um die ‚glorreichen Kämpfe‘ und den ‚Mut‘ und die ‚Kraft‘ der Gruppe im Sinne einer Beschwörung der eigenen Gruppen-Identität festzuhalten. Wenn zwei Gruppen in der Situation zugegen waren, wäre nun eine Aufklärung hinsichtlich des Verhaltens der zweiten Gruppe erwartbar. Oder der Begründungszusammenhang wird weiter ausgeführt.

*und sonst*

Man könnte eine weitere Konkretisierung des Begründungs-Musters wie auch der Situation erwarten. Guido könnte darstellen, was die mit *wir* bezeichnete Gruppe sonst noch dabei hatte, etwa Schlagringe, Ketten, Messer, Baseball-Schläger, Waffen und dergleichen. Oder die Gruppe hatte nichts weiter dabei.

*wir=warn=alle=stockblau=wir=warn=vielleicht: **drei**ßig Mann*

Guido bezieht sich wiederum in die Gruppe ein. Der Verweis auf den überreichlichen Alkoholgenuss kann eine bloße Detaillierung der konkreten Situation sein. Er kann aber auch im Sinne einer weiteren Begründung für das Zusammenprügeln des Schwarzen gemeint sein. Damit wäre vermutlich die Funktion verbunden, den Vorfall zu bagatellisieren, zu entschuldigen und die Verantwortung von sich zu schieben, zumal sich eine Horde von dreißig Skinheads auf einen einzigen Schwarzen stürzt. Von einem heroischen Kampf Mann gegen Mann jedenfalls ist in dieser Situation nichts zu sehen. Die Nennung der Zahl der beteiligten Personen kann zudem darauf zielen, die Gruppendynamik und damit die individuelle Un-Verantwortlichkeit hervorzuheben. Unter Umständen wird Guido im weiteren Fortgang über die Gruppe reden.

Es folgt allerdings eine weitere Detaillierung, aus der hervorgeht, dass die Situation in Guidos Wohnort am Bahnhof, und zwar in der Nähe des dortigen Busbahnhofs spielt. Nach dieser Sequenz fährt Guido fort:

*mein ick **jetzt** drehen wa'n Film*

Im Gegensatz zu der bislang von Guido vorgetragenen Beobachterposition wird hier eine eigene Aktivität offengelegt. In der bis hierhin vorgestellten Textpassage führt sich Guido erst an dieser Stelle als

agierendes Individuum in der Gruppe ein. In der chronologischen Abfolge der Situation dürfte diese Aufforderung Guidos, einen Film zu drehen, vor der Verprügelung des Schwarzen liegen. Die Sequenz bestätigt damit, dass die Motivation für die Schlägerei das Vorhandensein der Videokamera war. Guidos Angst, sein Zittern, seine Gänsehaut könnten vor diesem Hintergrund auch Ausdruck eigenen Schuldempfindens sein, denn mit dieser Aussage präsentiert sich Guido praktisch als Auslöser der Situation. Hierbei wären zwei Folgehypothesen möglich: entweder Guido wusste in dem Augenblick, wo er zum Drehen eines Filmes aufrief, was passieren würde. Möglicherweise wäre es dann eine gezielte und geplante Aktion. Oder er hat nicht damit gerechnet, dass so etwas passieren würde. Dann würde es sich um einen spontan eingetretenen Vorfall handeln.

*haben se'n Neger gejagt*

Diese Passage legt nahe, dass die Gruppe den Impuls von Guido aufgreift, einen Film zu drehen, und sich einen Schwarzen als Opfer aussucht. Die Annahme, dass eine zweite Gruppe beteiligt ist, verliert an Plausibilität. Der unmittelbare Anschluss dieser Sequenz auf Guidos Aufforderung deutet einen kausalen Konnex an und erhöht somit die Verantwortung, die Guido für die Situation und ihre Eskalation trägt. Vielleicht fühlt er sich ohnmächtig, weil sich die Situation vollkommen anders entwickelt als geplant; sie läuft ihm quasi aus dem Ruder, und er kann dies nicht (mehr?) kontrollieren.

*der Neger is in den Bus rin*

Damit könnte die Handlungssequenz an ihr Ende gelangen. Der Schwarze entzieht sich der Situation, indem er den Ort verlässt.

*ham=se=anfassen=den=Bus=ausnanderzunehmen, **Scheiben** eingekloppt ham=se=den=Neger raus:zottelt, ham=den=hier verprügelt, richtig-, den **Schädel eingepügel**, der hat **jeblutet überall**,*

Die Handlung eskaliert also, was sich auch in Guidos schnellem Sprechen artikuliert, und er erzählt in dieser Textpassage den Hergang des Vorfalls. Es handelt sich dabei um einen Fall schwerer Körperverletzung. Wir erwarten die Schilderung des weiteren Geschehens. Denkbar wäre eine weitere Eskalation der Situation, aber auch eine Beendigung der Verprügelung.

*und da is der **Busfahrer** rausgekommen der=Busfahrer=wollt=dem=Neger=helpen,*

Eine dritte Seite, ein Busfahrer, greift in den Vorfall ein und versucht offensichtlich, dem Schwarzen beizustehen. Er kann mit diesem Versuch scheitern; eventuell kommt damit die Sequenz aber auch an ihr Ende, denn vielleicht gelingt es ihm, die Kontrahenten zu trennen. Unter Umständen fühlen sich nun auch weitere Personen, die bislang in der Zuschauerrolle verharrten, bemüßigt einzuschreiten.

*da ham se den **Busfahrer** noch zusammengeprügelt*

Der Busfahrer hat mit seiner Intervention keinen Erfolg, sondern wird im Gegenteil sogar noch selbst Opfer von Schlägen und schwerer Körperverletzung. Wenn dies wirklich das erste Mal ist, dass Guido so etwas erlebt, und wenn ferner die Annahme stimmt, dass er sich mitschuldig an der Eskalation der Gewalt fühlen könnte, weil er die Aufforderung, einen Film zu drehen, gab, dann können wir eine weitere Umschreibung seiner Schuldgefühle erwarten. Denkbar wäre auch, dass nun an dieser Stelle Dritte, die das Geschehen beobachten oder zu dem Vorfall dazustoßen, in die Situation eingreifen, entweder indem sie die Kontrahenten trennen oder indem sie die Polizei verständigen.

*/ick hab=ick hab ((leise)) **gezittert** am janzen Körper wo=ick=diet=gesehen=hab*

Guido greift die Darstellung vom Anfang wieder auf und kehrt zu seiner Angst, zu seiner Gänsehaut und zu seinem Zittern zurück, das seine ganze Person und seinen ganzen Körper einschließt. Durchaus plausibel wäre hier die Vermutung, dass seine Angst und seine Gänsehaut auf seine Rolle in dem Vorfall zurückgehen, dass er sich also schuldig fühlt, weil er die Gruppe angestiftet hat und nun großer Schaden eingetreten ist. Dies stützt die Lesart, nach der Guido die Kontrolle über die Situation verloren hat und sich als Opfer fühlt, ohnmächtig der Gewaltorgie gegenüberstehend. Seine Gefühle können allerdings auch der Brutalität des Geschehens geschuldet sein. In Analogie zum Beginn könnte er seine Gefühle wiederum wiederholt, d. h. in mehreren Formulierungen darlegen.

*ick war zwar-, na **betrunken** war ich nich aber **angetrunken***

Guido sieht also von einer Wiederholung ab und verweist nochmals auf den Alkoholgenuss, diesmal bezogen auf seine eigene Person, nicht auf die Gruppe als ganzes. Er könnte bestrebt sein, durch die erneute Nennung des Einflusses von Alkohol, sich von Schuldgefühlen zu entlasten. Er würde dann praktisch auf verminderte Schuldfähigkeit plädieren. Gleichzeitig bezeichnet er sich lediglich als *angetrunken* und nicht als *betrunken*. Damit könnte er unter Beweis zu stellen versuchen, dass er einer Norm der Gruppe, nämlich Trinkfestigkeit, genügen kann. Vielleicht möchte er sich mit dieser Sequenz nachträglich selbst versichern, dass er eigentlich gar nicht so machtlos ist, sondern durchaus die Kontrolle über Situationen behalten kann, sie ihm also nicht entgleiten, wenn er keinen oder nur wenig Alkohol zu sich nimmt.

*vielleicht=zwei=drei=Bier=hab=ick=getrunken,*

Guido konkretisiert seinen Alkoholkonsum. Man hat dabei nicht den Eindruck, dass es ihm auf den Nachweis seiner Trinkfestigkeit ankommt. Des Weiteren wird die Vermutung, dass er sich durch die Erwähnung von Alkohol von Gefühlen eigenen Versagens, eigener Schuld und Verantwortung entlasten möchte, eher geschwächt. So kann als Hypothese angenommen werden, dass es ihm um eine Detaillierung seiner Situationsbeschreibung geht. Bestehen bleibt ebenso die Lesart nachträglicher Selbstversicherung, dass er also nicht machtlos ist.

*ick hab in de Ecke gest(ellt)*

Zum einen könnte hiermit gemeint sein, dass Guido in der Tat nicht an dem Zusammenprügeln des Schwarzen aktiv in dem Sinne beteiligt war, dass er selbst Hand anlegte. Die Formulierung könnte also bedeuten, dass er abseits vom Geschehen stand oder sich dorthin begab. Die Annahme, er sei der Auslöser für die Situation gewesen, bleibt weiter bestehen. Eventuell folgt aber eine Sequenz, in der Guido erklärt, was er in die Ecke gestellt hat, einen Gegenstand, wie die Videokamera beispielsweise, oder eine Waffe oder einen noch unbekanntem Gegenstand.

*ick hab **gezittert**,*

Guido artikuliert erneut seine Angst und sein Zittern. Dies legt nahe, dass mit diesem Erlebnis – oder vielleicht auch ein Erlebnis, auf das dieser Vorfall verweist – ein wirklich ungeheuer tiefes Angstgefühl für Guido verbunden ist. Die Frage ist immer noch, was die Ursache dieser anscheinend existenziellen Angst ist. Fraglich ist, ob er dies im weiteren Verlauf benennen kann. Möglicherweise neigt er zu Wiederholungen, die seinen Angstzustand untermauern. Denkbar ist als Motiv für diese Sequenz auch die Schilderung seiner Ohnmacht.

*ick=hab=Angst=gehabt*

Guido scheint vollständig zu der damaligen Situation und zu seiner Angst zurückzukehren. Weiterhin bleibt relativ dunkel, worin die Ursache hierfür liegt. Jedenfalls könnte es etwas sein, was unaussprechlich, nicht zu benennen ist. Darauf würde auch die starke Betonung der entsprechenden Worte verweisen.

*ick=hab-, vor Angst hab ick geheult*

Nach einer erneuten Benennung seines Angstgefühls erwähnt Guido ein weiteres Symptom nach Zittern und Gänsehaut, wie sich seine Angst körperlich niederschlägt. Er beginnt zu weinen, scheint völlig zusammenzubrechen. Wir können annehmen, dass die psychische Belastung für ihn immens zu sein scheint. Für den Fortgang könnte man unter Umständen mit einer Intervention von Dritten rechnen, die Guido helfen. Eventuell könnte auch jemand aus der Gruppe an Guido mit der konkreten Aufforderung zur eigenen Beteiligung an der Schlägerei herantreten.

*mein=ick=z=zum Kumpel bring mir nach Hause*

Guido wird selbst aktiv, gewinnt seine Handlungsfähigkeit zurück und bittet augenscheinlich ein Mitglied der Gruppe, ihn nach Hause zu bringen. Wir können vermuten, dass die Situation und das Angstgefühl, das sie oder der durch sie aktivierte Verweis auf eine andere, möglicherweise traumatische Situation ausgelöst hat, für Guido so unerträglich geworden ist, dass er es nicht mehr aushält und der Situation entfliehen muss, um nicht vollständig zu kollabieren. Des Weiteren bleibt die Lesart, wonach er sich ohnmächtig und hilflos fühlt, bestehen. Dieses Gefühl würde mit dieser Passage dahingehend konkretisiert, dass es ihm nicht einmal mehr möglich ist, alleine nach Hause zu gehen. Denkbar wäre nun, dass der *Kumpel* diese Hilfeleistung verweigert und etwa auf die Notwendigkeit, als Mann hart sein

zu müssen, hinweist. Genauso kann dieser *Kumpel* ihn aber auch tatsächlich nach Hause bringen. Wir erwarten in beiden Fällen eine Schilderung des weiteren Ablaufs.

*weil ick=hab=Angst=jehabt*

Guido bringt nochmals die ungeheure Schwere seiner Angst zum Ausdruck, die sich auch in der Schnelligkeit seines Sprechens niederschlägt. Er könnte durch die Situation so traumatisiert worden sein, dass die Welt für ihn extrem unsicher und unkalkulierbar geworden ist. Denkbar wäre auch, dass er schon einmal ein traumatisches Erlebnis hatte, das durch diesen Vorfall sozusagen reaktiviert wird. Geschwächt wird die Lesart, wonach es sein Gefühl der Schuld als Auslöser der Gewalteskalation ist, das als Ursache und Anlass für seine Angst herangezogen werden muss.

*ick=hab=mir=alleene=nich=mehr=nach=Hause=getraut, /((atmet))*

Aufgrund dieser Sequenz könnte eine Lesart entwickelt werden, wonach es doch das eigene Schuldgefühl ist, das seiner Angst zugrunde liegt. Unter Umständen rechnet Guido damit, dass seine Eltern von dem Vorfall und seiner Rolle dabei erfahren und er von ihnen Sanktionen zu erwarten hat, wie etwa Entzug von Taschengeld oder Hausarrest oder dergleichen. Möglich ist allerdings auch die These, dass mit diesem Satz auf den eigentlichen Ursprungsort seiner Angst verwiesen wird. Danach wäre die Genese seiner furchtbaren, existenziellen Angst in seiner Familie zu suchen, bei den Eltern, bei dem Vater, bei der Mutter, bei Geschwistern oder bei eventuell in diesem *zu Hause* mitwohnenden Verwandten oder Bekannten, so dass er nicht nach Hause gehen möchte und dafür die Unterstützung eines *Kumpels* benötigt. Die Passage könnte allerdings auch dahingehend ausgelegt werden, dass sie unterstreicht, wie unsicher die Welt für Guido infolge



des eigenständig traumatischen Charakters dieses Vorfalles geworden ist.

*nachdem ick diet gesehen hab (2)*

Mit diesem Satz wird nochmals auf den Auslöser seines Angstgefühls verwiesen und darauf, dass er selbst nicht aktiv an der Handlung des Verprügelns beteiligt gewesen ist. Die anschließende Pause von zwei Sekunden könnte so interpretiert werden, dass seine Erzählung nun zu einem Abschluss kommt.

*denn hat er mir nach Hause gebracht, diet war abends (2)*

Der *Kumpel* bringt Guido also tatsächlich nach Hause, und wir erfahren nun, dass der Vorfall sich vermutlich am späten Nachmittag/am frühen Abend ereignet hat, da der Weg nach Hause nicht übermäßig weit sein dürfte, weil der Vorfall in seinem Wohnort stattgefunden hat.

*ick=konnt=nich=richtig=pennen ick=hab=ick=hab-, so ne Angst gehabt,*

Guido nennt ein weiteres körperliches Symptom, wie sich seine essenzielle Angst niederschlägt. Er kann ob dieses Ereignisses nicht schlafen. Wiederum ist zu vermuten, dass dies Ausdruck des Charakters dieser Angst als einer Todesangst ist. Nicht-Schlafen-Können kann sodann auch eine durchaus typische Folge eines traumatischen Erlebnisses sein. Die Schilderung der Situation könnte mit dieser Sequenz beendet werden. Denkbar wäre sodann, dass Guido den Verlauf der Nacht noch detaillierter darlegt. Unter Umständen wäre auch ein Themenwechsel zu gewärtigen.

*diet war schlimm (3)*

Diese Äußerung kann so interpretiert werden, dass Guido eine Evaluation des Vorfalls und seiner Bedeutung für ihn vornimmt. Die Wortwahl dabei ist eher schlicht und steht eventuell im Kontrast zu der Dimension des Angstgefühls, wie sie zuvor geschildert worden ist. Sie könnte aber auch so erklärt werden, dass Guido nun eigentlich keine verbalen Möglichkeiten zur weiteren Steigerung und Dramatisierung seines Angstgefühls mehr hat. Die Pause von drei Sekunden könnte die Bedeutung des Wortes *schlimm* jedoch wieder aufwerten. Sie kann auch das Ende dieser Sequenz und den Übergang zu einer anderen einläuten. Eine weitere Lesart wäre sodann, dass es vielleicht für ihn schlimm war, nicht schlafen zu können und stattdessen wach zu liegen und Angst zu haben. Dies könnte für ihn bedrohlich sein und auf eine andere, frühere Situation verweisen, in der Schlimmes geschah.

*na ja,*

Wenn die zuletzt entwickelte Lesart stimmig ist, dann würde dieser Ausdruck wiederum auf die andere und frühere Situation verweisen. Mit dieser Formulierung könnte Guido anzeigen, dass dieser Themenkomplex so heikel ist, dass er besser nicht besprochen und thematisiert wird. Er würde dann im Anschluss zu einem schon erwähnten Thema zurückkehren oder ein vollständig neues einführen. Gleichzeitig schreibt *na ja* einer möglichen anderen und früheren Situation nur geringe Bedeutung zu; die Situation wird relativiert, bagatellisiert, was wiederum als Strategie zur Vermeidung heikler Themenfelder interpretiert werden kann.

*dann hab ick die **ersten zwee** Tage Angst gehabt da hinzugehen*

Diese Passage könnte die Nachhaltigkeit und damit erneut die Tiefe seines Angstgefühls beschreiben. Wenn die weiter oben entwickelte Annahme stimmig ist und bei Guido ein Gefühl der Schuld mit-

schwingt, dann könnten diese zwei Tage auch auf eine Phase verweisen, in der er mit sich und seinen Gefühlen ringt, also eine ambivalente Haltung bei ihm vorherrscht, in der auch sein Verhältnis zu der Gruppe in Frage gestellt werden könnte. Die Wortwahl und insbesondere die konkrete Nennung eines zeitlichen Abschnittes von zwei Tagen könnten darauf hindeuten, dass diese ambivalente Einstellung nach dieser Phase überwunden ist und er zu seiner alten Haltung gegenüber der Gruppe zurückkehrt. Dies könnte er nun darlegen. Andererseits kann dieses *da* durchaus auch im örtlichen Sinne verstanden werden, so dass es den Tatort meint, an dem der Schwarze zusammengeprügelt worden ist.

*weil ich genau gewusst hab dat=dat=dass wieder wat passiert, mit die irgendwelche anderen **zusammenprügeln**, und:*

Guido äußert als Begründung für seine Angst die Gewissheit, dass ähnliche Situationen und Vorfälle eintreten werden. Wir können also vermuten, dass es sich in diesen zwei Tagen tatsächlich um eine Phase handelt, in der Guido mit sich ringt und unsicher ist, ob er sich weiter auf die Gruppe einlassen soll. Eventuell greift Guido unter dem Eindruck einer Traumatisierung zu einer Strategie der Vermeidung. Dieses Ereignis könnte demnach eine Zäsur in Guidos Verhältnis zu der Gruppe bedeuten und einen Distanzierungsprozess einleiten. Die Benennung des konkreten Zeitraums jedoch könnte wiederum darauf hinweisen, dass es sich hier um eine vorübergehende Phase handelt. In einem solchen Falle wäre also die Bindung an die Gruppe, das emotionale Ferment in dieser Beziehung, stärker als die dunkle Seite dieser Gruppe, die sie offensichtlich auch hat, wenn derartige Gewaltorgien kein singuläres Phänomen sind.

/na ja ((leise)) da sind **einige** wieder zu **mir** gekommen zu-, äh, n=nach Hause (1) ham wa uns **unterhalten, ja und mhm und ah** /und ((leise)) bin ick **wieder mitgefahren**,

Sofern mit *einige* keine Personen aus einer anderen Gruppe gemeint sind, bestätigt sich die Lesart, nach der Guido sich nicht von der Gruppe distanziert. Allerdings kann man auch vermuten, dass er nicht die treibende Kraft in dem Prozess der Erneuerung und Wiederaufnahme der Beziehungen ist, weil die Initiative hierzu von einigen Mitgliedern der Gruppe auszugehen scheint, die ihn zu Hause aufsuchen. Angenommen werden kann ferner, dass es hierfür eines gewissen kommunikativen Aufwandes bedurfte, also eine intensive Unterredung, in der diese *einige* ihn überreden oder überzeugen. Diese Unterredung selbst wird allerdings nicht geschildert, so dass auch die Gegenlesart möglich ist, wonach es nämlich eines gar nicht so großen Aufwandes bedurfte. In diesem Fall könnte bei Guido eine Interessenlage, ein Bestreben vermutet werden, von der Gruppe ein wenig umsorgt, gehegt und gepflegt zu werden. Dass er *wieder mitfährt*, könnte zudem signalisieren, dass er sich auf die Gruppe in dem Wissen einlässt, dass es wieder zu solchen Vorfällen kommen wird und er diese dann auch mittragen wird, vielleicht in aktiver Art und Weise.

und dann jing's (so los) mit **Konzerte, Skinkonzerte** und (3) /((atmet hörbar aus))

Guido berichtet von den Aktivitäten der Gruppe, wobei nun auch klar wird, dass es sich um eine Skinhead-Gruppe handelt und somit der Vorfall einen fremdenfeindlichen, rassistischen und rechtsextremistischen Hintergrund haben könnte. Mit der Nennung von Skin-Konzerten könnte er darzulegen versuchen, dass die Gruppe auch andere Aktivitäten betreibt, die wichtiger und ‚normaler‘ sind als der Vorfall des Zusammenschlagens. Unter Umständen signalisiert diese Benennung auch die Bedeutung, die Musik als Medium der Identitäts-

stiftung und der politischen Sozialisation der Gruppenmitglieder besitzt. Die Tatsache, dass Guido – zumindest zunächst – nur Musik als Gruppenaktivität nennen kann, könnte darauf hinweisen, dass sich die Aktivitäten der Gruppe im Wesentlichen auf die zwei nunmehr genannten Bereiche, nämlich Musik und Gewalt, beziehen. Möglicherweise nennt Guido jedoch nach der Pause von drei Sekunden weitere Gruppenaktivitäten.

*dann=jing=s=richtich=los*

Er macht die gewichtige Aussage, dass es *dann richtig losgegangen* sei. Die Bedeutung von *dann* dürfte relativ klar sein und die Zeit im Anschluss an das *wieder mitfahren* benennen. Relativ unklar ist demgegenüber jedoch, *was* genau dann richtig losgegangen ist. Dies könnte sich auf die Aktivitäten der Gruppe im Ganzen beziehen. Denkbar wäre allerdings auch, dass sie lediglich einen Ausschnitt dieser Aktivitäten, also etwa die Konzerte oder auch die Gewalttätigkeiten, meint. Unter Umständen könnte man auch annehmen, dass es Guidos Leben ist, was da nun richtig losgegangen ist. Dann würde die Sequenz so etwas wie das Überschreiten einer Schwelle, Aufbruch, Befreiung oder vollendete Initiation signalisieren, was im weiteren Verlauf näher ausgeführt werden könnte.

*war et richtig-, **schöne Zeit**,*

Guido nimmt hier eine Evaluation dieser Phase nach dem *wieder mitfahren* vor, und zwar eine ausgesprochen positive. Eventuell wird hiermit auch angedeutet, dass die Zeit davor gar keine *schöne Zeit* gewesen ist. Dies würde die Lesart bestätigen, dass sich die Aussage, es sei *richtig losgegangen*, auf sein Leben bezieht, das nun möglicherweise erst lebenswert geworden ist. Aufbruch, Befreiung und Initiation bleiben somit als Folge-Lesarten weiterhin gültig.

*richtig mit brutal, also richtig=mit=Gewalt ((atmet ein)) (1) irgendwelche Polizisten: die uns so=n=bissel=angequatscht haben, gleich /Pooch ((lautmalerisch)) in die Fresse gehaun war=uns=egal*

Guido könnte nun seinen Weg gefunden haben, mit dem Trauma umzugehen. Indem er genau das macht, wovor er Angst hat, überwindet und besiegt er seine Angst; indem er sich praktisch vom Opfer zum Täter aufschwingt, kompensiert er seine eigenen Opfer-Erfahrungen; indem er vom Objekt zum Subjekt wird, entgeht er den quälenden und peinigen Gefühlen der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins. Möglicherweise erleben wir hier den Triumph eines Opfers über die Traumata der Vergangenheit ...

#### **Zwischenbilanz:**

Die Text-Stelle, die soeben für eine Feinanalyse verwendet wurde, wurde mit einer Frage des Interviewers eingeleitet. Darin wurde Guido danach gefragt, ob er sich an die Situation erinnern könne, in der zum ersten Mal eine Prügelei im Kontext der Skinhead-Gruppe stattgefunden hat, und Guido leitet, wie gesehen, seine Antwort mit dem Hinweis und der Erwähnung seiner Angst ein. Ein hervorstechendes Merkmal dieser Sequenz ist die Tatsache, dass Guido diese Geschichte tatsächlich *erzählen* kann, d. h. sich nicht der kontrollierteren Textsorten Argumentation und Bericht glaubt bedienen zu müssen. Guido hat hier mit anderen Worten keinen Kontrollbedarf, um wunde oder heikle Punkte und problematische Klippen zu umschiffen; er ist hier kommunikationsfähig, und die Darstellung wirkt authentisch. Im weiteren Fortgang wird zu prüfen sein, ob sich in dem Interview Belege für die aus dieser Feinanalyse gewonnenen Hypothesen und Ergebnisse finden und ob es Stellen gibt, die diesen Hypothesen zuwiderlaufen.

### 6.2.1.5 Die Strukturhypothese

Die Herleitung einer Strukturhypothese für den untersuchten Fall basiert auf der Kontrastierung von der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte. Aus diesem Analyseschritt heraus lässt sich die Frage nach der Funktion der gewählten Darstellung der jeweiligen Biographie für den/die Befragte/n beantworten. Auch lassen sich die biographischen Erlebnisse und Erfahrungen, die zu dieser Präsentationsform geführt haben, herausfiltern. Es kann sodann eine Aussage, eine Strukturhypothese über den jeweiligen Fall getroffen werden. Hier geht es quasi um das Finden der Handlungsregeln oder der ‚generativen Regel‘ (Oevermann) in der Persönlichkeit des/der Biograph/e/i/n, d. h. im Einzelfall.

Die Annahme eines Prozesses der Befreiung und Katharsis bestätigt sich im weiteren Verlauf des Interviews. Sinnfälliger Ausdruck dessen ist die folgende Formulierung, nach der Guido sich fühlt *wie: als=ob=ick=**neu=geborn**=wär* (57: 1835–1836). In der Skinhead-Szene und in den damit verbundenen Akten der Gewalttätigkeit findet Guido psychische Entlastung, die sich sogar in seinen eigenen Worten niederschlägt. So formuliert er kurz nach der geschilderten Sequenz: *und=da sollte ick **och**-, zu der Zeit=wo=ick=in=der=Skinheadszene=ringekommen=bin /((atmet hörbar)) da sollte ick och dann **trotzdem** zum=Psych-, äh-, Psychologen gehen, aber ick bin da nich mehr hingegangen, (...) weil: /phh ((lautmalerisch)) wat soll ick denn da ((leise))* (35: 1111–1115). Aufschlussreich ist in dieser Passage insbesondere die Benutzung des Wortes *trotzdem*, weist sie doch auf eine unbewusst erfolgende Gleichsetzung von Skinhead-Szene und Psychologen hin. Im Hinblick auf die psychische Entlastung, die Katharsis und die Befreiung von der Last des Vergangenen ist die Funktionalität der Skinhead-Szene und, so dürfen wir vermuten, ihrer gewalthaltigen Aktionen größer als die der Psychologen, so dass es

sich für Guido erübrigt, diese weiterhin aufzusuchen. Gegen Ende des Interviews äußert er sich ausnehmend skeptisch über die Wirkung der Gespräche bei den Psychologen, denn er sagt: *ob diet da wat **geholfen** hat, /diet weiß ick nich ((leise)) (...) ick meine diet jibt zwar jetzt=n=**Gut=Gutachten** jibts jetzt endlich ja, dass ick: bei **irgendwelchen Straf:taten verminderte Schuldfähigkeit** (und so) bekomme, (...) /aber **sonst** ((leise)) (3) seh **ick selber** (bei) **nüsch** dranne dass da wat rausgekommen ist (83: 2693 – 84: 2698). Guido wähnt sich bei den Psycholog(inn)en in einem *Idiotentest* (84: 2708) und fühlt sich *irgendwie: so runter:jeputzt* (84: 2726). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch seine Evaluation nach einer kurzen Erzählung über eine strenge Psychologin: *wenn man: irgendwie **streng** is oder so: dann erreicht man **jar nüsch** bei mir, (...) klappt **jar nüsch** mehr, dann **will ick och selber jar nich mehr*** (85: 2739–2740). Dies klingt beinahe wie eine Mahnung oder sogar eine Drohung, es mit der Strenge bei ihm nicht zu übertreiben, denn er könne sehr schnell den Willen verlieren, an einer Verbesserung seiner Situation zu arbeiten. Abgesehen von dem Gutachten, das ihm praktisch verminderte Schuldfähigkeit bescheinigt und damit eine Verkürzung seiner Haftstrafe impliziert, sei die psychologische Betreuung, so kann man die Worte Guidos lesen, letztlich nicht auf fruchtbaren Boden gefallen.*

Weil Guido die Gewalt-Situationen erzählen kann und seine Erzählung authentisch wirkt, kann er im weiteren Fortgang des Interviews auch offen zu seinen Gefühlen stehen, die er in den folgenden Prügel-Situationen, in denen er auf der Seite der Täter steht, empfindet: *dann, hab=ick=schon=richtig=**Gefallen**=dran=gefunden* (34: 1095; eine nahezu identische Formulierung 35: 1100) heißt es an einer Stelle. Und eine weitere Passage, in der es um die zweite von ihm miterlebte Prügel-Szene geht, evaluiert er mit der folgenden Sequenz: *(...) konnte ick och richtig meine=**Aggressionen** rauslassen, hab=ich=richtig=mitgemacht=den=**zusammenzu:treten**, und so-, richtig z=z=z zu **ver-***



*prügeln*, /((atmet hörbar)) da=hab=ick-, diet=**erste**=Mal=hab=ick=och=Angst=gehabt wo: Blut geflossen ist, (...) /da=hab=ick=**Angst**=gehabt ((leise)) **aber=dann=jing=et** ((Tonfall: eher verwundert)) det=nächste=Mal=hat=es=mir=**gefallen**, hab=ick=**so**=lange=**eingepriegelt**-, mit=m=**Knüppel**=eingepriegelt=bis=bis **Blut** geflossen ist, (...) diet hat mir **richtig gefallen**, des=des-, weiß=ick=nich (3) na ja (2) (35: 1103–1111).

Gleichzeitig kann das Erzählen-Können dieses Vorgangs das Nicht-Erzählen-Können eines anderen Erlebnisses oder mehrerer anderer Vorgänge kaschieren, auf die sich zahlreiche Verweise finden. Denn es wird in diesen Passagen deutlich, dass Guido in der Gewaltanwendung auch so etwas wie Lust empfindet, die bisweilen sogar in unterschwelligem Sadismus mündet, dem seine eher weichen, empfindsam und kindlich wirkenden Gesichtszüge bei gleichzeitig sehr kräftigem Körperbau zu widersprechen scheinen. So bekundet er beispielsweise, dass das Verprügeln von anderen Leuten **lustig** (32: 1031) gewesen sei, weil: *ick konnte in dem Sinne och meine-, Aggressionen abbauen* (32: 1031). Mit der Verwendung des psychologischen Fachjargons *Aggressionen abbauen* legt er zudem nahe, dass es sich hier um einen normalen Vorgang, um ein gleichsam physikalisches Gesetz handelt. Wenn irgendwo Überdruck entsteht, dann muss dieser Druck auch rausgelassen werden. Seine zu vermutende Neigung zu sadistischen Handlungen wird durch diese Formulierung auch relativiert.

Für die Annahme des Sadismus spricht auch seine Antwort auf die Frage, ob er sich an eine Situation erinnern könne, in der er selbst einen Ausländer verprügelt habe: (3) /jo: ((sehr leise)) /also ick=hab=da ((leise)) (5) /ick=hab, weiß=ick=ne ((sehr leise)) (2) /**Spaß**: (Tonfall: etwas ungläubig), also ick hab **Spaß** gehabt daran, (...) den: zu verprügeln zu **quälen**-, /diet=hat=mir=irgendwie: ((leise)) gefallen (39: 1240–1243). Die Intonation in niedriger Lautstärke, die sich an

bestimmten Stellen findet, die zweimalige Verwendung des Wortes Spaß, zunächst in ungläubigem, dann – so der Eindruck – in affirmativem Tonfall, und die Betonung von *quälen* legen eine solche Interpretation nahe. Allerdings können sie auch als Belege dafür gelesen werden, dass der unterschwellige Sadismus für Guido nicht so leicht zu thematisieren und zu verbalisieren ist. Eventuell wird damit gerade ein Bereich berührt, den er nicht erzählen kann und wo sein Kontrollbedürfnis weitaus größer ist, beinhaltet er doch womöglich auch ein Erschrecken vor sich selbst und den eigenen Gewalt-Fähigkeiten und -Möglichkeiten.

Die Annahme des Nicht-Erzählen-Könnens anderer Erlebnisse wird gestützt durch die Stellen, die in der für die Feinanalyse ausgewählten Textsequenz auf ein anderes Erlebnis, das einen traumatischen Charakter besitzt, hinweisen. Dass noch nicht alles erzählt ist, lässt sich sodann auch aus der Passage entnehmen, mit der das Interview schließt. Hier erhält der Interviewer als Antwort auf die Frage nach Dingen, die Guido möglicherweise noch berichten möchte, eine Verneinung mit dem Zusatz */sonst war eigentlich nüscht mehr ((leise))* (85: 2748). Wenn die Verwendung des Wortes *eigentlich* nicht nur im Sinne eines Füllwortes ohne jegliche Bedeutung erfolgt, und dies ist eine These, die durch einige weitere Interview-Stellen gestützt wird, dann können wir vermuten, dass es *eigentlich* doch noch etwas zu erzählen gäbe. Dies führt zu der Annahme einer Differenz zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Es wäre dann zu fragen, welche Faktoren und Gründe dafür heranzuziehen sind, dass etwas nicht benannt werden kann und de-thematisiert werden muss.

Einer Lesart zufolge könnten die Dinge, die noch erzählt oder berichtet werden könnten, von dem Interviewten schlicht und ergreifend als unbedeutend angesehen werden oder der Interviewte glaubt, dass das, was noch zu erzählen wäre, für den Interviewer nicht interessant

genug ist. Dagegen spricht jedoch die Methode, denn biographische Interviews stellen die Form des Interviews dar, in dem die Interviewpartner den größten Spielraum hinsichtlich der Setzung der Akzente und der Einbringung ihres Relevanzsystems besitzen. Folglich erscheint eine zweite Lesart wahrscheinlicher, wonach es tatsächlich etwas gibt, was noch anzusprechen wäre, was aber für den Interviewten zu heikel ist, weil es mit Gefühlen von Schmerz, Scham oder Schuld belegt ist oder weil es zu sehr Emotionen berührt.

Ein solches Etwas gibt es für meine Begriffe tatsächlich, und es existiert nicht nur im Singular, sondern im Plural. Diese Annahme schwang schon bei der obigen Feinanalyse mit. Guidos Kindheit war geprägt von emotionaler Vernachlässigung; sie war von Gewalt durchtränkt, und zwar nicht nur im Sinne von Prügel und körperlicher Misshandlung, sondern es finden sich einige Indizien für sexuellen Missbrauch. Unklar ist nach der Analyse, von wem der mögliche Missbrauch ausging, von einer unbekannt Person, von dem Vater, der positiven Bezugsperson des Onkels oder der Schwester, von ihnen jeweils allein oder gemeinsam in den unterschiedlichen denkbaren Zusammensetzungen. Weitestgehend unklar ist auch, um welche Formen sexuellen Missbrauchs es sich handelt. Sexueller Missbrauch ist jedoch in jedem Fall ein tiefes traumatisches Erlebnis, das die unterschiedlichsten Folgewirkungen haben kann (klassisch Finkelhor 1984; vgl. auch Heiliger/Engelfried 1995). Ein Charakteristikum ist, dass es für die Betroffenen ungemein schwierig ist, ein solches Erlebnis zu benennen. Und der Schwierigkeitsgrad steigt, je näher die missbrauchenden Personen dem/r Betroffenen stehen (vgl. auch Tisseron 1998; Imber-Black 1999). Dieses allgemeine Muster könnte im Falle von Guido darauf hindeuten, dass ein sexueller Missbrauch in der Familie vorliegt. Nehmen wir dann noch hinzu, dass in der Situation zum Zeitpunkt des Interviews und während seiner Haft die Eltern und die Schwester für Guido den stärksten sozialen Rückhalt bilden,

dann wird verständlich, warum er einen Missbrauch nicht benennen kann. Diesen Rückhalt fasst Guido in dramatische Worte: */(atmet)) und: ick=**will**=einfach=meene=**Eltern-**, will ick nich ver=verlieren (...)* Eltern Verwandtschaft allet weil: den hab ick **viel** zu verdanken (47: 1521–1524).

Ein zweites unaussprechliches Etwas könnte mit dem ersten zusammenhängen. Wenn im Falle der körperlichen Misshandlung und Prügel die Annahme der Transformation vom Opfer zum Täter stimmt, dann wäre nicht auszuschließen, dass ein ähnlicher Mechanismus auch in dem Fall eines sexuellen Missbrauchs funktioniert. Dafür haben wir konkrete Anhaltspunkte und Hinweise. Im Gegensatz zu anderen Interview-Partnern nennt uns Guido nicht den Grund für seine Inhaftierung. Er erweckt den Eindruck, es habe mit den ‚üblichen‘ Fällen von Körperverletzung zu tun. Wie wir später erfahren, hat Guido gemeinsam mit einigen wenigen anderen Personen eine Frau über mehrere Stunden hinweg in einem Zimmer eingesperrt und sie in sadistischer Manier traktiert. In diesem Zusammenhang, der den Tatbestand der Freiheitsberaubung erfüllt, hat sich Guido nicht nur der schweren Körperverletzung schuldig gemacht, sondern auch der sexuellen Nötigung, zumindest der versuchten sexuellen Nötigung.

Somit können wir mit hinlänglicher Sicherheit annehmen, dass es drei Bereiche sind, die nicht in Worte gefasst werden dürfen: (1) selbst erfahrener sexueller Missbrauch; (2) selbst praktizierter bzw. versuchter sexueller Missbrauch; und (3) der Punkt, wo Spaß am Prügeln in Lust am Quälen und Sadismus umschlägt. Diese biographisch ungemein relevanten, in der Perspektive von Guido indes bedrohlichen thematischen Felder werden weitestgehend de-thematisiert, sie schwingen jedoch subkutan in dem von ihm produzierten Interview-Text mit, sie sind damit ko-präsent.

Bei der Kontrastierung der erlebten mit der erzählten Lebensgeschichte können demnach die folgenden Punkte festgehalten werden: Guido ist während des Interviews bemüht, ein Bild von sich zu entwerfen, wonach seine Aggressionen, seine Aggressivität und seine Gewalthandlungen quasi naturwüchsig sind. Er ist überzeugt, dass sie praktisch wie eine Krankheit sind, für die es eine benennbare Ursache gibt, nämlich die gutachterlich bescheinigte Verzögerung in seiner psychischen Entwicklung. Weil er diese Annahme internalisiert hat, kann er über bestimmte Strecken des Interviews hinweg erzählen. Die Internalisierung ist jedoch nicht vollständig, denn Guido weiß von einem Teil seiner Persönlichkeit, der noch dunkler ist, wo ein Abgrund lauert, der ihm Vergnügen und gleichzeitig große Furcht bereitet, und dies ist seine Lust, anderen weh zu tun, kurzum, sein Sadismus. Entsprechend mischen sich bei ihm in Passagen der Erzählung solche der Argumentation bzw. eine Argumentation beinhaltet häufig eine Belegerzählung.

Guido kann eine andere als die von ihm genannte Erklärung für sein gewalttätiges Handeln nicht gelten lassen. Er will, dass es auf die ärztlichen Kunstfehler zurückzuführen ist. Er kann nicht zulassen, dass die familialen Gewalterfahrungen, die höchstwahrscheinlich über die rein physische Misshandlung hinaus eben auch noch sexuellen Missbrauch umfassen, als erklärende Variablen herangezogen werden. Dies würde psychologisch für ihn selbst eine große Bedrohung darstellen; auch würde es seine Familie an den Pranger stellen. Anzunehmen ist infolgedessen, dass er diesen Bereich des sexuellen Missbrauchs zu seinem eigenen Schutze wie auch zu dem Schutz seiner Familie verdrängt hat, so dass lediglich einige Verweise auf dieses ko-präsente thematische Feld aufschimmern. Deswegen darf er in dem Interview auch nicht den Grund seiner Inhaftierung angeben. Dies darf er auch deswegen nicht tun, weil er damit einen Blick auf den in ihm rumorenden Abgrund zulassen würde, der da Sadismus heißt.

Guido weiß jedoch um den Vulkan, der in ihm schlummert und der bei entsprechender Gelegenheit durchaus wieder ausbrechen kann. Dies ist nach meinem Verständnis auch der Grund, warum sich Guido zu dem Interview bereit erklärt hat. Er möchte als Botschaft vermitteln, dass die Abnabelung von der Skinhead-Gruppe, in der er – biographisch-psychologisch für ihn ungemein wichtig – Anerkennung und emotionale Zuwendung erfahren und die ihn so genommen hat, wie er ist, keineswegs gelungen ist. Damit ist zugleich auch die Ablösung von seinem gewalttätigen, sexuell missbrauchenden und sadistischen Handeln nicht geglückt. So findet sich in dem Interview etwa die folgende Stelle: *Weil ick=hab=Angst wenn ick=rauskomme=aussem=Knast (...) wird diet von vorne losgeht (...) /aber: irgendwie will ick diet: diet=will=ick=hinter=mir=lassen ick will n=vernünftigen Weg offbauen (...) denn wenn ick jetzt nochmal in die Skinhead-szene rinkomme, dann: weiß=ick=genau=dass=meine=Eltern=mich=fallen=lassen* (47: 1506–1514). Diese Lesart wird unterstrichen durch die bereits zitierte Passage, in der Guido schon relativ früh im Interview angibt, dass er mit der Skinhead-Szene *eigentlich=nüschtmehr zu tun* (2: 50) habe. Sein Interview ist von ihm also als eine Art Hilferuf gedacht, zumal die Drohung der Eltern im Raum steht, ihn fallen zu lassen; er wünscht sich größere Unterstützung, er fürchtet zu versagen, wenn er wieder draußen ist, und er hat Angst vor dem, was er tun kann. Tief in seinem Inneren weiß er, dass er ‚es‘ wieder tun wird, wenn ihm nicht massiv geholfen wird. Denn die Bekämpfung von Gewalterfahrungen durch eigene Gewaltanwendung und die Substitution des eigenen Status eines Opfers sexueller Gewalt durch den Status eines Täters haben nicht nur eine ungeheure befreiende, kathartische Wirkung, sondern sie befriedigen auch ein sadistisches Lust-Bedürfnis.

Dieser circulus vitiosus könnte unter Umständen durchbrochen werden, indem man bei Guido an seinem durchaus vorhandenen Bedürf-

nis ansetzt, es seinem Umfeld recht zu machen und den Normen seiner Bezugspersonen und seiner Bezugsgruppe zu entsprechen, und sich dabei bis zu einem gewissen Grad seiner Beeinflussbarkeit bedient. Dies ist allerdings kein einfaches Unterfangen, und ich persönlich bin hier auch ausgesprochen skeptisch.

Guido wähnt sich zwar *zwischen den Stühlen* und fühlt sich *hin- und hergerissen*, wobei die beiden entgegengesetzten Pole durch seine Eltern/seine Familie einerseits und die Skinhead-Gruppe andererseits markiert werden. Es besteht bei ihm allemal ein starkes Bedürfnis, von seinen Eltern die emotionale Wärme und Anerkennung zu erhalten, die ihm lange versagt blieb. Doch verfügt er über eine langjährige Erfahrung, die ihm sagt, dass elterliche und insbesondere väterliche Wärme und Anerkennung nur zu erreichen sind, wenn er sich praktisch verbiegt, wenn er quasi ein anderer wird. Terminologisch schlägt sich dies in der Verwendung des Wortes *tolerant* an verschiedenen Stellen des Interviews nieder. Das Attribut Toleranz schreibt Guido denjenigen Personen in seinem Umfeld zu, die ihn gewähren lassen, die ihn so nehmen, wie er ist, die ihn nicht verformen wollen und die ihn ernst nehmen. Und diese Toleranz hat Guido in hohem Maße in seiner Skinhead-Gruppe erfahren. Deshalb hat er sich auch in der Situation, als sein Vater nach Guidos handwerklich-technischem Erfolg im Umgang mit dem defekten Moped für ihn stärkeres Interesse zeigte, für die Gruppe entschieden. Die Anerkennung des Vaters war in Guidos Perzeption instrumentell bedingt; er glaubte, dass diese Anerkennung nicht echt, sondern nur dazu gedacht sei, ihn von der Gruppe zu lösen. Gleiches könnte er nun in seiner jetzigen Situation vermuten. Der Druck auf ihn ist jedoch ungleich größer, das Dilemma, in dem er sich befindet, enorm, was sich auch in Guidos Körperhaltung, in seiner Mimik und Gestik während des Interviews zeigt, die nur äußerlich locker wirkt; seine innere Anspannung zeigt sich etwa in über weite Strecken gekrampften Händen.

Einerseits weiß er, dass er etwas Unrechtes getan hat, und er versucht auch, sich als jemand zu präsentieren, der aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat. Dazu braucht er indes andererseits massive Unterstützung, und hier wird es prekär für ihn. Denn sein Verhältnis zu seinen Eltern und insbesondere zu seinem Vater ist ambivalent, eine Art Hass-Liebe, in der er auf der einen Seite um deren Liebe ringt und auf der anderen Seite weiß, dass ihm diese bislang versagt blieb, was starke negative Gefühle gegenüber seinen Eltern heraufbeschwört. Gleichzeitig ist der personelle Kontakt zu der Skinhead-Gruppe gerichtlich unterbunden worden, so dass er von dort keine Unterstützung erfahren kann. Aus diesem Grund lässt sich Guido für den Moment zumindest auf das Zwangsläufige ein. Es kann allerdings nicht ausgeschlossen werden, dass er in dem Augenblick, wo – etwa nach seiner Entlassung – wieder Kontakt zu der Skinhead-Gruppe besteht, seinen Eltern den Rücken kehrt. Zu verlockend ist das, was die Gruppe authentisch zu bieten hat; zu sehr hat er sich in deren Rahmen wohl gefühlt; zu funktional waren die Gruppe und die Aktivitäten in der Gruppe für die Behandlung von Guidos psychischem Problem. Die Aussichten für Guido sind alles andere als gut – weder in dem einen, dem zuletzt genannten Fall, in dem Guido in den Schoß der Gruppe zurückkehrt (oder sich eine neue sucht), noch in dem anderen, in dem sich Guido in dem Netz des Familien-Systems verstrickt. Sind in dem einen Szenario erneute und vermutlich eskalierende Gewalt-Handlungen zu befürchten, so kann in dem anderen Szenario ein suizidales Verhalten nicht ausgeschlossen werden. Guidos Botschaft in dem Interview ist richtig: er braucht Hilfe.



#### 6.2.1.6 Von der Strukturhypothese zum Typus

In der hier vorgetragenen Variante der Biographie-Forschung mittels biographischer Interviews werden nicht von dem Forscher ex ante gebildete Hypothesen oder Theorien auf dem Wege der Induktion oder der Deduktion einer empirischen Überprüfung unterzogen, sondern das hier vertretene Wissenschaftsverständnis beruht auf dem Konzept der ‚grounded theory‘ (gegenstandsbezogene Theorie, „datenbasierte Theorie“ Lamnek 1995: 111), das von den beiden Medizinsoziologen Glaser & Strauss (1967) entwickelt wurde. Danach besteht ein enges Wechselverhältnis von Theorie und Praxis insofern, als die Grenzen zwischen Datenerhebung und Datenanalyse als fließend und als parallele Prozesse begriffen werden. Die Theoriebildung erfolgt nicht im Sinne der Deduktion a priori in Form von am empirischen Material zu prüfenden, zu verifizierenden bzw. zu falsifizierenden Hypothesen, sondern die Theorie erwächst unmittelbar aus den empirischen Daten und insbesondere aus der Analyse dieser Daten mittels komparativer Verfahren. Gemäß dem Prinzip der Offenheit wird „die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt (...), bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat“. (Hoffmann-Riem 1980: 343; detailliert Strauss 1987) Es wird mithin keine Zweiteilung von empirischer Untersuchung und Theorieentwicklung vorgenommen, sondern die Theorieentwicklung ist in dem Datenmaterial, den Texten, verankert.

Die einzelnen hier in diesem Wissenschaftsverständnis vorgenommenen Analyse-Schritte dienen der Rekonstruktion eines spezifischen Falles, hier des Falles von Guido Rössner. Dabei hat sich gezeigt, dass gewalttätiges Verhalten in seinem Fall genetisch auf selbst erfahrene Gewalt zurückgeht. Diese wird dadurch kompensiert, dass Guido sich vom Opfer zum Täter aufschwingt. Die Strukturhypothese, die den

Fall Guido Rössner umschreibt, bildet zugleich den Typus, für den Guido Rössner im Kontext der Forschungsfrage nach den Hintergründen von Gewalt steht. Dieser Typus, verstanden im Sinne eines ‚konstruktivistischen Realtyps‘ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 156), könnte auf die folgende Kurzformel gebracht werden: Gewalt zur Bewältigung eigener Gewalterfahrungen.

Das ungemein Spannende des Falles Guido Rössner – und dies ist der Methode des biographischen Interviews zuzuschreiben – ist die Tatsache, dass wir mit dieser Methode eine Innenansicht dieses Prozesses erhalten; wir werden Zeuge dieser Transformation; wir erleben quasi mit, wie sich Guido vom Opfer zum Täter aufschwingt.

## 6.2.2 Dirk Martin: „ist irgendwie so ein Beschützerinstinkt“

### 6.2.2.1 *Die einzelnen Analyseschritte*

Dirk Martin wurde 1981 im östlichen Teil Berlins geboren; hier wuchs er auch auf. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Dirk 17 Jahre alt und lebt bei seinen Eltern in einem kleinen Ort östlich von Berlin. Er hat zwei Brüder, einen jüngeren und einen älteren, sowie eine ältere Schwester. Dirk gehört zu einer Generation, welche die Niedergangphase und den Zusammenbruch der DDR als kleines Kind und als Teenager die Jahre des Umbruchs in Deutschland und insbesondere in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung erlebt. Damit ergeben sich bereits drei Bereiche, mit denen Dirk die Darstellung seiner Lebensgeschichte beginnen könnte. Denn man kann vermuten, dass sowohl die zahlreichen interpersonalen Beziehungen innerhalb der Familie als auch der Umzug von Berlin ins Umland wie auch der gesamtgesellschaftliche Transformationsprozess biographisch relevant sind und sich hier Anknüpfungspunkte für seine Präsentation finden.

Er beginnt jedoch die Erzählung seiner Lebensgeschichte (Kü-002) mit zwei Fragen: *Hm, was soll ich nun sagen (2) Hm, wo fang ich da am besten an (4)* (1: 9). Die erste Frage mit der anschließenden Pause von zwei Sekunden deutet darauf hin, dass er sich eine klarere Frageformulierung seitens des Interviewers erhofft oder einen Hinweis von diesem, mit welchem Thema er beginnen soll. Überträgt man dies auf seine Persönlichkeit, könnte man vermuten, dass es sich bei Dirk um einen Menschen handelt, der Anforderungen und Erwartungen, die von anderen an ihn herangetragen werden, weitestgehend gerecht werden möchte. Der Interviewer nimmt die zwischen den Zeilen anklingende Konkretisierungsaufforderung jedoch nicht ernst und enttäuscht somit die Erwartungen hinsichtlich einer Eingrenzung des Gesprächsthemas. Die zweite Frage, auf die wiederum eine Pause, diesmal sogar eine etwas längere als beim ersten Mal, folgt, könnte man als eine Wiederholung der ersten, allerdings mit anderen Worten, lesen. Sie bringt zudem einen weiteren Zungenschlag mit ein, weil man diese Frage nicht nur als an den Interviewer gerichtet, sondern auch als eine Frage, die sich Dirk selbst stellt, begreifen kann. Dann wäre es eine Art Orientierungsphase, in der sich eventuell eine gewisse Unschlüssigkeit artikuliert, mit welchem Thema er selbst beginnen soll. Diese Phase könnte auch der Sondierung des Terrains im Sinne eines Beginns mit unproblematischen und einer Vermeidung von schwierigen Themenfeldern dienen. Aufmerksamkeit zieht zudem die Verwendung des Wörtchens *da* auf sich, könnte sie doch im Kontext des Satzes darauf verweisen, dass in dieser Biographie viele markante, positive wie negative Punkte stecken, die es schwierig machen, überhaupt einen Anfang zu finden.

Dirk entscheidet sich im Anschluss an diese Passage für die Schilderung seines schulischen Werdegangs. In kurzen, knappen, beinahe teilnahmslosen Sätzen gibt er einen Abriss über seine diversen Schulwechsel und darüber, dass er einige Male die Schule nicht geschafft

hat und sitzen geblieben ist. Auf die Grundschule folgt der Besuch einer Realschule. Daran schließt sich nach einer ersten Nicht-Versetzung ein Wechsel zu einer Gesamtschule an. Als er auch dort die schulischen Anforderungen nicht erfüllt, wechselt er schließlich zu einer überbetrieblichen Ausbildungseinrichtung. Nebenbei jobbt er als Bauhelfer und versucht auf diesem Wege, in ein Lehrlingsprogramm des entsprechenden Betriebes aufgenommen zu werden. Der Versuch misslingt. Dirk bezeichnet sich in dieser Sequenz zwei Mal als faulen Schüler, der kein Interesse an schulischen Dinge habe, was seine schulische Laufbahn erkläre. Er schließt diesen ersten Teil seiner Eingangserzählung, der sich gerade einmal über 15 Zeilen erstreckt und somit auffallend kurz ist, mit dem Hinweis auf seine jetzige Situation als jemand, der keine Lehrstelle hat.

In einem späteren Abschnitt (17: 533 – 18: 568), in dem sich das Gespräch noch einmal dem Themenfeld *Mein Versagen in der Schule* zuwendet, ergänzt Dirk, dass er kaum Erinnerungen an die Schule habe, wohl aber einige Erinnerungen an die Fotos vom ersten Schultag. Er kann noch recht gut, doch ohne einleitende oder abschließende Evaluation, die Situation memorieren, in der er am ersten Schultag auf der Treppe steht und die Eltern Bilder machen. Des Weiteren konkretisiert er, dass er bis zur vierten Klasse ein sehr guter Schüler gewesen sei, dann jedoch seine Leistungen bis zur neunten Klasse kontinuierlich nachgelassen hätten, bis er schließlich mehrmals sitzengeblieben sei. Einer Aufforderung, diesen Prozess zu schildern, um vielleicht an die Gründe für dieses schulische Versagen heranzukommen, kann oder will er nicht nachkommen. Stattdessen berichtet er von Tagen, an denen er die Schule schwänzt, lange schläft, dann zu Freunden geht oder allein am See sitzt, angelt und entweder allein oder mit einem Freund seinen Gedanken nachhängt. Viel zum Nachdenken sei man dabei aber nicht gekommen; **da geht dir nich viel durch den Kopp (2) außer wenn du wirklich Probleme hast oder so, denn denkst du drüber**

*nach, weil diet is die beste Art zum Entspannen und kannst dich jut ablenken und so (19: 592–594). Als Grund für das Nachlassen seiner schulischen Leistungen gibt er lediglich an, dass er so faul gewesen sei, was er auch von der Klassenlehrerin und den Eltern zu hören bekommen habe. Nun jedoch, in der überbetrieblichen Ausbildungseinrichtung, die er als Institution zur Wiedergewöhnung an den Schulalltag begreift, um die schulischen Anforderungen während der Lehre zu erfüllen, habe er wieder Noten im guten Bereich. Allerdings relativiert er dies sogleich mit dem Hinweis, dass die Anforderungen recht gering seien und es deshalb sehr einfach sei, gute und sehr gute Noten zu bekommen.*

Als der Interviewer an der Stelle der Eingangserzählung, an der Dirk seine derzeitige Situation als ohne Lehrstelle dastehend umschreibt, mit erzählunterstützender Absicht kommentiert, dass es sich da nun um eine schwierige Situation handele, kommt es zu einer bedeutsamen Interaktion. Dirk bejaht dies und lässt eine Pause von drei Sekunden folgen, in der er eventuell auf Anweisungen des Interviewers über den weiteren Fortgang des Gesprächs wartet. Dies erfolgt jedoch nicht. Aus dieser Passage entwickelt sich ein kurzer Dialog mit dem Interviewer, indem Dirk mit folgenden Worten an die Pause anschließt: *D: Na (2) soll ick noch weiter dazu erzählen? Kü: Alles was Dir wichtig erscheint. D: Is diet denn **wichtig** oder so, ick hab noch (nie-), /so groß is mein Leben noch nich gewesen ((leise)) (2) (1: 28–31). Offenbar ist Dirk der Ansicht, dass über seinen schulischen Werdegang nun alles gesagt sei. Die Aufforderung, alles das zu erzählen, was für ihn von Bedeutung ist, scheint ihn zu irritieren. Möglicherweise fühlt er sich mit der in dieser Aufforderung liegenden Aufforderung zur Selektion in Wichtiges und Unwichtiges überfordert. Vielleicht glaubt er auch, dass sein Leben kaum Wichtiges beinhaltet, so dass der abgebrochene Teilsatz *ick hab noch (nie-)* fortgesetzt werden könnte mit einem Teilsatz wie *erfahren, dass jemand etwas aus meinem**

*Leben für wichtig hält.* Die leise erfolgende Kommentierung, wonach sein Leben *so groß* doch nicht gewesen sei, kann als Bestätigung dieser Lesart aufgefasst werden. Allerdings ist auch eine Gegenlesart möglich, der zufolge die in dieser Passage formulierte Bedeutungsreduzierung und Minimierung seiner eigenen Leistungen dazu dient, zunächst das Image von Bescheidenheit aufzubauen, um dadurch später das, was folgen wird, in seiner Bedeutung noch aufzuwerten. Oder er verbindet mit wichtig und unwichtig spezifische Bedeutungsinhalte, die sich auf den ersten Blick nicht erschließen. So könnte beispielsweise eine Konnotation mit Kategorien wie gut und schlecht oder richtig und falsch vorliegen. Die anschließende Sequenz, in der Dirk darauf zu sprechen kommt, dass er *früher ziemlich=viel Scheiße gebaut* und deswegen *och=ab=und=zu=Stress mit der Polizei* gehabt habe (2: 38f.), verleiht dieser Lesart eine gewisse Plausibilität.

In diesem Zusammenhang schildert Dirk, der schon in sehr jungen Jahren schwarz Auto fährt und mit einem Moped im Gelände und im Wald unterwegs ist, seine Kontakte zu Jugendlichen, die ungefähr in seinem Alter, einige ein wenig älter, sind und die Autos stehlen. Er selbst sei jedoch nie angeklagt worden und habe mit den Diebstählen nichts zu tun gehabt. Allerdings muss er zwischen den Zeilen einräumen, dass er weiß, welches Spiel gespielt wird, und der Wagen, den er sich von einem seiner Bekannten oder Freunde ausleiht, mit großer Wahrscheinlichkeit gestohlen ist. Diesen Wagen setzt er gemeinsam mit einem Freund gegen einen Baum. Die beiden lassen das Auto stehen und machen sich auf den Weg zu einem anderen Kumpel, um sich ein *Alibi* (4: 115) zu verschaffen. Am nächsten Morgen steht die Polizei bereits zur Zeit des Frühstücks vor der Tür. Zuvor sei die Kripo bei seiner Tante gewesen, die anschließend bei ihm und seinen Eltern angerufen habe, um ihnen mitzuteilen, dass die Polizei kommen werde und es um eine Geschichte ginge, in die Dirk augenscheinlich verwickelt sei. Als die Polizisten dann geklingelt hätten, sei es für ihn

dennoch ein **Schock** gewesen (4: 121), und auch die Mutter sei *total geschockt* gewesen (4: 131). Er wird von zu Hause wie ein Schwerkverbrecher in Handschellen abgeführt und vermutet, die Polizei wolle ihm etwas anhängen. In dieser problematischen Situation haben die Eltern seinen Angaben zufolge trotzdem unbeirrt zu ihm gehalten, und es erwies sich von Vorteil, dass seine Schwester zugegen war, die ihm als Rechtsanwaltsgehilfin einige Verhaltenshinweise geben konnte. Sie kommt wenig später dann auch auf das Revier, wo sie dagegen protestiert, dass Dirk immer noch Handschellen trägt. Nicht nur hätten sie an den Handgelenken geschmerzt, sondern die Situation insgesamt sei ein *ganz schön Kack-Gefühl* gewesen (5: 145), das ihn zur Besinnung gebracht habe und zu der Einsicht, sich ändern zu müssen. Denn durch sein bisheriges Verhalten habe er seinen Eltern *ziemlich viel Kummer* bereitet (3: 71). Das gleiche gelte auch dafür, dass er sich früher häufiger geschlagen habe, dass er sich habe *austoben* (3: 78) und *rebellieren* (3: 80) wollen. Schließlich sei er aber dann zu dem Schluss gekommen, dass seine Eltern doch Recht gehabt hätten und er früher *Scheiße* (3: 82) gebaut habe. Nun sei er, zumal es für ihn noch einmal glimpflich abgelaufen und er mit einer Verwarnung davon gekommen ist, ein *ruhiger Mensch* (3: 73) geworden, der seinen Eltern, die, wie er nochmals betont, bei seiner Verhaftung zu ihm gestanden hätten, *später irgendwann mal danken* wolle (4: 102). Diese wiederholte Betonung der elterlichen Unterstützungsleistung ist auffällig, unterstreicht sie doch den Stellenwert, den Dirk diesem Verhalten seiner Eltern beimisst. Augenscheinlich ist dieses Verhalten für Dirk nicht so selbstverständlich, wie man es normalerweise von Eltern im Falle von Problemsituationen ihrer Kinder annehmen dürfte. Bei Dirk hat man dagegen eher das Gefühl, als sei dies für ihn erstaunlich und außergewöhnlich. Stimmt dieser Eindruck, dann lässt sich in Bezug auf den Erziehungsstil seiner Eltern die These formulieren, dass sie ihrem Sohn/ihren Kindern in schwierigen Situationen

nicht vorbehaltlos Hilfe angedeihen lassen und die Kinder somit eher auf sich gestellt sind.

Unser Interviewpartner präsentiert sich in der gesamten Sequenz als ein früherer Sünder, der nun zur Einsicht gekommen ist. Der Geläuterte hat sein fehlerhaftes Verhalten als solches erkannt; gerade noch rechtzeitig hat er begriffen, dass er sich auf einem abschüssigen Weg befindet, der ihn auf die schiefe Bahn bringen könnte. In diesem Erkenntnisprozess, so seine Darstellung, sind seine Eltern, denen er durch sein Handeln großes Leid zugefügt habe und die ihm gleichwohl zur Seite gestanden hätten, ein wichtiger Faktor gewesen – so wichtig, dass er hier so etwas wie eine Schuld abzutragen hat. Bei einer solchen Art der Präsentation scheint es geboten, misstrauisch zu sein. Zum einen könnte sein offensichtlich sehr starkes Gefühl der Verpflichtung gegenüber seinen Eltern sein eigentliches Bewegungsmoment in einer ganz anderen Begebenheit haben. Der Druck, den Eltern dankbar zu sein, könnte durchaus vollkommen anders motiviert sein, denn ein moralisch und juristisch in höchstem Maße verwerfliches Verhalten kann ihm nicht vorgeworfen werden. Zum anderen gilt es zu bedenken, dass ein solches Gefühl der Verpflichtung gegenüber den Eltern ihr Verhalten geradezu sakrosankt macht, wobei dies nicht allein für ihr Verhalten im Anschluss an die von Dirk erzählte Begebenheit gilt, sondern unter Umständen auch auf ein gar nicht so tadelloses Verhalten von ihnen vor diesem Vorfall. Die Eltern werden so gesehen praktisch gegen Kritik durch Dirk, aber auch gegen Missbilligung durch andere Personen immunisiert.

Aus diesen Gründen ist man gut beraten, gegenüber einem Satz wie er habe *eigentlich immer kaum Stress* mit seinen Eltern gehabt (3: 94) Vorsicht walten zu lassen. Allein die Verwendung der drei Worte *eigentlich, immer* und *kaum* in einer Reihe, in einem Ausdruck ist auffällig und kann so gelesen werden, dass das in dieser Sentenz



Gesagte – Probleme mit den Eltern habe es nicht gegeben – nicht so eindeutig ist. Während des gesamten Interviews äußert sich Dirk nur an wenigen Stellen über seine Eltern, und wenn, dann ist meist nur von seinem Vater die Rede. In einer Passage berichtet er davon, dass die Eltern seiner Mutter ein schwieriges Verhältnis zu ihrem Schwiegersohn haben und ihm gewisse Vorhaltungen machen, die Dirk jedoch nicht teilt. Er präsentiert sich als guter Sohn, der unmissverständlich zu seinem Vater steht. Die Großeltern, so formuliert er, können den Vater *irgendwie nich leiden, ick=versteh=ja=nich=warum, aber: auf jeden Fall da haben sie eenmal off ihm rumgehackt, und: da hab ick ihn natürlich beigestanden, hab meine Oma und Opa richtig zusammengeschissen und die haben sich gewundert, weil-, wat is denn nun los wa, weil ick war immer ihr Lieblingsenkel gewesen, und, na ja, da war mein Vater ziemlich stolz, weil ick och zu ihm halte* (8: 250–254). Verwunderlich sind dabei die Schärfe von Dirks Reaktion und die Tatsache, dass er den Grund, warum seine Großeltern mütterlicherseits auf seinem Vater *rumhacken* nicht nennt. Auch in einer späteren Passage, in der er sich darüber auslässt, dass seine Großeltern über mehrere Jahre hinweg zu Unrecht schlecht über seinen Vater reden, wird nicht benannt, weswegen und mit welchen Argumenten dies die Großeltern tun (16: 493–499).

Den Grund nicht zu nennen, kann so interpretiert werden, dass die sachliche Ebene schlicht unwichtig ist und es darum geht, dem Vater unmissverständlich und bedingungslos beizustehen. Die Betonungen, er habe seinem Vater *natürlich beigestanden*, indem er die Großeltern *richtig zusammengeschissen* habe, worauf sein Vater *ziemlich stolz* gewesen sei, stützen diese Lesart. Andererseits ist es vielleicht gerade Absicht, den Grund nicht anzugeben, weil mit seiner Benennung ein für Dirk schwieriges Thema in das Gespräch eingeführt würde, das er deswegen lieber nicht besprochen wissen möchte. Eventuell ist der großelterliche Vorwurf an den Vater in seiner Dimension weitreichend

und in seiner Substanz zutreffend, was Dirk nicht unbedingt eingestehen möchte. Man könnte an so etwas wie Alkoholismus oder leichtfertigen Umgang mit Geld denken. In Anklang an die weiter oben bereits entwickelte Lesart wäre es überdies denkbar, dass Dirk mit seinem Eintreten für den Vater und mit der Übernahme von Rolle und Funktion eines Vaters für den Vater diesem in mehr oder minder subtiler und verschlüsselter Form vermitteln möchte, dass er sich selbst einen solchen Beistand des Vaters – entweder in einer bestimmten Situation oder in einem generellen Sinne – gewünscht hätte bzw. immer noch wünscht. Womöglich lässt sich sein Verhalten auch als Ausfluss eines Bedürfnisses nach Emanzipation von dem Vater und eines Strebens nach einem Verhältnis und einem Status der Gleichberechtigung gegenüber seinem Vater deuten. Für diese Lesart spricht eine Sequenz, in der Dirk darlegt, wie er schon recht früh, im Alter von etwa 13 Jahren beginnt, in den Ferien als Bauhelfer in der Firma seines Vaters zu arbeiten. Während dieser Tätigkeit habe er mehr gearbeitet als zwei Fachkräfte, worauf sein Vater *immer ziemlich stolz* (8: 247) gewesen sei, was ihm wiederum offensichtlich gefallen hat. Tagsüber habe er sich mit seinem Vater lautstark angeschrien, und abends sei alles wieder in Ordnung gewesen: *weil off der Arbeit-, ick hab mir nüscht gefallen lassen und er hat sich von mir erst recht gar nüscht sagen lassen und denn haben wir uns off der Baustelle angeschrien und, zu Hause war allet wieder Friede Freude Eierkuchen* (8: 240–242). Dirk verhält sich auf der Baustelle quasi wie ein Arbeiter, der sein Arbeitspensum mehr als erfüllt und der in seiner Rolle als Sohn daraus ein Selbstwertgefühl bezieht, das ihn in die Lage versetzt, seinen eigenen Standpunkt gegenüber dem ihm von seiner familiären und beruflichen Rolle her übergeordneten Vater zu vertreten und zu verteidigen. Dabei macht er in der Tat die Erfahrung, wie ein Erwachsener behandelt zu werden und seinem Vater in etwa auf gleicher Höhe begegnen zu können, ohne dass sich dies im Übrigen negativ auf ihr familiäres Verhältnis auswirkt.

An einer weiteren Stelle, die das Verhältnis zu seinen Eltern thematisiert, schildert Dirk einen Urlaub, in dem er sich statt um seine Eltern *mehr um die Weiber gekümmert* habe (20: 619). Während der Busreise nach Barcelona spricht er eine junge Frau an, die 18 Jahre alt und somit rund zwei Jahre älter als er ist. In der Erzählung wird unmissverständlich deutlich, dass er sehr stolz darauf ist, mit dieser Frau, gerade weil sie älter ist als er, so erfolgreich zu flirten, dass sie seine *Urlaubsaffäre* wird (20: 638). Die Verwendung dieses Wortes steht allerdings in einem gewissen Kontrast zu einer späteren Formulierung, in der zutage tritt, dass diese Beziehung für ihn doch wohl etwas mehr als eine bloße Urlaubsaffäre gewesen sein muss. Dies lässt sich aus seinem Versuch schließen, nach dem Urlaub den Kontakt mit ihr wieder aufzunehmen und zu halten, was jedoch misslingt. Während diese Sequenz das Bild von einem selbständigen, erwachsenen, sich vielleicht von seiner Familie emanzipierenden und lösenden Dirk transportiert, schimmert an anderer Stelle indes der Wunsch nach familiärer Einbindung durch. Dabei handelt es sich um eine ausführliche und detaillierte Beschreibung eines Weihnachtens (21: 679 – 22: 716), die mit der Evaluation eingeleitet wird *diet is immer schön so, wenn zum Beispiel jetzt alle, Familienmitglieder zusammen sind* (21: 679f.). Dirk erzählt diese Sequenz, die zugleich eine der längsten Erzählungen im Interview überhaupt ist. Sie könnte so interpretiert werden, dass Dirk sich solche Erlebnisse wie Weihnachten und das durch Weihnachten symbolisierte Themenfeld *Ich in meiner Familie* häufiger wünscht. Dann wäre sie ein Ausdruck dessen, was er vermisst und das mit familiärer Nähe, emotionaler Zuwendung und dergleichen umschrieben werden kann. Es fügt sich in dieses Bild, dass er an anderer Stelle über sich und seine in Berlin wohnende ältere Schwester, die für ihn wie *ne gute Freundin oder so* sei, mit der *man über alles reden könne* (6: 184f.), sagt *wir sind halt beide die schwarzen Schafe in der Familie* (7: 200f.). Überdies lässt sich aus dieser Formulierung ableiten, dass die Eltern in ihrer Erziehung zwischen

ihren Kindern differenzieren oder zumindest dass dies von Dirk und seiner Schwester so wahrgenommen wird. Das könnte z. B. bedeuten, dass die Eltern den übrigen Geschwistern, von denen Dirk interessanterweise nichts weiter berichtet, mehr Unterstützung und Zuwendung haben zukommen lassen und sie bevorzugt behandeln. Dieser Zustand scheint in die Gegenwart hinein zu ragen, denn Dirk benutzt die Gegenwartsform. Die Verwendung des Ausdrucks *schwarze Schafe* wird allerdings im gesamten Interview nicht weiter begründet oder substantiiert. Ein naheliegender Gedanke wäre, hier eine Verbindungslinie zu Dirks schulischem Versagen und seinem beruflichen Missgeschick als Lehrstellenloser zu ziehen. Diese Linie scheint indes im Falle der Schwester, die als Rechtsanwaltsgehilfin arbeitet, etwas schwerer zu ziehen zu sein, doch könnte sie sich bei ihr auf ein anderes Moment stützen.

Im Kontext der Erzählung über Weihnachten wird gleichzeitig eine Begebenheit berichtet, die diesen Wunsch nach familiärer Geborgenheit verständlich macht und zudem weitere Hinweise auf das Binnenverhältnis der Familie, über das Dirk wie bereits erwähnt kaum etwas erzählt, geben könnte. Er, seine Mutter und ihre Mutter gehen eine Straße in ihrem Wohnort entlang, als ihnen ein Bekannter von Dirks Eltern entgegenkommt. Auf die Frage der Großmutter, wer das denn gewesen sei, scherzt die Mutter, der Dirks Worten zufolge just der Name des Bekannten nicht einfallen will, es sei der Weihnachtsmann gewesen. Daraufhin ohrfeigt die Großmutter Dirks Mutter, eine erwachsene Frau, weil sie sich von ihr *verarscht* fühlt (22: 705). Dies geschieht offensichtlich auf offener Straße und kann als Indiz dafür gewertet werden, dass körperliche Züchtigung im Verhältnis Mutter – Tochter (aus Dirks Perspektive Großmutter – Mutter) in der Familie eine häufige und beinahe alltägliche Erfahrung ist. Stimmt diese Annahme, dann können wir die Vermutung entwickeln, dass sich dieses Muster in Dirks Familie nicht fortsetzt, sei es, weil sich die

Mutter in ihren Erziehungsmethoden deutlich von der Praxis der Großmutter abgrenzen möchte oder weil ihr Ehemann derartige Züchtigungen unterbindet. Die Gegenlesart, wonach sich dieses Muster in Dirks Familie hinein tradiert und körperliche Züchtigung eine intergenerationelle Erziehungsmethode ist, lässt sich jedoch ebenfalls formulieren. Sie könnte stärkere Überzeugungskraft besitzen, wenn man berücksichtigt, dass Dirk über seine Familie sehr, sehr wenig berichtet, was begründeten Anlass zu der These gibt, dass dort etwas im Verborgenen gehalten werden muss. Dirk bemüht sich in seiner Präsentation, das Bild der heilen, funktionierenden Familie zu zeichnen, eine Zeichnung, die angesichts der Art, in der sie angefertigt wird, und angesichts dessen, was berichtet wird und was diesem Bild entgegengläuft, den Eindruck hinterlässt, dass die Realität in ihr Gegenteil verkehrt wird und aus Dirks Perspektive vielleicht verkehrt werden muss. In diese Richtung des positiven Elternbildes lässt sich auch der folgende Satz lesen: *ick hab immer schöne Erinnerungen gehabt oder so (3), nee, mir fällt keene, negative Erinnerung ein (23: 719f.)*. Der Hervorhebung und Betonung von *hab immer* könnte man fast etwas Beschwörendes zuschreiben. Dirk unternimmt erhebliche Anstrengungen, damit dieses Bild keinen Kratzer bekommt, was wiederum so gedeutet werden könnte, dass der bereits weiter oben vermutete Wunsch nach einer heilen und funktionierenden Familie bei ihm sehr stark ist.

Hinzu kommt, dass die Lebensverhältnisse der Familie einem harmonischen und intakten Familienleben nicht gerade förderlich sind. Die Eltern führen über viele Jahre hinweg eine Gaststätte in Berlin. Dies reicht ungefähr bis in Dirks 14. oder 15. Lebensjahr hinein und bedeutet, dass seine Eltern in der Regel nachmittags und abends nicht zu Hause sind. Die Kinder sind auf sich gestellt und müssen recht schnell lernen, selbständig zu werden. Dirk selbst bringt an dieser Stelle die folgende Evaluation: *na jut, is zwar nich grad die beste Art so zu*

*lernen aber: mussten wir ja (irgendwie)* (9: 284f.). Den Wunsch nach einer heilen Familie kann man sodann in seine Aktivitäten während seiner Kuraufenthalte hineinlesen. Dirk wurde in den ersten Schulklassen aufgrund seiner körperlichen Schwäche – er galt als *Spargeltarzan* (28: 885), ein Begriff, der auf Hänkeln und Akte der Stigmatisierung seitens seiner Mitschüler/innen möglicherweise mit der Folge entsprechender Minderwertigkeitsgefühle verweist – regelmäßig für Kuren ausgewählt. Während der Kuren gilt er als *Störenfried* (29: 940). Es kommt zu Raufereien im Schlafsaal, die sogar Schäden an der Decke des darunter liegenden Raumes hervorrufen. Als Folge davon muss er *jeden Abend immer zwee Stunden draußen stehen* (29: 942). Darüber hinaus wird offenbar, wie wichtig es für ihn war, Streiche zu spielen, also etwa die Treppe mit Fett einzudecken, so dass die Erzieher ausrutschen, oder Zahnpasta und Schuhcreme auf die Türklinken zu schmieren (30: 969 – 31: 982). Natürlich ziehen diese Aktionen gewisse Sanktionen nach sich. So berichtet Dirk von einem Küchendienst als Bestrafung, während dem sie Teller kaputt machen, indem sie Frisbee mit ihnen spielen. Schon auf den Busfahrten zum Kurort habe der Busfahrer ziemlich viel Stress gehabt, weil die Kinder **Scheiße** bauen, *kleene Kinderstreiche halt immer* (32: 1011–1013), wie Dirk formuliert. An diese Beschreibungen knüpft sich die Frage, ob die geschilderten Streiche und andere Aktivitäten eventuell mit dem Zweck verfolgt werden, seinem Image als schwächlicher *Spargeltarzan* zu entgehen und die Aufmerksamkeit seiner Umgebung und insbesondere die Zuwendung seiner Eltern zu erzielen. Doch selbst dieser Weg dürfte nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt und im Gegenteil vielleicht sogar seiner Behandlung als *schwarzes Schaf* der Familie Vorschub geleistet haben, zumal zumindest die Anfangszeit der Bewirtschaftung der Gaststätte ökonomisch keine leichte Zeit gewesen zu sein scheint. So spricht Dirk davon, dass es in dem Zeitraum, in dem seine Eltern die Gaststätte geführt haben, schöne und schlechte Zeiten gegeben habe. Finanzielle

Probleme deutet Dirk auch an, wenn er davon spricht, dass *mit **nüsch** anzufangen (...) ganz schön **Scheiße** so* gewesen sei (10: 323f.).

An dieser Stelle greift Dirk auf eine Figur zurück, die er bereits an einem früheren Punkt eingeführt hat. Es handelt sich dabei um sein Verpflichtungsgefühl gegenüber seinen Eltern, das in diesem Zusammenhang ein Ventil finden könnte. Denn die Gaststätte wird von den Eltern, genauer: von der Mutter, von der er an dieser Stelle nur spricht, nicht weitergeführt, sondern an eine Frau und ihren türkischen Ehemann verpachtet. Die Gründe für diese Entscheidung werden nicht genannt. Man könnte jedoch an wirtschaftlich-finanzielle Schwierigkeiten denken oder an eine Kumulation von familiären Problemen, vielleicht auch in der Partnerbeziehung der Eltern, die durch eine Verpachtung gelöst oder wenigstens reduziert werden können. Andererseits könnte sich die finanzielle Situation der Familie so gut entwickelt haben, dass eine eigene Betreibung der Gaststätte ökonomisch nicht mehr notwendig ist. Dies könnte durchaus der Fall sein, da der Vater zu einem nicht genannten Zeitpunkt eine Baufirma eröffnet. Je mehr diese prosperiert, umso weniger ist das Betreiben der Gaststätte erforderlich. Die Verpachtung der Gaststätte produziert jedoch bereits nach kurzer Zeit neue Schwierigkeiten, weil die Pächter die Pacht nicht bezahlen und sogar Teile des Inventars wie einen Billard-Tisch verkaufen. Dirks Mutter traut sich nach einigen vergeblichen Versuchen, die Angelegenheit in persönlichen Gesprächen mit den Pächtern zu regeln, nicht, dagegen vorzugehen und zu juristischen Schritten zu greifen. Als Grund gibt Dirk die Furcht der Mutter vor den Türken im Allgemeinen und dem türkischen Ehemann der Pächterin im Besonderen an. Man wisse ja, wie das mit Türken so sei. Dies wird indes relativiert, da der türkische Mann eigentlich ganz nett sei und die Frau die Hosen in der Beziehung an habe. Zudem habe der Türke in der Baufirma seines Vaters gearbeitet. Die Mutter schaltet auch Dirks Schwester ein, die als Rechtsanwaltsgehilfin bestimmte juristische

Kenntnisse besitzt, doch auch sie hat keinen Erfolg. Selbst die Konsultation eines Rechtsanwalts bringt keine greifbaren Ergebnisse. Daraus ergibt sich für Dirk eine Aufgabe, die er sich selbst stellt: *Aber wenn ich groß bin, also wenn ich älter bin, so 25, denn werde ich da hin marschieren (2) und erst=mal=allemal=rausnehmen was alles wertvoll ist ((lacht))* (11: 331f.). Einen ersten Schritt in dieser Richtung hat er bereits unternommen. So ist er mit einem Freund zusammen einmal in die Gaststätte gegangen, wo die beiden ausgiebig essen und trinken und so eine hohe Rechnung zusammenkommt. Sie zahlen dann diese Rechnung nicht mit dem Verweis, dies sei ein Teil der ausstehenden Pacht, die das Pächter-Ehepaar bei Dirks Mutter zu begleichen habe. Solche Schritte seien jedoch nun nicht mehr möglich, da die Gaststätte zu einer **Türkenkneipe** (12: 368) geworden sei, die von einem bewaffneten Türsteher geschützt werde. Die Episode belegt jedoch erneut sein ungeheuer großes Verpflichtungsgefühl gegenüber seinen Eltern.

In dem Kontext des damit benannten Themenfelds *Meine Verpflichtung, ein Beschützer und damit ein guter Mensch zu sein* sind weitere Stellen des Interviews zu verorten, die das thematische Spektrum ein wenig erweitern und neben den Eltern noch weitere Personen in den Blick nehmen. Seine Freizeit verbringt er zum Beispiel mit ein paar Freunden und Freundinnen. Gemeinsam gehen sie recht häufig in eine Discothek. Über diese Disco-Besuche sagt er: *na ja, da kann ich nicht viel machen, kann auch nicht viel trinken und so weil: ick=passe=immer=off=die=off is=irgendwie=son Beschützerinstinkt ((lacht)) manchmal (4)* (13: 414–416). Augenscheinlich fühlt sich Dirk aus einem bestimmten Grund verpflichtet, für die Sicherheit seiner Freunde und der Menschen um ihn herum zu sorgen, zumindest manchmal wie er in einer interessanten relativierenden Wendung anfügt, denn verschiedene Interview-Stellen, in denen seine Ressentiments gegenüber Türken deutlich werden, zeigen, dass er nur bestimmten Teilen



der Bevölkerung helfen würde und anderen nicht. Er verneint jedoch – im Übrigen mit einem fast bedauernden Unterton – die Frage des Interviewers, ob er von einer Situation berichten könne, in der er schützend für seinen Freundeskreis tätig werden musste. Dennoch bringt ihm sein Verhalten Anerkennung und Bestätigung: *diet rechnen mir immer die-, von den dreien die Eltern richtig hoch an weil: wenn ich sage, ick bring se zum Beispiel nach Hause oder so, denn mach ick diet och, also* (13: 418–420). Anderen zu helfen, stärkt offensichtlich sein Selbstwertgefühl.

Dies zeigt sich auch in zwei Erzählungen, die zu den längsten Erzählungen des Interviews gehören und in denen Dirk die massiven, allerdings nicht benannten Probleme seiner Freundin mit ihren Eltern und seinen Beistand schildert. Diese Schwierigkeiten sind für seine Freundin so schlimm, dass sie von zu Hause abhauen möchte. Mit seiner Unterstützung tun dies die beiden auch zweimal. In beiden Fällen übernachteten sie zunächst bei seiner Schwester und dann einige Tage bei Dirk zu Hause. Weil sie sich jedoch nach einiger Zeit auf die Nerven gehen, kehrt sie jedes Mal wieder zu ihren Eltern zurück. Dirks Vater und er selbst versuchen, mit dem Vater der Freundin auf neutralem Boden, in einem Café oder in einem Park, zu reden, um Hilfe anzubieten, worauf dieser allerdings nicht eingeht (7: 210–224; 25: 812 – 27: 859).

Dieses Motiv, anderen helfen zu wollen, und zwar aus einem Gerechtigkeitsempfinden heraus, und daraus Selbstbestätigung für sich zu ziehen, zeigt sich auch in den Passagen, in denen Dirk von handgreiflichen Auseinandersetzungen berichtet. Recht diffus ist dies noch in seiner Darstellung einer Schlägerei, die er im Alter von 14 bis 15 Jahren angezettelt hat. Auf dem Spielplatz, auf dem er sich häufig aufgehalten habe, sei *halt immer so=n Kunde gewesen, der hatte immer so=ne große Fresse gehabt und so als wenn ob er der Größte is, und*

*da hab ick ihn mir ganz schön (in die Mangel genommen)* (14: 441–443). Der Grund für die Schlägerei ist also, dass der Gegenüber großspurig auftritt, zwischen Reden und Tun eine große Kluft liegt und sich der andere aus Dirks Perspektive irgendwie unangemessen und falsch verhält. Die Verletzungen, die der andere aus dieser Auseinandersetzung davon trug, scheinen recht umfangreich gewesen zu sein. So wird Dirk von dritter Seite zugetragen, dass er kurz vor einer Anzeige stehe, weil sich der *Kunde* angeblich zwei Rippen gebrochen und den Arm ausgekugelt habe. Er nimmt das für bloßes Gerede, zumal der andere nie mit einem Verband gesehen worden sei; *diet war allet nur Gespinne gewesen* (14: 446f.), meint Dirk in lachendem Tonfall. Im Anschluss an diesen Vorfall habe sich der *Kunde* nicht mehr auf dem Spielplatz sehen gelassen und sei ihm aus dem Weg gegangen.

Interessant ist nun, dass Dirk für den Satz, er habe den anderen ganz schön in die Mangel genommen, die folgende Formulierung wählt: *und denn war jut gewesen* (14: 443). Diese Evaluation ist mehrdeutig, und man könnte sie etwa so deuten, dass der andere für sein Fehlverhalten nun endlich die gerechte Strafe erhalten habe. Einer weiteren Lesart zufolge könnte sich diese Evaluation aber auch auf Dirk selbst beziehen. Hierbei wäre zu fragen, was im Anschluss an die Schlägerei dann für Dirk gut gewesen ist – dass sein Gerechtigkeitsempfinden nun gestillt ist, dass er seiner Verpflichtung, anderen oder auch der Allgemeinheit zu helfen, nachgekommen ist, dass er sein Schuldgefühl ein wenig gemildert hat, dass er sich gegenüber seinen Freunden und Freundinnen als toller Kerl beweist, oder möglicherweise dass er einem Drang, anderen weh zu tun, nachgegeben hat?

Für die zuletzt entwickelte Lesart kann eine Stelle herangezogen werden, in der Dirk eine weitere Prügelei schildert, in die er im Alter von 13 oder 14 Jahren verwickelt ist. Da habe er es mal mit einem

anderen Jungen gehabt; **richtig böse** habe er sich mit dem gehabt, und das sei *ein zäher Junge* gewesen, der keinen Schmerz gekannt habe (15: 455). Dirk geht aus dieser Auseinandersetzung als Sieger hervor. Bei der Darstellung dieser Episode verzichtet Dirk auf die Nennung einer Ursache oder eines Anlasses für die Schlägerei, was darauf hindeuten könnte, dass der Grund vielleicht nur nebensächlich ist und Dirk lediglich nach einem Vorwand sucht, um andere verprügeln zu können. Stattdessen berichtet er mit einem gewissen, deutlich zu spürenden Stolz, dass der andere *heut immer noch Schiss* vor ihm habe (15: 457). An einer kurz darauf folgenden Stelle wird dieser Aspekt noch plastischer und klarer formuliert: *früher da war ick denn also (2) richtig so off **Prügeln** aus gewesen und denn fand ick cool, wenn=als=se mir aus dem Weg gegangen ((lacht))* (15: 472–474). Und in einer Sequenz mehrere Seiten zuvor sagt er von sich – bemerkenswerterweise in Gegenwartsform –, er sei **schnell reizbar** *eigentlich so* (9: 263). Dirk zieht also aus Prügeleien wie diesen Selbstbestätigung, Selbstvertrauen und Stolz.

Im gleichen Atemzug betont er jedoch ein Motiv aus seiner Eingangserzählung wieder aufgreifend, dass er sich ja geändert habe und nun *ein ganz ruhiger Mensch* geworden sei (15: 460). Dies könnten alle bestätigen, die ihn kennen. Mittlerweile sei er nur *schwer aus der Ruhe zu bringen (1) halt nur wenn eener meine **Familie** beleidigt oder meine Freundin (...) dann werd ick sauer (3)* (15: 464–467). Insgesamt sei er wesentlich ausgeglichener und gelassener geworden; *diet mach ick nur bei denen=diet hab ick nur bei denen gemacht weil die beede haben ne **richtig große Fresse** gehabt und so und bei dem eenen da war, da ging mal so ein Gerücht rum dass der=n=Mädchen vergewaltigt hat und bei sowat werd ick sauer* (15: 477–479). Interessant ist an dieser Passage der Versprecher an ihrem Beginn, nämlich die Verbesserung der Darstellung in ihrer temporalen Dimension. Aus dem Präsens wird Vergangenheit. Dieser Wechsel des Tempus kann

einmal dahingehend interpretiert werden, dass Dirk ein Bild von sich zeichnet, das nicht stimmt. Versucht er, sich in früheren und auch späteren Sequenzen des Interviews als Geläuterter zu geben, welcher der Gewalt weitestgehend abgeschworen habe und nun ruhig und ausgeglichen sei, so erhält dieses Bild durch die Wahl des Präsens einen Riss. Die Verwendung der Gegenwartsform in dieser Passage wie auch in der im vorangegangenen Absatz erwähnten Sequenz könnte andeuten, dass der Prozess der Läuterung doch nicht erfolgreich vollzogen worden ist und in ihm noch mehr von seinem Verhalten der Vergangenheit steckt als ihm lieb ist. Vielleicht ist die Läuterung lediglich auf der phänomenologischen Ebene anzusiedeln; sie hätte sich dann nicht in praktisches Handeln umgesetzt. Andererseits könnte diese Passage auch als Beleg für einen erst kürzlich abgeschlossenen Prozess gelesen werden. Die Gründe, die Dirk anführt, um seine gewaltförmigen Aktionen zu erklären, beziehen sich auf ein als nicht richtig, nicht gerecht oder nicht legal gewertetes Verhalten. Ist es in dem einen Fall die *große Fresse* des anderen, sein großspurig-ges Auftreten, so ist es im zweiten Fall der – in der Erzählung im Übrigen nachgeschobene – Verdacht, einen Vergewaltiger vor sich zu haben.

Für dieses Motiv, andere zu schützen und die ‚Bösen‘ zu bestrafen, führt er eine weitere Belegerzählung an: *off Disco war ick mal gewesen da hat-, ((stöhnt)) irgendson Kunde seine Olle geschlagen, da hab ick ihm aus Versehen diet Been gebrochen, aber diet war noch /früher da kann ick nüsch für ((lachend)) (3), na ja, der hat sich=n=bißchen=blöde hingestellt, ick hab ihm denn-, oben so gegen diet Knie getreten, denn /krach ((lautmalerisch)) war et gebrochen (15: 480–483)*. Zunächst erst einmal fällt auf, dass Dirk in eine Situation eingreift, in die er persönlich gar nicht verwickelt ist. Er kennt seinen Angaben zufolge das Pärchen nicht, sieht jedoch, wie er sie in aller

Öffentlichkeit schlägt. Daraufhin fühlt sich Dirk aufgefordert, ihr zu Hilfe zu kommen. Er geht den jungen Mann massiv an und verletzt ihn schwer, indem er ihm das Bein bricht. Sein Agieren kann wiederum mit seinem Gerechtigkeitsempfinden und seinem Wunsch, Schwächeren gegen Unrecht beizustehen, erklärt werden. Gleichzeitig ist er jedoch in seiner Reaktion ein wenig verunsichert, denn er fühlt sich bemüßigt, die Intensität der von ihm ausgeübten Gewalt zu entschuldigen. Es könnte unterschwellig ein gewisses Schuldgefühl vorhanden sein, das einem Missverhältnis von Tat und Sühne entspringt. Das ‚Strafmaß‘, welches Dirk verhängt, könnte ihm selbst als zu hoch erscheinen. Dirk bemüht sich um eine Relativierung seines eigenen Handelns, indem er zum einen darauf verweist, dass es sich bei der erzählten Begebenheit um eine handelt, die relativ weit zurückliegt und die damit in eine Zeit fällt, in der er sich noch nicht so unter Kontrolle hatte, in der er noch nicht so ruhig war wie in der Gegenwart. Zum anderen wird der Beinbruch durch unglückliche Umstände relativiert, denn der andere habe sich leider *n=bißchen=blöde hingestellt*. Der Beinbruch sieht in dieser Perspektive eher wie ein Unfall aus, der zudem in der damaligen Situation nicht sofort als ein Beinbruch identifiziert werden konnte, was schwer zu glauben ist. Dirks Worten zufolge sei ihm diese Tatsache erst später bewusst geworden: *zwee Wochen später hab ick ihn im Gipsbeen rumhumpeln sehen und denn dachte ick /ups ((lautmalerisch)), war ick diete, also weiß ick nich ob ick det war, aber schätze ick mal* (15: 484–486).

Um die leitenden biographischen Mechanismen weiter einzukreisen, wenden wir uns im Folgenden einer Sequenz zu, die einen besonderen Stellenwert hat, weil Dirk die in ihr geschilderte Begebenheit als diejenige qualifiziert, die sich prägnant wie keine andere in seinem Gedächtnis eingegraben habe. Seine Erzählung beginnt Dirk damit, dass er als Kind in der Wohnung seiner Eltern immer mit großer Begeisterung von dem Ofen auf sein Bett gesprungen sei. Diese

Begebenheit wird indes gar nicht weiter ausgeführt, was man durchaus hätte erwarten können, da die Episode ja durch Elemente des Spielerischen, Heiteren und Angenehmen gekennzeichnet zu sein scheint. Wir erfahren den Namen der Straße, dass in dieser Straße ein Bäcker war und die Wohnung in einem der oberen Stockwerke lag. Doch über die Rahmung, d. h. die Situation, in die dieses Springen vom Ofen auf das Bett eingebettet war, erfahren wir nichts. Statt einer Ausschmückung, einer Detaillierung der Szene, erfolgt also eine knappe Darstellung, die gerade aufgrund ihrer Kürze merkwürdig erscheint und deswegen nach eingehenderer Betrachtung ruft.

Dirk benutzt für diese Sequenz eine nach Aufmerksamkeit geradezu heischende Eröffnung, denn er beginnt mit den Worten: *am: meisten kann ich mir dran erinnern* (16: 512). Dirk kündigt damit eine Erinnerung an eine Begebenheit an, die den Charakter des ganz Besonderen hat und die der Zuhörer sich nicht entgehen lassen dürfe. Die Bedeutungsschwere des nun zu Berichtenden spiegelt sich im Übrigen auch in der Betonung des Wortes *meisten*. Bei dem Zuhörer verbleibt jedoch nach der mageren Darstellung dessen, was da folgt, eine gewisse Enttäuschung. Dieser Kontrast lässt sich nur dann auflösen, wenn sich die Ankündigung gar nicht auf das bezieht, was kommt, sondern auf etwas ganz anderes. Die Geschichte des Springens vom Ofen auf das Bett hätte dann unter Umständen den Charakter eines Türöffners, einer Brücke, die es Dirk ermöglicht, das eigentliche Thema zu benennen, auf das sich seine Eröffnung beziehen soll. In seiner Darstellung erwähnt Dirk tatsächlich und beinahe beiläufig, so dass der Zuhörer fast geneigt ist, es zu überhören, etwas anderes. Er nennt einen Brand in der Wohnung und den anschließenden Umzug. Dazu wählt er die folgende Formulierung: *da: haben wir mal=n= Brand gehabt, und denn sind wa (2) na ja, ein paar Häuser weitergezogen* (16: 514f.). Somit ergeben sich zwei Lesarten, denn das, an was er sich am meisten erinnert, könnte zum einen der Wohnungsbrand

und zum anderen der darauf folgende Umzug in ein anderes Haus und in eine andere Wohnung sein. Bei der Setzung der Worte und der Betonungen fällt auf, dass Dirk in Bezug auf den Brand sehr schnell spricht. Dieses schnelle Sprechen könnte man dahingehend auslegen, dass er dasjenige, um das es ihm eigentlich geht, aus bestimmten Gründen möglichst schnell hinter sich lassen möchte. Es erscheint plausibel davon auszugehen, dass es eher der Brand ist, der ihm im Gedächtnis haften geblieben ist, als der Umzug. Der Themenbereich, der Dirk am Herzen liegt, wird also beinahe versteckt, durch die Hintertür, eingeführt. Dass dieser Bereich nicht offen und sozusagen für sich alleinstehend angesprochen werden kann, deutet auf eine tiefere Bedeutung dieser Begebenheit hin. Der Brand ist in jedem Fall biographisch ungemein relevant, möglicherweise sogar in noch zu bestimmender Weise biographisch problematisch oder heikel.

Er eröffnet jedoch dem Interviewer die Möglichkeit, an dieser Stelle nachzufragen, denn er bricht die begonnene Erzählung mit dem Hinweis ab, dass er sich an mehr nicht erinnern könne (16: 518). Auf die Nachfrage nach Bildern, die in Bezug auf seine Kindheit und den von ihm angesprochenen Zeitraum vor seinem inneren Auge auftauchen, nennt er zunächst eine Szene, in der er mit seiner Schwester in dem Garten einer Oma spielt. Diese Großmutter bleibt interessanterweise gesichtslos, d. h. es wird nicht klar, ob es sich um die Oma mütterlicherseits oder um die Oma väterlicherseits handelt. Die Passage, die sich daran anschließt (17: 523–527), wird im Folgenden einer Feinanalyse unterzogen:

*((stöhnt))*

Am Beginn dieser Sequenz steht ein Stöhnen von Dirk. Dieses Stöhnen kann unterschiedliche Ursachen haben, zu denen Lust, Freude, Angst, Verärgerung, Unwillen, Enttäuschung, Unfähigkeit, Anstrengung und körperlicher wie auch psychischer Schmerz gehören.

*wat denn noch*

Mit dieser Sentenz fasst Dirk vielleicht sein Stöhnen in Worte. Seine Wortwahl lässt darauf schließen, dass die Punkte Lust und Freude in der soeben vorgestellten Liste von Gründen für sein Stöhnen als wenig plausibel gestrichen werden können. Die übrigen Gründe können demgegenüber als Lesarten weiter bestehen bleiben. Allerdings spricht einiges dafür, Unwillen oder Verärgerung in diese Worte hineinzulesen, man spürt quasi eine gewisse Abwehr. Vielleicht ist dieser Satz auch verbunden mit einem gewissen Unbehagen über die Erzählschwänge, in die sich Dirk hineinbegeben hat. Eine weitere, damit verbundene Auslegung wäre, dass Dirk sich hier unsicher ist über das, was er erzählen wird; vielleicht hat er in gewissem Sinne Angst vor dem, was er berichten könnte, weil es problematisch oder heikel ist. Unter Umständen grübelt Dirk darüber nach, was der Interviewer von ihm hören möchte. Der Satz wäre dann so etwas wie ein ausgedehnteres Füllwort, um Zeit zum Erinnern und zum Nachdenken zu gewinnen – Zeit, in der er sich darüber klar wird, was er detaillierter ausführen oder welches Thema er nun ansprechen möchte.

(10)

Es folgt eine ungewöhnlich lange Pause. Sie deutet unter Umständen darauf hin, dass Dirk sehr genau überlegen muss, was er wie sagen wird.

*wie=wie zum Beispiel*

Zunächst ist festzuhalten, dass die Pause nicht von einer Äußerung des Interviewers unterbrochen wird. Hatte Dirk gehofft, von dem Interviewer einige Hinweise über das zu bekommen, was der Interviewer eventuell hören möchte, so wird diese Hoffnung enttäuscht. Dirk bleibt auf sich selbst zurückgeworfen. Die Art des Anschlusses von Dirk an diese Pause, d. h. die schnelle Wiederholung von *wie*, könnte



Aufregung und innere Aufgewühltheit signalisieren. Klar wird im Fortgang sodann, dass keine Detaillierung einer vorher bereits beschriebenen Situation erfolgen wird, sondern eine neue, eine andere Situation geschildert werden wird, die als Beispiel für etwas steht.

*der Brand war-,*

Wir erfahren, dass es um einen Brand gehen wird, und erwarten eine Darstellung der Umstände, also etwa Antworten auf die Fragen, wie es zu dem Brand gekommen ist, wo er stattgefunden hat, welche Personen in den Vorfall verwickelt waren, welche Folgen der Brand gehabt hat, ob jemand zu Schaden gekommen ist und vor allem welche Rolle Dirk in dieser Begebenheit gespielt hat. Der Satz wird von Dirk indes nicht zu Ende geführt. Statt einer Fortführung, die da lauten könnte: *Der Brand war furchtbar*, erfolgt ein Abbruch. Er könnte so gelesen werden, dass Dirk die Worte versagen, weil der Brand lebensgefährlich und unglaublich schrecklich gewesen sein könnte. Vielleicht ist etwas, was ihm sehr am Herzen liegt, zerstört worden. Oder jemand, der Dirk sehr nahe steht, könnte schwer verletzt oder gar getötet worden sein. Der Brand könnte dann ein traumatisches Erlebnis für Dirk gewesen sein, ein Erlebnis, das kaum erzählt werden kann und das bis in die Gegenwart hinein nachwirkt. Es wäre dann damit zu rechnen, dass Dirk einen Ausweg aus dieser Begebenheit sucht und entweder das Thema abrupt wechselt oder zu einem anderen, weniger problematischen Themenfeld überleitet. Eine weitere Lesart wäre, dass sich Dirk beim Sprechen einen anderen Einstieg in die Darstellung überlegt und deswegen den Satz nicht beendet. Dann wäre allerdings zu fragen, warum Dirk einen anderen Einstieg wählt und welchen Zweck er damit verfolgt.

*da-*,

Der zweite Einstieg in die Darstellung, der in zeitlicher oder in örtlicher Hinsicht betrachtet werden kann, wird ebenfalls unterbrochen. Dies deutet darauf hin, dass das, was wie erzählt werden soll, keine einfache Entscheidung ist. Es verstärkt sich die Lesart, dass es sich um einen problematischen Bereich handelt, der angerissen wird. Ob er in einem dritten Anlauf benannt und ausgeführt werden kann, ist indes keineswegs sicher. Es kann damit gerechnet werden, dass die Erläuterung der Situation unterbleibt und auf ein anderes Themenfeld mehr oder minder geschickt übergeleitet wird.

*na ja*,

Die Fortführung mit *na ja* untergräbt die soeben geäußerte Vermutung, denn sie lässt erwarten, dass die Begebenheit doch geschildert wird. Gleichzeitig wirkt sie wie eine Relativierung oder Rückstufung in der Bedeutung dessen, was folgen wird.

*da kann man sagen*

Dirk selbst taucht als Person, als Akteur in der Situation zunächst nicht auf. Stattdessen weicht er auf das unpersönlich-allgemeine *man* aus. Hier sind mehrere Lesarten denkbar: Diese Sequenz könnte die mit dem *na ja* zuvor verknüpfte Relativierungsabsicht verstärken. Man könnte es so sagen, wie es in Dirks Worten sogleich gesagt werden wird; man könnte es aber auch anders sagen. Die Beurteilung hängt demnach von der Zusammensetzung der Gruppe von Personen ab, die mit *man* gemeint ist. *Man sagt* könnte zudem bedeuten, dass andere etwas sagen, was bestimmte Personen wie etwa seine Eltern oder seine Geschwister nicht sagen. Oder dieser Satz zielt auf eine Verobjektivierung des sogleich Folgenden. Er würde dann einem objektiven Urteil über das noch zu sagende gleichkommen und den Inhalt des zu sagenden deutlich aufwerten.

*da hab ick meine Geschwister gerettet*

Wir erfahren, dass Dirk während des Brandes seine Geschwister gerettet hat. Er übernimmt damit sozusagen die Schutzfunktion der Eltern, die nicht zugegen sind und vermutlich in der Gaststätte arbeiten. Die bislang entwickelten Hypothesen über die Bedeutung der Passagen, die unmittelbar vor diesem Satz liegen, bleiben weiter bestehen. Denn die Darstellung der Rettung seiner Geschwister kann im Duktus von Bescheidenheit wie auch im Duktus von Stolz auf die von ihm allgemein anerkannte, geradezu heldenhafte Leistung erfolgen. Eine weitere Lesart gründet sich auf die Verwendung von *man sagt* und die Vermeidung eines Satzes wie *ich sage*. Daraus ließe sich einmal ableiten, dass Dirk eigentlich sagen will, dass er seine Geschwister gerettet hat, seine Umwelt dies aber anders wahrnimmt. Oder er ist eventuell gar nicht der Ansicht seiner Umgebung und begreift sich eben nicht als der strahlende Retter seiner Geschwister als der er erscheint. Trifft diese Lesart zu, wirft sie natürlich die Frage auf, warum er sich nicht so sieht. Ist er vielleicht gar nicht der Retter seiner Geschwister, sondern eine ganz andere Person? Diese Sichtweise erscheint jedoch problematisch, denn warum sollte diese andere Person sich bereit finden, den Ruhm und die Ehre der Heldentat an Dirk abzugeben. Diese Sicht würde nur dann aufrechtzuerhalten sein, wenn diese andere Person bei dem Brand umgekommen wäre. Eine weitere Interpretation für seine Ablehnung der Rolle des Retters könnte auf Rissen im Bild des Retters beruhen, die entweder objektiv vorhanden sind oder von denen Dirk subjektiv überzeugt ist. Dann müsste in der Rettung noch etwas anderes mitschwingen wie etwa ein Gefühl des Versagens oder der Schuld. Denkbar wäre, dass in dem Brand eine Person schwer verletzt oder ums Leben gekommen ist. Dirk könnte sich dann nicht durchgängig und vollständig als Retter verstehen, weil er der anderen Person nicht das Leben retten oder die Verbrennungen ersparen konnte. Oder Dirk ist selbst an der Entste-

hung des Brandes beteiligt, entweder nach objektiver Lage der Dinge oder weil er subjektiv so fühlt und denkt. Vielleicht hat er ja durch Unachtsamkeit den Brand verursacht, oder er hat den Brand sogar bewusst gelegt. Wir erwarten im weiteren Fortgang eine Detaillierung der Situation.

*weil: irgendwann hab ich meine Geschwister denn wach gemacht,*

Dass er von anderen als Retter seiner Geschwister gesehen wird, begründet Dirk mit dem Umstand, dass er sie geweckt habe, nachdem er den Brand bemerkt habe. Gewisse Irritationen hinterlässt allerdings die Verwendung des Wortes *irgendwann*, denn naheliegender erscheint die Benutzung eines Wortes wie *sofort*. Handelt es sich lediglich um ein Füllwort ohne tiefere Bedeutung? Oder benennt es den Zeitpunkt, zu dem er selbst den Brand realisiert hat? Oder liegt zwischen dem Moment, in dem Dirk klar wurde, dass es sich um einen Brand handelt, und dem Zeitpunkt, wo er seine Geschwister weckt, eine gewisse Zeit? Wenn ja, wäre zu fragen, warum Dirk diese Zeitspanne benötigt, um seine Geschwister zu wecken. Es wäre denkbar, dass Dirk ob des Brandes und der damit verbundenen Gefahr zunächst panisch reagiert, nicht weiß, was er machen soll, vor Angst fast gelähmt ist und einige Zeit braucht, um diesen Zustand hinter sich zu lassen. Möglicherweise liegt rein räumlich eine gewisse Entfernung zwischen seinem Standort und dem seiner Geschwister. Vielleicht wird ein direkter Weg durch das Feuer versperrt, so dass er auf einen Umweg verwiesen ist. Eventuell versucht er auch zunächst, den Brand alleine zu bekämpfen. Oder er hat den Brand selbst verschuldet bzw. glaubt, ihn verursacht zu haben, so dass er nach Ausbruch des Feuers zunächst darum bemüht ist, seine Schuld nicht bekannt werden zu lassen, indem er beispielsweise eine Zeit lang versucht, das Feuer eigenständig zu löschen, und seine Geschwister erst dann weckt, als er der Lage nicht mehr Herr werden kann.

*wo et-*,

Dirk beendet diesen Satz nicht. Der Zuhörer könnte Sätze erwarten wie *wo et gebrannt hat* oder *wo et passiert war*.

*ick=hab=ja=den=Rauch=als=erster=gerochen*,

Diese Sequenz bringt eigene Leistung zum Ausdruck. Sie kann zunächst erst einmal verstanden werden als Verstärkung der Verobjektivierungsthese, wonach Dirk stolz auf seine eigene Leistung ist und eine mögliche Beurteilung seiner Person als Retter seiner Geschwister durch sein Umfeld als Aufwertung seiner Rolle und seiner Person verstanden wissen möchte. Dieser Satz wird sehr schnell, in erläuterndem Ton und beinahe selbstverständlich-beiläufig ausgesprochen, doch darf der Anschluss an den abgebrochenen Satz vorher nicht übersehen werden. In diesem Kontext könnte der Satz auch als Notausgang aus einer prekär zu werden drohenden Erzählsituation begriffen werden. Bevor er sich in womöglich schwierige Detaillierungszwänge begibt, wechselt Dirk schnell zu einem Aspekt, der seine Rolle als Retter und Held unterstreicht.

*hab meine Geschwister wach gemacht*,

Dirk wiederholt, dass er seine Geschwister nach Ausbruch des Brandes und dem Riechen des Rauches weckt. Damit könnte eine Unterstreichung seines Heldentums intendiert sein.

*ick hab denn-*,

Der Anschluss beginnend mit *ich* lässt eine Schilderung des weiteren Geschehens im Allgemeinen und eventuell die Beschreibung eines weiteren Aspekts seines mutigen Handelns im Besonderen erwarten. Wiederum wird der Satz jedoch nicht zu Ende geführt, sondern abgebrochen. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Dirk für den

Moment Schwierigkeiten in der Erinnerung hat und sich die Szene vor seinem inneren Auge noch einmal vergegenwärtigen muss. Im Anschluss wäre dann mit einer Darstellung seines weiteren Handelns zu rechnen. Besonders plausibel erscheint diese Lesart jedoch nicht, da sich gerade zu Beginn dieser Passage der Eindruck aufdrängt, dass diese Begebenheit überaus kontrolliert und mit größter Vorsicht berichtet wird. Unter Umständen ist demnach eher zu erwarten, dass er im weiteren Fortgang nicht mehr das handelnde Subjekt ist, sondern andere diese Rolle einnehmen.

*also die haben dann ans Fenster geholt und Hilfe und so (2)*

Die zuletzt entwickelte Deutung bestätigt sich. Seine Geschwister sind die fortan agierenden Personen. Sie haben nach dem Wecken durch Dirk offensichtlich etwas oder jemanden (Dirk?) an das Fenster gebracht und Hilfe geholt. Eine weitere Ausführung der Abfolge der Handlungen und des gesamten Geschehens erfolgt nicht. Ob das Fenster geöffnet wird, ob die Feuerwehr mittlerweile eingetroffen ist, ob die Geschwister sich über das Fenster befreien, indem sie in ein Sprungtuch der Feuerwehr springen, ob weitere Menschen zu Schaden gekommen sind und dergleichen mehr, bleibt ungesagt. Es wird vielmehr dem Zuhörer überlassen, die Geschichte fortzuschreiben und sich einen Reim auf den Inhalt des Begriffes *und so* zu machen. Auch die Pause deutet an, dass es über die Begebenheit aus der Sicht von Dirk nichts mehr zu berichten gibt. Vielleicht ist die Darlegung für Dirk in dem Moment beendet, wo er sozusagen die Bühne verlässt und andere den aktiven Part übernehmen, denn dies passt nicht mehr so ganz zu einer Geschichte, in der er die Hauptrolle und den Helden spielt.

*und dadurch-*,

Die Schilderung des weiteren Ablaufs wird jedoch noch einmal aufgenommen, doch, wie es scheint, nur kurz. Wiederum wird ein Satz nicht zu Ende geführt, und man könnte ihn in mehreren Varianten fortführen: *und dadurch wurden wir gerettet* oder *und dadurch habe ich meine Geschwister gerettet* oder *und dadurch haben meine Geschwister mich gerettet*. Es spricht einiges dafür, dass die Begebenheit nicht weiter erzählt wird, sondern sie für Dirk zu einem Ende gekommen ist.

*/na ja ((leise))*

Dieses leise gesprochene *na ja* könnte nun der endgültige Abschluss der Schilderung und im Sinne einer Relativierung des vorangegangenen gemeint sein. Je nach dem, wie man den abgebrochenen Satz zuvor fortschreibt, verändert sich der Bezug des relativierend oder gar bagatellisierend gemeinten *na ja*. Im ersten Fall wäre es eine Bagatellisierung des Brandes in dem Sinne, dass es nicht so schlimm gewesen sei. Bei dem zweiten Fall würde es sich auf seine Rolle als Retter beziehen und könnte als Ausfluss von Bescheidenheit gewertet werden. In der letzten Variante würde seine Rolle als Retter in ihrer Bedeutung gemindert werden, zugleich aber auch eine mögliche Rolle der Geschwister als seine Retter. Schließlich könnte man noch vermuten, dass dieses *na ja* nicht auf das vorangegangene zu beziehen ist, sondern auf das, was folgen wird.

*so sehr viele Erinnerungen hab ick von früher nich*

Mit dieser Formulierung greift Dirk die Frage auf, die zu Beginn der gesamten Passage an ihn herangetragen worden ist. Er unterstreicht wie eingangs, dass er an seine Kindheit nur wenige Erinnerungen hat, und deutet damit impliziert auch an, dass ein weiteres Nachfragen kaum erfolgreich sein würde. Es spricht demnach einiges dafür, dass

sich der Ausdruck *na ja* auf diese Sequenz bezieht und in entschuldigendem Sinne gemeint ist.

An anderer Stelle nennt Dirk über das bisher Gesagte hinaus noch zwei kurze Szenen, die ihm einfallen, wenn es um seine Kindheit geht. Dies seien zum einen recht zusammenhanglose Bilder, Erinnerungsfetzen, in denen seine Schwester und er bei einer Oma im Garten spielen. Zum anderen gibt er als seine früheste Erinnerung ein Erlebnis an, an das er sich selbst gar nicht aktiv erinnert, sondern das ihm erzählt worden ist: *da war ick noch Baby gewesen, da hat mich meine Schwester immer hoch gehalten und denn musste ick off eenmal pütschen, da hab ick ihr ins Gesicht gepütscht also wurde mir bloß so erzählt also* (16: 502–504). Dieser Vorfall könnte in seinem Gedächtnis haften geblieben sein, einfach weil es sich um eine lustige Begebenheit handelt, die bei den Personen, die sie hören, Lachen auslöst und die zum Anekdotenfundus der Familie gehört. Dass er diese Szene als seine früheste Erinnerung ausgibt, könnte in seiner Biographie indes auch eine gewisse Funktion haben. Diese Sequenz könnte auch im thematischen Feld *Ich und meine Schwester* verortet sein und belegen, wie wohl, ausgelassen und akzeptiert er sich bei seiner Schwester fühlt, so dass sie es ihm nicht einmal verübelt, wenn er ihr in das Gesicht uriniert. Die Szene könnte dann auch anzeigen, dass er Zuneigung, Wärme, Geborgenheit, Interesse und Bereitschaft, mit ihm zu spielen, im Wesentlichen von seiner Schwester erfahren hat und weniger von seinen Eltern. Da die Schwester nur wenige Jahre älter als er ist, könnte diese Episode als Beleg für die Übertragung von Elternfunktionen auf die Kinder, hier die Schwester, gelesen werden.

Über die bislang erwähnten Passagen hinaus geht Dirk nur noch an einer weiteren Stelle auf sein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht ein. Darin führt er zunächst aus, dass sich seine Eltern *ganz locker eigentlich* verhalten, wenn er eine Freundin hat (20: 643). Anschlie-



ßend erzählt er von einer konkreten Beziehung, die in die Brüche gegangen sei, weil die Eltern der damaligen Freundin mit ihm nicht klargekommen seien. Sie hätten ihrer Tochter *laufend vorgehalten* (1) */(atmet tief)) dass sie sich endlich een **besseren** suchen soll* (20: 649f.). Nun könnten für diese Trennung natürlich auch ganz andere Gründe verantwortlich sein, Gründe, die vorrangig im Binnenverhältnis von Dirk und seiner damaligen Freundin angesiedelt sind. Stimmt die erste Angabe jedoch und Dirk glaubt, dass sich seine Freundin von ihm getrennt habe, weil er – etwa aufgrund seiner schulischen Schwierigkeiten – nicht gut genug sei, dann könnte sich bei ihm zum einen festsetzen, dass man(n) gut sein und etwas Besonderes können muss, um Erfolg bei den Frauen zu haben und eine dauerhafte Partnerschaft knüpfen zu können. Da ihm das schulisch und beruflich nur in geringem Maße gelingt, könnte das Image des Mutigen, des Beschützers und des Retters eine wirkungsvolle Kompensation sein. In dieser Hinsicht ließen sich auch weitere Sequenzen lesen.

Dirk präsentiert sich allgemein als abgeklärter, vernünftiger, starker Mann, der so etwas wie Angst kaum kennt, und wenn, dann besteht seine Angst bestenfalls in der Furcht vor einem Unfall auf der Baustelle (23: 722–729). Diese Aussage wird jedoch ein wenig relativiert durch die unmittelbar anschließende Passage, welche die längste Erzählung im gesamten Interview ist und der damit eine besondere Bedeutung zufällt. Sie könnte, das darf nicht übersehen werden, auch Ausfluss des Umstandes sein, dass er mit dieser Geschichte einen unproblematischen Teil seiner Biographie in das Interview einführen kann, einen Teil, den er tatsächlich erzählen kann, wo sein Kontrollbedürfnis eine vernachlässigswerte Größe darstellt und der unter Umständen von anderen, eher heiklen Bereichen ablenken soll. Die Erzählung könnte somit auch eine Deckgeschichte sein. Allerdings kann Dirk diese Begebenheit auch mit einer bewussten Intention

erzählen. Die Geschichte könnte dann etwas enthalten, das für Dirks Selbstpräsentation ungemein wichtig ist.

Dieses Ereignis hat sich Dirks Worten zufolge wie folgt zugetragen (23: 734 – 25: 786): Wie bereits erwähnt wurde Dirk in den ersten Schulklassen aufgrund seiner körperlichen Schwäche regelmäßig für Kuren ausgewählt und in gewissem Sinne auch auserwählt. Während einer dieser Kuren besuchte die Gruppe eine Veranstaltung, bei der ein Schlangenkünstler auftrat. Auf die Frage des Künstlers, ob jemand aus dem Zuschauerkreis etwas zu sagen habe, meldete sich Dirk, um die anderen darüber zu informieren, dass er an diesem Tage seinen elften Geburtstag feiere. Damit war er jedoch von dem Künstler auserkoren, die Bühne zu betreten. Ohne dass Dirk genau wusste, wie ihm geschah, legte ihm der Künstler eine riesige, angeblich drei Meter lange Python mit den Worten um den Hals, er dürfe sich ja nicht bewegen, weil die Schlange ihn dann gleich beißen würde. Zwar wurde ihm versichert, dass der Schlange vorher die Giftzähne entzogen worden seien, doch war ihm mulmig zumute und sein Herz schlug vor Aufregung bedeutend schneller. Die Last der Schlange auf seinen Schultern ist ihm noch deutlich in Erinnerung, ebenso wie die Erleichterung, als die Schlange dann wieder von ihm genommen wurde. Gleichzeitig entstehen neben diesen Empfindungen, die ihn durchströmen, Gefühle von Mut und Stolz, so dass er aus diesem Ereignis ein gesteigertes Selbstwertgefühl bezieht. Dieses größere Selbstbewusstsein zeigt sich etwa in der folgenden Sequenz: Die Zuschauer, die sich belustigt zeigten, *fanden diet allet zwar schön, dass=da=so=ne=Phyton=ist aber keener wollte sie freiwillig die sich um den **Hals** hängen lassen wa, ick=war=ja=nun=der=**einzig**e gewesen, obwohl ick wollte-, janz=freiwillig=wollte=ick=diet=och=nich=machen, aber-, hm /((lacht)), na ja (3) (24: 759–762)*. Mit Stolz erzählt Dirk sodann auch die Reaktion seiner Mutter nach seiner Rückkehr auf ein Foto, das ihn mit der Schlange um den Hals zeigt. Die Mutter, die Schlangen und

ähnliche Tiere **überhaupt** *nich* mag (24: 772), äußert ihren Widerwillen gegenüber der Schlange und verleiht damit zugleich ihrer Bewunderung für die Leistung Dirks Ausdruck. Gleiche oder ähnliche Reaktionen erfährt er bei seinen Großeltern und bei seinen Freunden. Die zentrale Bedeutung dieser Episode für sein Selbstbewusstsein spiegelt sich schließlich auch in dem Satz, dass dieses Foto noch heute in seinem Schrank steht.

#### 6.2.2.2 *Die Strukturhypothese und der Typus*

Insgesamt führt uns die Analyse des Falles von Dirk Martin somit zu der folgenden Strukturhypothese: Dirk Martin wird in einer Familie groß, in der er selbst wie auch seine Geschwister sehr früh erwachsen werden müssen. Die Eltern scheinen über weite Strecken nur wenig präsent zu sein. Der Betrieb der Gaststätte durch Dirks Mutter und der Aufbau des väterlichen Bauunternehmens beanspruchen das Zeitbudget der Eltern enorm, so dass sie sich nur wenig ihren Kindern widmen können. Spätes Nachhause-Kommen des Vaters und seine Abwesenheiten durch Montage-Tätigkeiten einerseits und die bis spät in die Nächte hineinreichenden Aktivitäten der Mutter in der Gaststätte andererseits bedeuten für die Kinder, dass sie sehr früh lernen müssen, sich mit sich selbst zu beschäftigen und aufeinander zu achten. Dies erstreckt sich auch in den emotionalen Bereich hinein. Dirk erfährt emotionale Zuwendung, Geborgenheit und dergleichen vor allem bei seiner Schwester, mit der ihn infolgedessen ein besonderes Verhältnis verbindet. Sie scheint diejenige zu sein, die, obwohl nur wenige Jahre älter, mit ihm spielt. Bei den anderen Geschwistern, die ja auch im Interview nur beiläufig erwähnt werden, scheint dies nicht oder zumindest weniger der Fall zu sein. Vermutlich sind sie von den Abwesenheiten der Eltern weniger stark betroffen, weil sie zu dem Zeitpunkt, als die Mutter die Gaststätte betreibt und sich der Vater ein

Unternehmen aufbaut, entweder bereits älter sind oder noch zu jung. Denn die Abwesenheiten der Eltern sind nicht durchgängig, sondern beziehen sich auf einen bestimmten Zeitabschnitt, einen Zeitabschnitt, in dem besonders Dirk und seine ältere Schwester unter der Situation zu leiden hatten.

Wir kommen damit zu dem Schluss, dass die Eltern in gewissem Sinne ihrem elterlichen Funktionskatalog nicht so recht nachkommen, sondern diese Funktionen ein gutes Stück weit auf ihre Kinder übertragen. Das bedeutet für Dirk zweierlei: zum einen müssen seine eigenen Bedürfnisse und sein Wunsch, irgendwo Kind sein zu dürfen, zurückstehen. Sie können nur in eingeschränktem Maße verwirklicht werden, so z. B. wenn er während der Kuraufenthalte *na ja, die kleinen Kinderstreiche immer so* (Kü-002, 31: 981f.) spielt. Zum anderen ist die Anerkennung der Eltern an Bedingungen geknüpft, da er sie offenbar nur dann gewinnt und gewinnen kann, wenn er sich wie ein (kleiner) Erwachsener verhält. Solches tut er beispielsweise dann, wenn er während des Wohnungsbrandes seine Geschwister weckt und ihnen somit das Leben rettet. Er verlässt damit quasi die Rolle des Kindes und nimmt elterliche Schutzfunktionen wahr. Dieser Wechsel der Rolle ist in der familialen Struktur ein konstitutives Element; der Wechsel, die Übernahme von Aufgaben der Eltern, ist somit kein kurzzeitiges oder einmaliges Erlebnis, sondern ein tragender Pfeiler in der Familienstruktur, weil er über die Jahre hinweg in dieser Form gepflegt wird. Das hat zur Folge, dass Dirk dieses Verhaltensmuster nicht nur innerhalb seiner Familie, sondern auch außerhalb verfolgt.

Seinen Schutz genießen dabei unterschiedliche Personen, doch müssen dafür bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, denn er gewährt seinen Schutz nur solchen Personen, denen in irgendeiner Art und Weise Unrecht widerfährt. Er besitzt demnach ein Urteilsvermögen, dass ihn in den Stand versetzt, zwischen moralisch gut und moralisch

böse zu unterscheiden, wobei sich offensichtlich die Dinge noch einmal ein wenig anders gestalten, wenn es sich um bestimmte andere Bevölkerungsgruppen handelt. Genügt zu Beginn, dass jemand eine *große Fresse* hat, um ihn aktiv werden zu lassen, so sind es später Gründe wie eine vermutete Vergewaltigung oder Tötlichkeiten gegenüber Personen in der Öffentlichkeit. In seinem Freundeskreis wie auch in der Familie übernimmt er diese Schutzfunktionen ohnehin nahezu selbstredend. Und diese Rolle eines Beschützers impliziert für ihn auch die Bereitschaft, Gewalt als Konfliktbearbeitungs- oder -lösungsinstrument einzusetzen. Dass er in diesem umfassenden Projekt des Schutzes seiner Mitmenschen zum Mittel der Gewalt greift, ist erklärungsbedürftig. Eine Vermutung wäre, dass er in bestimmten Sozialisationsinstitutionen wie Familie oder Schule Gewalt als probates Werkzeug zur Bewältigung schwieriger Situationen kennen gelernt hat. Diese Annahme müsste für meine Begriffe indes noch ergänzt werden durch sein starkes Bedürfnis nach Anerkennung, denn es darf nicht übersehen werden, dass Dirk über einige Zeit hinweg körperlich schwächer als seine Altersgenossen gewesen ist. Aus diesem Grund dürften körperliche Stärke und physisches Durchsetzungsvermögen für Dirk einen besonderen Stellenwert besitzen.

Der Beschützerinstinkt, von dem Dirk spricht und der ihn zu leiten scheint, ist für ihn dabei keineswegs ein Selbstzweck. Was auf den ersten Blick vielleicht wie eine Form von altruistischer Gewalt aussehen mag, ist es bei näherem Hinsehen nicht. Denn diese Schutzaufgaben zu übernehmen, erfüllt eine wichtige Funktion in Dirks Biographie. Sie besteht darin, dass sich Dirk durch seinen Einsatz gegen das Unrecht die Anerkennung zunächst seiner Eltern, dann aber auch von anderen Personen wie etwa seinem Freundeskreis, den Eltern seiner Freunde und Freundinnen und anderen mehr sichert. Beschützer zu sein steigert demnach sein Selbstwertgefühl, macht ihn zu jemanden und hebt ihn aus der grauen Masse hervor. Gleichzeitig begibt sich

Dirk damit in ein enormes Dilemma, weil er durch die Rolle des Beschützers und ihre Fortschreibung sein zentrales biographisches Problem nur scheinbar bearbeitet, es im Gegenteil sogar perpetuieren könnte. Dies zeigt etwa ein Satz während des Interviews wie *na ick mein ick hab ja immer noch nich groß Probleme oder so* (19: 608) gehabt. Dieser Satz ist weit von der Realität entfernt, denn wie gern würde er selbst einmal in die Rolle des Beschützten schlüpfen, also einen Tausch der Rollen vornehmen. Welch starke Intensität dieser Wunsch hat, lässt sich daran ablesen, dass Dirk seinen Eltern über alle Maßen dankbar ist, als sie sich hinter ihn stellen und ihn unterstützen, als die Polizei gewissen Verdachtsmomenten im Hinblick auf gestohlene Autos nachgeht. Die von Dirk im Interview angegebene Abkehr von gewalttätigem Handeln scheint nur oberflächlich zu sein, denn in einigen Formulierungen verwendet er bezeichnenderweise die Gegenwartsform. Es ist demnach damit zu rechnen, dass Dirk in ähnlichen Situationen wieder zum Instrument der Gewalt greifen wird, allerdings vielleicht zu einem etwas späteren Zeitpunkt als früher. Dirk Martin steht damit insgesamt für einen Typus von Gewalttäter, der Gewaltmittel einsetzt, um andere zu beschützen, dies aber nicht etwa aus altruistischen Motiven tut, sondern weil er dadurch die Anerkennung seines Umfeldes erhält.

## 7 Gewalt, Gesellschaft und Bundeswehr: Was tun?

*Gerhard Kümmel & Paul Klein*

Unsere Analyse hat zum einen in ihrem qualitativen Teil einen Einblick in die Hintergründe, die Entstehung und die Ausübung von gewalttätigem Handeln gegeben. Zum anderen ergibt sich aus dem quantitativen Teil des Projektes, dass Gewaltneigung, Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit – obzwar unterschiedlich in den verschiedenen Bevölkerungssegmenten – gesamtgesellschaftliche Phänomene sind. Sie sind also nicht etwas Bundeswehr-spezifisches. Dies ist indes keineswegs ein Grund für Entwarnung oder gar Freispruch für die Streitkräfte im Allgemeinen wie die Bundeswehr im Besonderen. Denn wenn Gewalt in den Gesellschaften vorzufinden ist, dies noch dazu für die jüngeren Alterskohorten in stärkerem Maße als für die älteren gilt und sie eher bei Männern als bei Frauen anzutreffen ist, dann besteht kein Grund zu der Annahme, dass dies für Menschen, die dem Militär bzw. in unserem Fall der Bundeswehr angehören, nicht gilt. Und in der Tat wurden bereits in der Einleitung einige Vorkommnisse, die Bundeswehr-Soldaten betreffen, angeführt.

Dementsprechend lautet eine wesentliche Frage wie folgt: Beeinflusst der militärische Kontext gewaltförmiges Verhalten von Soldaten? Wenn ja, wie? Unterstützt der militärische Kontext gewaltförmiges Verhalten, indem er vorhandene Dispositionen verstärkt? Oder generiert er es gar infolge der Sozialisation des einzelnen Soldaten im Militär? Oder hat er keine Wirkung?

Auf diese Fragen gibt es bislang bestenfalls vorläufige Antworten, so dass die Forschungsagenda gut gefüllt ist (vgl. Lippert 1989; Kümmel/Klein 2002). Weil die Forschung in der Frage nach dem Einfluss des

militärischen Kontextes auf (deviantes) gewaltförmiges Verhalten noch keine hinreichend gesicherten Ergebnisse allgemeingültiger Natur produziert hat, wird angenommen, dass die Faktoren, die in Untersuchungen zu Gewalt in der Zivilbevölkerung eine Rolle spielen, im militärischen Kontext ähnlich sind (Truscott/Wait 1996). Der Einsatz von Gewalt, etwa im familialen Setting, kann im Sinne von Imitation und Modeling (Wasileski/Callaghan-Chaffee/Chaffee 1982) ein erlerntes, intergenerationell transportiertes Verhalten sein. Darauf verweist eindrucksvoll der Fall von Guido Rössner. Gewalt kann durch Alkohol- und Drogenmissbrauch, niedrigen sozioökonomischen Status, gruppenspezifische Prozesse, geringes Selbstwertgefühl, soziale Isolation, Persönlichkeitsstörungen, bestimmte Charakteristika des Opfers, sozialen und strukturellen Stress und kontingente situationelle Rahmenbedingungen begünstigt werden.

Entsprechend umfangreich ist die Liste der – teilweise durchaus kontroversen bzw. sich gegenseitig ausschließenden – Vorschläge zur Prävention von Gewalt. Sie unterstreicht, dass die Verringerung der Gewalt eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hierzu die folgenden Punkte genannt (vgl. auch Reinbold/Jans 1996):

- Verstärkte Familien- bzw. Elternarbeit. Hier wird beispielsweise ein Konzept propagiert, in dem Eltern zunächst aufgefordert werden, sich über ihre eigenen Einstellungen zu Gewalt Klarheit zu verschaffen, äußerste Zurückhaltung gegenüber der Androhung und Anwendung von Gewalt walten zu lassen und gleichzeitig mit den Kindern über deren wie auch ihre eigenen Gewalterfahrungen zu sprechen. In der Kindererziehung sollen die Eltern den Kindern das Gefühl vermitteln, akzeptiert und geborgen zu sein – wobei es auf die richtige Dosierung von Zuwendung einerseits und der Setzung von Grenzen andererseits ankommt (Struck 1995: 138–140, 179–191) – und in die Familienentscheidungen einbezogen zu



sein. Gleichzeitig soll ein konstruktives, nicht-aggressives und auf Gewalt verzichtendes Streitklima geschaffen (Bründel/Hurrelmann 1994: 91f.) und innerfamiliäre Kommunikation sowie Werteerziehung (vgl. hierzu auch Struck 1995: 147, 191–200), eine Erziehung zu Friedfertigkeit (Borg-Laufs 1997: 103–112), zu Empathie und prosozialem Verhalten (Ostermann 2000), gefördert werden (vgl. zur prominenten Bedeutung des Elternhauses und der Erziehung auch Böttger 1998).

- Hauptbezugspersonen. Hierunter fällt das nicht unumstrittene Plädoyer von Struck für „die Wiederentdeckung der Bezugsperson, die rund um die Uhr und umfassend für das Kind zur Verfügung steht. Es war ein Kunstfehler, in den letzten 25 Jahren anzunehmen, die Hauptbezugsperson des Kindes könnte durch die Addition verschiedener Menschen zu einem Ganzen ersetzt werden. (...) Kinder können allenfalls zwei Hauptbezugspersonen im Wechsel bzw. in einer Arbeitsteilung verkraften, herkömmlicherweise sind das Mutter und Vater, wobei die Mutter meist einen deutlich höheren Stellenwert aus der Sicht des Kindes hat, zumal wenn es noch klein ist, und so etwas wie die letzte Instanz bei schweren Krisen oder Erkrankungen darstellt.“ (Struck 1995: 143)
- Veränderte Bildungsaufträge an die Schule und die Lehrer (Benz 1997: 36). So wird empfohlen, eindeutige Regeln gegen Gewalt aufzustellen, die sozialen Beziehungen zu gestalten, Beziehungsangebote zu unterbreiten und so die Schüler stärker am Schulleben zu beteiligen. Im gleichen Sinne findet sich die Anregung, die Zusammenarbeit von Eltern, Lehrern und Schülern zu intensivieren. Die Lehrer sollen in höherem Maße Vorbildfunktionen übernehmen. Diese Maßnahmen der Gewaltprophylaxe sollen ergänzt werden durch ein soziales Kompetenztraining für Schüler, durch die gezielte Förderung der fachspezifischen und allgemeinen Leistungsfähigkeit der Schüler, durch eine klarere Strukturierung

des Unterrichts und durch gerechte Chancenstrukturen. Für Fälle, in denen es zur Gewalt kommt, sollen Beratungsangebote zu Konfliktberatung, Mediation und Supervision in der Schule eingerichtet, Schulsozialarbeit betrieben und Schlichtungsverfahren vorbereitet werden (Bründel/Hurrelmann 1994: 128–134; Büttner 1998; ein konkretes, überaus detailliertes pädagogisches Umsetzungsbeispiel in die schulische Praxis findet sich auch bei Weiß 2000: Kap. 6).

- Maßnahmen und Initiativen der Politik wie etwa die Stärkung der Erziehungsfähigkeit der Eltern, vermehrte familientherapeutische, soziale und ökonomische Hilfen und Bereitstellung von Kinderkrippen- und Kindergartenplätzen in ausreichender Zahl (Bründel/Hurrelmann 1994: 98–103), aber auch Schritte zur Erhöhung wirksamer sozialer Kontrolle durch die Verankerung und Propagierung der Norm des möglichst gewaltlosen Umgangs miteinander in der Gesellschaft (Nicklas/Ostermann/Büttner 1997: 44). In diesen Bereich fällt auch die vielfach erhobene Forderung, die wirtschaftliche Entwicklung anzukurbeln und dadurch Arbeitsplätze zu schaffen (etwa Eckert 1998: 18f.).
- Öffentliche Sensibilisierung durch Aktionen eines breiten Kreises von zivilgesellschaftlichen und staatlichen Akteuren und Institutionen (vgl. die Münchner Kampagne gegen Männergewalt an Frauen und Mädchen/Jungen; vgl. Heiliger 2000).
- Vermehrte Tätigkeit von Erziehern/Sozialpädagogen, die den Kindern und Jugendlichen Freiräume bieten (möglicherweise projektorientiert), tolerant sind und ihr Bewusstsein für die Verantwortung für das eigene Leben stärken (Bründel/Hurrelmann 1994: 179–182).
- Intensivierte Medienerziehung, die bei den Eltern beginnt, ihnen die Entwicklung von Alternativen zum TV-Schauen abverlangt, jedoch bis zu den Medien und der Medienpolitik reicht, die ihrer

Verantwortung gerecht werden sollen (Bründel/Hurrelmann 1994: 204–207; Rathmayr 1996: 141–155; Glogauer 1991: 140). Unabdingbar scheint dabei auch eine wissenschaftliche Analyse von Risikogruppen (Kunczik 1996: 255).<sup>1</sup>

- Ventilfunktion, also die produktive Kanalisierung von Aggressionen etwa durch sportliche Aktivitäten, aber auch durch die Schaffung von Räumen, welche die expressiven Bedürfnisse von Jugendlichen in zivile Bahnen lenken (etwa Musik oder Kunst) (vgl. Struck 1995: 172–178; Nicklas/Ostermann/Büttner 1997: Kap. 4).
- Veränderte Baupolitik unter der Leitlinie, dass Wohnen Spaß machen soll. Dazu gehört die Schaffung von Kommunikations- und Begegnungsräumen, von sozialen Infrastruktureinrichtungen und Erlebnis-zonen, unter Umständen auch der Rückbau. Gleichzeitig soll das nachbarschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl und damit die informelle soziale Kontrolle gestärkt werden (Schwind 1998: 310f.).
- Verstärkte Polizeiarbeit etwa nach dem Muster des New Yorker Modells der *Zero-Tolerance*-Politik (vgl. die Beiträge in Ortner/Pilgram/Steinert 1998).

---

<sup>1</sup> Und zwar aus folgendem Grund: „Insgesamt gesehen zeichnet sich die Medien- und-Gewalt-Diskussion noch immer dadurch aus, daß zwei Fehlannahmen vorherrschen. Zum einen wird gern ein unzulässiger Schluß vom Inhalt der Gewaltdarstellungen auf deren Wirkung beim Zuschauer gezogen, zum anderen wird in der Öffentlichkeit und insbesondere der Politik eine generelle Aussage zur Wirkung von Gewaltdarstellungen gefordert. Diese kann und wird es auf wissenschaftlich fundierter Basis nie geben, denn der Wirkzusammenhang ‚Rezipient-Medium‘ ist so komplex, daß sich wissenschaftlich haltbare Aussagen nur für einzelne Populationen in genau umrissenen Situationen treffen lassen.“ (Kunczik 1996: 255) Michael Kunczik (1996: 176) zitiert hier auch den Befund einer Studie von Schramm und anderen aus den frühen 60er Jahren zur Wirkung des Fernsehens, die nach wie vor Gültigkeit habe: „For *some* children, under *some* conditions, *some* television is harmful. For *other* children under the same conditions, or for the same children under *other* conditions, it may be beneficial. For *most* children, under *most* conditions, *most* television is probably neither harmful nor particularly beneficial.“

- Konsequente Nutzung des Jugendstrafrechts. Dies ist sicherlich das schärfste, gleichzeitig aber auch ein nicht unproblematisches Mittel der Bekämpfung von Gewalt. Unter diesem Banner verfolgen die einen eine Strafverschärfung; andere hingegen beabsichtigen eine Verbesserung in der Strafverfolgung (Erhöhung der Aufklärungsquote auch und gerade bei Bagatelldelikten, die häufig den Einstieg bilden) und in der Justizpraxis (kurze Ermittlungs- und Prozessdauer) (Nicklas/ Ostermann/Büttner 1997: Kap. 4).
- Grundlegende Veränderung der Gesellschaft hin zu einem sozialen Miteinander, das nicht von der Durchsetzung des Stärkeren und dem Kampf um Dominanz beherrscht wird (vgl. Zeltner 1996).

Die Bundeswehr taucht in den genannten Kontexten eher am Rande auf. Hier macht sich das bemerkbar, was die damalige Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Claire Marienfeld (CDU), in einem Interview Mitte September 1997 sagte: „An einer Tatsache können wir aber nichts ändern: Ein Reparaturbetrieb der Gesellschaft ist die Bundeswehr nicht und kann sie auch nicht sein.“ (Marienfeld 1997: 17) Gleichwohl muss sie aus Eigeninteresse heraus in diesem Themenbereich aktiv werden. Denn in einer demokratischen Gesellschaft, die weiterhin Prozesse der Demokratisierung erfährt, unterliegt das Militär einer größeren Kontrolle durch die Gesellschaft, so dass zunehmend der gesellschaftliche Blick für Normverletzungen durch das Militär und im Militär geschärft wird. Dies fordert den Streitkräften einen höheren Grad an Transparenz und Reflexivität ab.

Das, was die Bundeswehr selbst prophylaktisch gegen die Anwendung von devianter Gewalt durch Angehörige der Streitkräfte tun kann, beschränkt sich letztlich jedoch auf wenige Bereiche oder Instrumente. Ein Bereich betrifft das Sammeln von Daten und Informationen. In diesem Zusammenhang sollte über entsprechende Forschungsanstren-

gungen z. B. durch das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr nachgedacht werden.

Ein Instrument der Prävention ist sodann das Verfahren der Auswahl geeigneter Bewerber und Bewerberinnen. Hier würde sich eine Aufgabe für die Wehrpsychologie stellen, eventuell unter Verwendung der Ergebnisse in den empirischen Teilen dieses Reports geeignete Test- und Befragungsinstrumente zu entwickeln, die ‚unerwünschte‘ Bewerber und Bewerberinnen herausfiltert, also solche, die gegenüber devianten Formen der Gewaltanwendung eine hinreichende Affinität aufweisen. Dies ist leichter niedergeschrieben als umgesetzt, da es mit erheblichen Problemen verbunden ist. Allein die Bestimmung des Punktes, ab dem das gegeben ist, was wir hinreichende Gewaltaffinität genannt haben, dürfte sich ungemein schwierig gestalten. Dennoch wäre darüber nachzudenken, wie dieses Instrument der Bewerberselektion sinnvoll genutzt werden könnte.

Ein weiteres Instrumentarium bilden die Maßnahmen der Bildung und der Ausbildung der Soldaten. Als essenziell erscheinen uns die Aspekte der Vermittlung von Selbstkontrolle und ethisch-moralischer Verhaltensstandards in einem soldatischen Ethos. Hierbei kommt zweifellos der Inneren Führung eine herausragende Bedeutung zu. Zu nennen ist dabei auch die besondere Verantwortung von Vorgesetzten, die mit ihrem konkreten Verhalten eine Vorbildfunktion übernehmen und somit ungünstige klimatische Bedingungen für soldatisches Fehlverhalten schaffen können. Wie bereits in vielen Streitkräften westlicher Länder praktiziert, sollte die Gewaltpräventionsarbeit Bestandteil von Ausbildungs- und Konflikt-Trainingsprogrammen für den Auslandseinsatz sein. Für den Bereich der familialen Gewalt ist überdies ein amerikanisches Beispiel anzuführen. In den US-Streitkräften gibt es bereits seit geraumer Zeit das sog. Family Advocacy Program für jede Teilstreitkraft. Auch die kanadischen Streit-

kräfte verfolgen eine ähnliche Linie. Programme wie diese, die es zumindest in Ansätzen auch in den Streitkräften anderer Länder gibt, versuchen etwa durch den Ausbau des Netzwerks sozialer Unterstützung innerhalb des Militärs Präventionsarbeit zu leisten. Das gleiche Ziel verfolgen Ausbildungs-, Erziehungs-, Anti-Stress- und Anti-Aggressivitäts-/Gewalt-Programme (etwa Weidner 1997: bes. Kap. 6; vgl. auch Godenzi 1996: Kap. 5; Esser 1998; Gropper/Zimmermann 2000), die der Sensibilisierung und der Prävention – nicht nur, aber doch vor allem – von sexueller Belästigung und sexueller Gewalt in den Streitkräften widmen. Als weitere Maßnahme möchten wir schließlich noch eine intensive Einsatzvorbereitung, -begleitung und -nachbereitung – vielleicht in noch größerem Umfang als bisher – nennen. In deren Mittelpunkt sollten nach Keen (1993: 200) unter anderem folgende Punkte stehen: „Die Kunst der Verhandlung und Vermittlung. Wie erreicht man praktikable Vereinbarungen mit Personen und Nationen, die verschlossener, feindseliger und paranoider sind als man selbst? Der Nutzen einseitiger Initiativen. Wie man die Politik eines Feindes ohne den Einsatz von Gewalt verändert? Die Rolle von Drohungen und Versprechungen in Verhandlungen. Kreatives Zuhören. Eine gemeinsame Basis finden. Den Gegner verstehen. Mit unausgeräumten Meinungsverschiedenheiten leben (...)“

Der disziplinarische und strafrechtliche Teil darf in diesem Kontext ebenfalls nicht übersehen werden. Hier kommt es darauf an, die bestehenden Regelwerke zu überprüfen, sie gegebenenfalls zu erweitern und bei Verstößen unverzüglich die erforderlichen Maßnahmen einzuleiten. Selbstverständlich ist die Androhung und die Einleitung von disziplinarischen und gerichtlichen Schritten in entsprechenden Situationen auch bei der Prävention von illegitimen Gewalthandlungen im Einsatzland erforderlich.

Allerdings werden selbst die besten Vorsorgemaßnahmen nicht verhindern können, dass in einzelnen Fällen Bundeswehrosoldaten durch deviantes Gewaltverhalten auffallen. Solches gewaltförmiges Handeln würde nur dann vollständig beseitigt werden können, wenn es entweder Gewalt oder Streitkräfte nicht mehr geben würde. Beides ist unwahrscheinlich. Denn die Beseitigung von Gewalt würde die Kreation eines neuen Menschen und sozialen Lebewesens erfordern. Die Abschaffung von Streitkräften wiederum ist ebenfalls unwahrscheinlich, weil die Menschheit seit je her und auf absehbare Zeit hin in gefährlichen Kontexten lebt, die den Einsatz von Gewaltmitteln gerade zur Eindämmung von Gewalt erforderlich machen. Somit kann es also nur darum gehen, die Formen devianter Gewalt zu reduzieren. Dies wird zweifellos nicht vollständig gelingen, doch jede Reduzierung ist zu begrüßen, und sie ist Aufgabe der Gesellschaft, aber auch der Bundeswehr.





## Literatur

- Adler, A. (1908). *Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose*. Fortschritte der Medizin. Leipzig.
- Adorno, T. W. et al. (1950). *The Authoritarian Personality*. New York.
- Adorno, T. W. et al. (1972). *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied – Berlin.
- Alainmat, H. (1976). *L'épreuve. Le 'bagne' de la Legion*. Paris.
- Alheit, P./Fischer-Rosenthal, W./Hoerning, E. M. (Hrsg.) (1990). *Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie*. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 13. Universität Bremen.
- Althoff, G. (1998). *Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter*. In: Sieferle/Breuninger 1998: 154–170.
- Amelang, M./Krüger, C. (Hrsg.) (1995). *Mißhandlung von Kindern. Gewalt in einem sensiblen Bereich*. Darmstadt.
- American Psychological Association (APA) Commission on Violence and Youth (1993). *Violence and Youth: Psychology's Response*. Washington, D.C.
- Apel, K.-O. (1975 [1967]). *Der Denkweg von Charles Sanders Peirce. Eine Einführung in den amerikanischen Pragmatismus*. Frankfurt am Main.
- Apel, K.-O. (Hrsg.) (1976). *Sprachpragmatik und Philosophie*. Frankfurt am Main.
- Arasse, D. (1988). *Die Guillotine. Die Macht der Maschine und das Schauspiel der Gerechtigkeit*. Reinbek bei Hamburg.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973). *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbek bei Hamburg.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976). *Kommunikative Sozialforschung*. München.
- Artzt, H. (1987). *Mörder in Uniform*. Reinbek bei Hamburg.

- Assheuer, T. (1997). Der Faschismus der Augen. Gewalttätig gegen Gewalt: Michael Hanekes Skandalfilm ‚Funny Games‘. *Die ZEIT*, Nr. 38, 12. September 1997, 59.
- Assmann, A./Harth, D. (Hrsg.) (1991). Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt am Main.
- Backes, U./Jesse, E. (1996). Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland. 4. völlig überarbeitete und aktualisierte Ausgabe. Bonn.
- Bandura, A. (1965). Influence of Models' Reinforcement Contingencies on the Acquisition of Imitative Responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1: 589–595.
- Bandura, A. (1973). Aggression: A Social Learning Analysis. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall.
- Bandura, A. (1979). Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse. Stuttgart.
- Bandura, A./Ross, D./Ross, S. A. (1963). Imitation of Film-mediated Aggressive Models. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 66: 3–11.
- Baron, R. A. (1972). Aggression as a Function of Ambient Temperature and Prior Anger Arousal. *Journal of Personality and Social Psychology*, 21: 183–189.
- Baron, R. A./Ransberger, V. M. (1978). Ambient Temperature and the Occurrence of Collective Violence: The “Long, Hot Summer” Revisited. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36: 351–360.
- Bataille, G. (1989). Gilles de Rais. Leben und Prozeß eines Kindermörders. Hamburg.
- Bateson, G./Mead, M. (1942). Balinese Character. A Photographic Analysis. New York.
- Baudler, G. (1994). Töten oder Lieben. Gewalt und Gewaltlosigkeit in Religion und Christentum. München.

- Bäuerle, S. (1989). Kriminalität bei Schülern. Bd. 1: Ursachen und Umfeld von Schülerkriminalität. Stuttgart.
- Baumann, Z. (1992a). Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg.
- Baumann, Z. (1992b). Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg.
- Bauriedl, T. (1997). Wege aus der Gewalt. Analysen von Beziehungen. 5. Auflage. Freiburg – Basel – Wien.
- Bechmann, G. (Hrsg.) (1993). Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen.
- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Beck, U. (Hrsg.) (1997). Kinder der Freiheit. Frankfurt am Main.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994). Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main.
- Becker, U./Becker, H./Ruhland, W. (1992). Zwischen Angst und Aufbruch. Das Lebensgefühl der Deutschen in Ost und West nach der Wiedervereinigung. Düsseldorf.
- Behnke, C./Loos, P./Meuser, M. (1998). Habitualisierte Männlichkeit. Existentielle Hintergründe kollektiver Orientierungen von Männern. In: Bohnsack/Marotzki (Hrsg.) 1998: 225–242.
- Behnken, I. et al. (1991). Schülerstudie '90. Jugendliche im Prozeß der Vereinigung. Weinheim – München.
- Benda, R./Gabriel, I. (1989). Terror. Rot/Weiß/Rot. 2. Auflage. Zürich.
- Benz, U. (1997). Jugend, Gewalt und Fernsehen. Der Umgang mit bedrohlichen Bildern. Berlin.
- Benz, W. (1995). Gewalt und Ideologie. Renaissance und Militarisierung rechtsradikalen Denkens. Nationale und internationale Zusammenhänge. Wien.

- Benz, W. (Hrsg.) (1990). Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Voraussetzungen, Zusammenhänge, Wirkungen. Aktualisierte Neuauflage. Frankfurt am Main.
- Berger, P. L./Luckmann, T. (1991 [1966]). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main.
- Bergmann, J. R. (1995). Konversationsanalyse. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 213–218.
- Berkowitz, L. (Ed.) (1986). *Advances in Experimental Social Psychology*. Vol. 19, Orlando, Fla.
- Berkowitz, L. (1989). The Frustration-aggression Hypothesis: An Examination and Reformulation. *Psychological Bulletin*, 106: 59–73.
- Berkowitz, L. (1993). *Aggression. Its Causes, Consequences, and Control*. Boston et al.
- Berkowitz, L./Le Page, A. (1967). Weapons as Aggression-eliciting Stimuli. *Journal of Personality and Social Psychology*, 7: 202–207.
- Bielicki, J. S. (1993). *Der rechtsextreme Gewalttäter. Eine Psychoanalyse*. Hamburg.
- Bien, W./Kuhnke, R./Reißig, M. (Hrsg.) (1999). *Wendebiographien. Zur ökonomischen, sozialen und moralischen Verselbständigung junger Erwachsener. Ergebnisse der Leipziger Längsschnitt-Studie 3*. München.
- Blaschke, P. H. et al. (Hrsg.) (1985). *De officio. Zu den ethischen Herausforderungen des Offizierberufs*. Hannover.
- Blumer, H. (1969). *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Berkeley, CA.
- Bock, M. et al. (1989). *Zwischen Resignation und Gewalt. Jugendprotest in den achtziger Jahren*. Opladen.
- Boers, K./Gutsche, G./Sessar, K. (Hrsg.) (1997). *Sozialer Umbruch und Kriminalität in Deutschland*. Opladen.

- Bohnsack, R. (1999). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. 3. überarbeitete und ergänzte Auflage. Opladen.
- Bohnsack, R. et al. (1995). Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.
- Bohnsack, R./Marotzki, W. (Hrsg.) (1998). Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen.
- Borg-Laufs, M. (1997). Aggressives Verhalten. Mythen und Möglichkeiten. Tübingen.
- Bortz, J. (1984). Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler. Berlin – Heidelberg – New York – Tokyo.
- Bortz, J./Döring, N. (1995). Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler. 2. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin – Heidelberg.
- Böttger, A. (1998). Gewalt und Biographie. Eine qualitative Analyse rekonstruierter Lebensgeschichten von 100 Jugendlichen. Baden-Baden.
- Bourdieu, P. (1990 [1986]). Die biographische Illusion. *Bios*, 3: 1, 75–81.
- Brähler, E./Adler, C. (Hrsg.) (1996). Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren. Gießen.
- Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung (1994). Die real-existierende postsozialistische Gesellschaft. Chancen und Hindernisse für eine demokratische politische Kultur. Potsdam.
- Bredenkamp, J./Wippich, W. (1977). Lern- und Gedächtnispsychologie. Bd. 1. Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz.
- Bredow, W. von/Kümmel, G. (1999). Das Militär und die Herausforderung globaler Sicherheit. Der Spagat zwischen traditionellen und nicht-traditionalen Rollen. *SOWI-Arbeitspapier* Nr. 119. Strausberg.

- Breyvogel, W. (Hrsg.) (1993). *Lust auf Randal. Jugendliche Gewalt gegen Fremde*. Bonn.
- Breyvogel, W./Stuckert, T. (Hrsg.) (1993). *Zwischen Straße und Knast. Soziales Training für gewaltbereite Jugendliche*. Opladen.
- Briggs, C. (1986). *Learning How to Ask. A Sociolinguistic Appraisal of the Role of the Interviewer in Social Science Research*. Cambridge.
- Brock, T. C./Buss, A. H. (1964). Effects of Justification for Aggression and Communication with the Victim on Postaggression Dissonance. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 68: 402–412.
- Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (1988). *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen.
- Brosius, H.-B./Esser, F. (1995). *Eskalation durch Berichterstattung? Massenmedien und fremdenfeindliche Gewalt*. Opladen.
- Browning, C. R. (1997). *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die Endlösung in Polen*. Reinbek bei Hamburg.
- Brüggemeier, F.-J. (1987). Aneignung vergangener Wirklichkeiten – Der Beitrag der Oral History. In: Voges (Hrsg.) 1987: 145–169.
- Bründel, H./Hurrelmann, K. (1994). *Gewalt macht Schule. Wie gehen wir mit aggressiven Kindern um?* München.
- Brunner, M. (1994). *Gewalt von Schülern. ... und was die Schule damit zu tun haben könnte*. Zürich.
- Bryant, C. D. (1974a). Socialization for Khaki-Collar Crime: Military Training as Criminalization Process. In: Bryant (Hrsg.) 1974b: 239–251.
- Bryant, C. D. (Hrsg.) (1974b). *Deviant Behavior. Occupational and Organizational Bases*. Chicago.
- Bryant, C. D. (1979). *Khaki-Collar Crime. Deviant Behavior in the Military Context*. New York.

- Bude, H. (1984). Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: Kohli/Robert (Hrsg.) 1984: 7–28.
- Buford, B. (1994). Geil auf Gewalt. Unter Hooligans. München.
- Bühl, W. L. (1990). Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Stuttgart.
- Bühler, C. (1933). Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. Leipzig.
- Bulmer, M. (1984). The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research. Chicago.
- Bundesamt für Verfassungsschutz (1994). Gewaltbereite Autonome. Ziele, Strukturen, Aktionen. Köln.
- Bundesamt für Verfassungsschutz (1996). Entwicklungstendenzen im Rechtsextremismus. Bündnispolitik – Autonome Strukturen – Rechtsterrorismus – Neue Kommunikationsmittel – Ursachen des gegenwärtigen Rechtsextremismus. Köln.
- Bundeskriminalamt (Hrsg.) (1982ff.). Polizeiliche Kriminalstatistik Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden.
- Bundeskriminalamt (Hrsg.) (1986). Was ist Gewalt? Auseinandersetzungen mit einem Begriff. 2 Bde., Bd. 1. Wiesbaden.
- Bundesminister des Inneren (1993/4). Extremismus und Gewalt. 4 Bde. Bonn.
- Bundesminister des Inneren (1994). Aktuelle Aspekte des Rechtsextremismus. Bonn.
- Bundesminister des Inneren (1995). Gewalt und Jugend. Bonn.
- Bundesministerium des Innern (1998). Jugend und Gewalt, Bd. II. Bonn.
- Bundesministerium für Frauen und Jugend (1993). Materialien zur Jugendpolitik. Fremdenfeindliche Gewalt: Eine Analyse von Täterstrukturen und Eskalationsprozessen. Bonn.
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (1990). Umbrüche in der Industriegesellschaft. Herausforderungen für die politische Bildung. Bonn.

- Burgherr, S./Chambre, S./Iranbomy, S. (1993). Jugend und Gewalt. Reportagen und Hintergrundberichte. Luzern – Stuttgart.
- Burkart, G. (1983). Zur Mikroanalyse universitärer Sozialisation im Medizinstudium: Eine Anwendung der Methode der objektiv-hermeneutischen Textinterpretation. *Zeitschrift für Soziologie*, 12: 1, 24–48.
- Burkart, G. (1995). Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. *Bios*, 8: 1, 59–88.
- Buss, A. H. (1961). *The Psychology of Aggression*. New York.
- Buss, A. H./Perry, M. (1992). The Aggression Questionnaire. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63: 452–459.
- Butcher, J. N./Spielberger, C. D. (Eds.) (1983). *Advances in Personality Assessment*. Vol. 2. Hillsdale, N. J.
- Butterwegge, C. (1996). Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt. Erklärungsmodelle in der Diskussion. Darmstadt.
- Büttner, C. (1993). Wut im Bauch. Gewalt im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Weinheim – Basel.
- Büttner, C. (1998). Schule ohne Gewalt? Konfliktberatung im pädagogischen Arbeitsfeld Schule. *HSFK-Report* Nr. 5. Frankfurt am Main.
- Cairns, R. B./Cairns, B. D./Neckerman, H. J./Gest, S. D./Garipey, J. L. (1988). Social Networks and Aggressive Behavior: Peer Support or Peer Rejection? *Developmental Psychology*, 24: 815–823.
- Camenzind, E./Knüsel, K. (Hrsg.) (1992). *Starke Frauen, zänkische Weiber? Frauen und Aggression*. 2. Auflage. Zürich.
- Campbell, A. (1995). Zornige Frauen, wütende Männer. Wie das Geschlecht unser Aggressionsverhalten beeinflusst. Frankfurt am Main.
- Canetti, E. (1980). *Masse und Macht*. Frankfurt am Main.
- Cantor, J. R./Zillmann, D./Einsiedel, E. F. (1978). Female Responses to Provocation after Exposure to Aggressive and Erotic Films. *Communication Research*, 5: 395–411.



- Carlton, E. (1994). *Massacres. A Historical Perspective*. Aldershot.
- Chemtob, C. M. et al. (1997). Cognitive-Behavioral Treatment for Severe Anger in Posttraumatic Stress Disorder. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 65: 1, 184–189.
- Chesnais, C. (1982). *Histoire de la violence de l'Occident en 1800 à nos jours*. Paris.
- Cicourel, A. V. (1974 [1964]). *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt am Main.
- Cirillo, S./Di Blasio, P. (1992). *Familiengewalt. Ein systemischer Ansatz*. Stuttgart.
- Cohen, J. (1941). The Geography of Crime. *Annals of the American Academy of Political and Social Sciences*, 217: 29–37.
- Connor, J. M./Serbin, L. A./Ender, R. A. (1978). Responses of Boys and Girls to Aggressive, Assertive, and Passive Behaviors of Male and Female Characters. *Journal of Genetic Psychology*, 133: 59–69.
- Corbin, A. (Hrsg.) (1992). *Die sexuelle Gewalt in der Geschichte*. Berlin.
- Corsten, M. (1994). Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität. *Bios*, 7: 2, 185–205.
- Cronin, C. (1995). Adolescent Reports of Parental Spousal Violence in Military and Civilian Families. *Journal of Interpersonal Violence*, 10: 1, 117–122.
- Crowell, D./Evans, I./O'Donnel, C. (Eds.) (1987). *Childhood Aggression and Violence*. New York.
- Dabag, M./Kapust, A./Waldenfels, B. (Hrsg.) (2000). *Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen*. München.
- Dau, K. (1985). Die Verantwortung des Offiziers im Umgang mit dem Recht. In: Blaschke et al. (Hrsg.) 1985: 296–299.

- Davitz, J. R. (1952). The Effects of Previous Training on Postfrustration Behavior. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 47: 309–315.
- Daws, G. (1994). Prisoners of the Japanese. POWs of World War II in the Pacific. New York.
- De Jongh, J./Bassett-Scarfe, L. (1987). Child Abuse in Military Families. *Defence Force Journal*, 67, 23–29.
- De Jongh, J./Bassett-Scarfe, L./Malpas, J. (1988). The Protection of Children in Military Families: Implications of the Hamilton Report. *Defence Force Journal*, 73, 11–15.
- Deering, C. G. et al. (1996). Unique Patterns of Comorbidity in Posttraumatic Stress Disorder From Different Sources of Trauma. *Comprehensive Psychiatry*, 37: 5, 336–346.
- Deffenbacher, J. L./Demm, P. M./Brandon, A. D. (1986). High General Anger: Correlates and Treatment. *Behavior Research and Therapy*, 24: 481–489.
- Delhom, P. (2000). Verletzungen. In: Dabag/Kapust/Waldenfels (Hrsg.) 2000: 279–296.
- Demandt, A. (1997). Vandalismus. Gewalt gegen Kultur. Berlin.
- Demandt, A. (Hrsg.) (1996). Das Attentat in der Geschichte. Köln – Weimar – Wien.
- deMause, L. (1980). Hört ihr die Kinder weinen. Frankfurt am Main.
- Denzin, N. K. (1978). The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods. 2. Auflage. New York.
- Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.) (1993). ‚Männer gegen Männer-Gewalt‘ und ‚Jugend und Gewalt‘. Zwei Anhörungen des Ausschusses für Frauen und Jugend. *Zur Sache* 2/93. Bonn.

- Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.) (1998). Abschlußbericht des Verteidigungsausschusses des Deutschen Bundestages als 1. Untersuchungsausschuß gemäß Artikel 45a Abs. 2 Grundgesetz in der 13. Wahlperiode zu tatsächlichen und behaupteten rechtsextremistischen Vorkommnissen sowie zu Fragen der geistigen Orientierung, der politischen Bildung und zur Traditionspflege in der Bundeswehr. *Zur Sache 7/98*. Bonn.
- Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (1993). Gewalt gegen Fremde. Rechtsradikale Skinheads und Mitläufer. München.
- DeYoung, M. E. (2000). *This Woman's Army. The Dynamics of Sex and Violence in the Military*. Hellgate.
- Diekmann, A. (1996). *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Dimsdale, J. E. (Hrsg.) (1980). *Survivors, Victims and Perpetrators. Essays on the Nazi-Holocaust*. Washington, DC.
- Dodge, K. A./Coie, J. D. (1987). Social-Information-Processing Factors in Reactive and Proactive Aggression in Children's Peer Groups. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53: 1146–1158.
- Dodge, K. A./Crick, N. R. (1990). Social-Information-Processing Bases of Aggressive Behavior in Children. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 16: 8–22.
- Dodge, K. A./Frame, C. L. (1982). Social Cognitive Biases of Deficits in Aggressive Boys. *Child Development*, 53: 620–635.
- Dollard, J./Doob, L./Neal Miller, N./Mowrer, O. H./Sears, R. (1939). *Frustration and Aggression*. New Haven, Conn.
- Dollard, J. et al. (1939). *Frustration and Aggression*. New Haven.
- Donnerstein, E./Wilson, D. W. (1976). The Effects of Noise and Perceived Control upon Ongoing and Subsequent Aggressive Behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 34: 774–783.

- Doorn, J. van (1975). *The Soldier and Social Change. Comparative Studies in the History and Sociology of the Military*. Beverly Hills – London.
- Doorn, J. van/Hendrix, W. J. (1975). Use of Violence in Counter Insurgency: The Indonesian Scene 1945–49. In: Doorn 1975: 133–177.
- Dörmann, U./Remmers, M. (2000). Sicherheitsgefühl und Kriminalitätsbewertung. Eine Ende 1998 durchgeführte Repräsentativbefragung der deutschen Bevölkerung als Replikation früherer Erhebungen. Neuwied – Kriftel.
- Dower, J. W. (1986). *War Without Mercy: Race and Power in the Pacific War*. New York.
- Dröge-Modelmog, I./Mergner, G. (Hrsg.) (1998). *Orte der Gewalt. Herrschaft und Macht im Geschlechterverhältnis*. Opladen.
- Dubanovski, R. A./McIntosh, S. R. (1984). Child Abuse and Neglect in Military and Civilian Families. *Child Abuse & Neglect*, 8: 1, 55–67.
- Dubet, F. (1997). Die Logik der Jugendgewalt. Das Beispiel der französischen Vorstädte. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 220–234.
- Duerr, H. P. (1988–1993). *Der Mythos vom Zivilisationsprozeß*. 3 Bde. Frankfurt am Main.
- Dülmen, R. van (Hrsg.) (1992). *Dynamik und Tradition*. Frankfurt am Main.
- Durkheim, E. (1977). *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Frankfurt am Main.
- Eagly, A. H./Steffen, F. J. (1986). Gender and Aggressive Behavior: A Meta-Analytic Review of the Social Psychological Literature. *Psychological Bulletin*, 100: 309–330.
- Ebbinghaus, A. (Hrsg.) (1987). *Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus*. Nördlingen.
- Eckert, R. (1998). Jugendgewalt, Ursachen und ihre Präventionsmöglichkeiten. In: Bundesministerium des Innern 1998: 6–26.

- Eckert, R. et al. (1991). Grauen und Lust – die Inszenierung der Affekte: Eine Studie zum abweichenden Videokonsum. Pfaffenweiler.
- Eckert, R./Willems, H. (1996). Eskalationsmuster der Gewalt bei ausländerfeindlichen Jugendlichen. In: Hilpert (Hrsg.) 1996: 45–70.
- Eckert, R./Willems, H./Wolf, M. (1990). Gewaltberichte aus Großbritannien. Vorschläge der in Großbritannien eingesetzten Untersuchungskommissionen zur Verhinderung oder Begrenzung ethnisch begründeter Konflikte. In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. III: 5–66.
- Eco, U. (1972 [1968]). Einführung in die Semiotik. München.
- Edelstein, W./Habermas, J. (Hrsg.) (1984). Soziale Interaktion und soziales Verstehen. Beiträge zur Entwicklung der Interaktionskompetenz. Frankfurt am Main.
- Eder, K. (1986). Die Zivilisierung staatlicher Gewalt. Eine Theorie der modernen Strafrechtsentwicklung. In: Neidhardt/Lepsius/Weiß (Hrsg.) 1986: 232–262.
- Edwards, R. (1980). Herrschaft im modernen Produktionsprozeß. Frankfurt am Main – New York.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1973). Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten. Wien.
- Eicke, U./Eicke, W. (1996). Medienkinder. Vom richtigen Umgang mit der Vielfalt. München.
- Eid, V. (1996). Gewalt im Straßenverkehr. Skizzen zur Wahrnehmung und Analyse. In: Hilpert (Hrsg.) 1996: 83–96.
- Eisenberg, G./Gronemeyer, R. (1993). Jugend und Gewalt. Der neue Generationenkonflikt oder Der Zerfall der zivilen Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg.
- Eisner, M. (1997). Das Ende der zivilisierten Stadt. Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewaltdelinquenz. Frankfurt am Main – New York.

- Eisner, M./Manzoni, P. (Hrsg.) (1998). Gewalt in der Schweiz. Studien zu Entwicklung, Wahrnehmung und staatlicher Reaktion. Chur – Zürich.
- Elias, N. (1976 [1936]). Über den Prozeß der Zivilisation. Sozio- und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt am Main.
- Elias, N./Dunning, E. (1983). Sport im Zivilisationsprozeß. Münster.
- Ellrich, L. (1998). Kulturell codierte Gewalt. Die indonesischen Massaker von 1965/66 im Lichte der Kulturtheorie von Clifford Geertz. In: Siefert/Breuninger (Hrsg.) 1998: 253–279.
- Elwert, G. (1997). Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität von Gewalt. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 86–101.
- Engdahl, B. et al. (1997). Posttraumatic Stress Disorder in a Community Group of Former Prisoners of War: A Normative Response to Severe Trauma. *American Journal of Psychiatry*, 154: 11, 1576–1581.
- Enzensberger, H. M. (1993). Aussichten auf den Bürgerkrieg. Frankfurt am Main.
- Erb, H. H. (1995). High Noon auf dem Schulhof. Kinder und Gewalt. Ravensburg.
- Erdheim, M. (1987). Ethnopschoanalytische Beiträge zum Verständnis von Gewalt. In: Dröge-Modelmog/Mergner (Hrsg.) 1987: 164–167.
- Eron, L. D. (1987). The Development of Aggressive Behavior from the Perspective of a Developing Behaviorism. *American Psychologist*, 27: 435–442.
- Eron, L. D./Huesmann, L. R./Dubow, E./Romanoff, R./Yarmel, P. (1987). Aggression and its Correlates over 22 Years. In: Crowell/Evans/O'Donnell (Eds.) 1987: 249–262.
- Eron, L. D./Walder, L. O./Lefkowitz, M. M. (1971). Learning of Aggression in Children. Boston.

- Eron, L. D./Gentry, J. H./Schlegel, P. (Hrsg.) (1994). Reason to Hope. A Psychosocial Perspective on Violence and Youth. Washington, D.C.
- Esser, H. (1987). Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden in der Sozialforschung, oder: Über den Nutzen methodologischer Regeln bei der Diskussion von Scheinkontroversen. In: Voges (Hrsg.) 1987: 87–101.
- Esser, J. (Hrsg.) (1998). Wege aus der Gewalt. Münster.
- Evans, P. B./Rueschemeyer, D./Skocpol, T. (Hrsg.) (1985). Bringing the State Back In. Cambridge – London – New York.
- Eysenk, H. J. (1970). The Structure of Human Personality. 3. Auflage. New York.
- Falter, J. W./Jaschke, H.-G./Winkler, J. R. (Hrsg.) (1996). Rechtsextrémismus. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung. *Politische Vierteljahresschrift*, Sonderheft 27. Opladen.
- Fanon, F. (1966). Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt am Main.
- Farin, K./Seidel-Pielen, E. (1993). ‚Ohne Gewalt läuft nichts!‘ Jugend und Gewalt in Deutschland. Köln.
- Farin, K./Seidel-Pielen, E. (1994). Krieg in den Städten. Jugendgangs in Deutschland. 6. Auflage. Berlin.
- Farington, D. P. (1978). The Family Backgrounds of Aggressive Youths. In: Hersov/Berger/Shaffer (Eds.) 1978: 73–93.
- Farington, D. P. (1989a). Long-Term Prediction of Offending and Other Life Outcomes. In: Wegener/Losel/Haisch (Eds.) 1989: 26–39.
- Farington, D. P. (1989b). Early Predictors of Adolescent Aggression and Adult Violence. *Violence and Victims*, 4: 79–100.
- Farington, D. P./Berkowitz, L./West, D. J. (1982). Differences Between Individual and Group Fights. *British Journal of Social Psychology*, 21: 323–333.

- Felten, M. von (2000). „... aber das ist noch lange nicht Gewalt“. Empirische Studie zur Wahrnehmung von Gewalt bei Jugendlichen. Opladen.
- Fend, H. (1988). Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt am Main.
- Ferchhoff, W./Neubauer, G. (1989). Jugend und Postmoderne. Analysen und Reflexionen über die Suche nach neuen Lebensorientierungen. Weinheim – München.
- Ferchhoff, W./Neubauer, G. (1997). Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen. Opladen.
- Finkelhor, D. (1984). Child Sexual Abuse. New Theory and Research. New York.
- Finkelhor, D. (1994). The International Epidemiology of Child Sexual Abuse. *Child Abuse & Neglect*, 18: 5, 409–417.
- Firestone, J. M./Harris, R. J. (1994). Sexual Harassment in the U.S. Military: Individualized and Environmental Contexts. *Armed Forces & Society*, 21: 1, 25–43.
- Fischer, W. (1978). Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli (Hrsg.) 1978: 311–336.
- Fischer, W. (1982). Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality. Berkeley, CA.
- Fischer, W./Kohli, M. (1987). Biographieforschung. In: Voges (Hrsg.) 1987: 23–49.
- Fischer-Rosenthal, W. (1989). Wie man sein Leben erzählt. Zur Sinnstruktur biographischer Ereignisse und Handlungen. *Bios*, 2: 1, 3–13.
- Fischer-Rosenthal, W. (1995a). Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 253–256.
- Fischer-Rosenthal, W. (1995b). William I. Thomas & Florian Znaniecki: „The Polish Peasant in Europe and America“. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 115–118.



- Fischer-Rosenthal, W. (1996). Strukturelle Analyse biographischer Texte. In: Brähler/Adler (Hrsg.) 1996: 147–208.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997a). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler/Honer (Hrsg.) 1997: 133–164.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997b). Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17: 4, 405–427.
- Fleck, C. (1992). Vom ‚Neuanfang‘ zur Disziplin? Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 44: 4, 747–765.
- Flick, U. (1996). *Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg.
- Flick, U. et al. (Hrsg.) (1995). *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. 2. Auflage. Weinheim.
- Ford, F. L. (1992). *Der politische Mord. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Reinbek bei Hamburg.
- Forschungsgruppe Schulevaluation (1998). *Gewalt als soziales Problem in Schulen. Die Dresdner Studie: Untersuchungsergebnisse und Präventionsstrategien*. Opladen.
- Förster, P. et al. (1993). *Jugend Ost: Zwischen Hoffnung und Gewalt*. Opladen.
- Foucault, M. (1975). *Der Fall Riviere*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1976). *Mikrophysik der Macht*. Berlin.
- Foucault, M. (1977). *Überwachen und Strafen – die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main.
- Freedman, J. L./Levy, A./Buchanan, R./Price, J. (1972). Crowding and Human Aggressiveness. *Journal of Experimental Social Psychology*, 8: 528–548.

- Friderichs, G./Eichholz, R. (1995). *Der Schrei nach Wärme. Jugend und Gewalt*. Frankfurt am Main – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien.
- Friedrichs, J. (1973). *Methoden empirischer Sozialforschung*, Reinbek bei Hamburg.
- Friedrichs, J. (1997). Die gewaltsame Legitimierung sozialer Normen. Das Beispiel der Tierrechtler/Veganer. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 327–354.
- Friedrichsen, M./Vowe, G. (Hrsg.) (1995). *Gewaltdarstellungen in den Medien. Theorien, Fakten und Analysen*. Opladen.
- Frindte, W. (Hrsg.) (1995). *Jugendlicher Rechtsextremismus und Gewalt zwischen Mythos und Wirklichkeit. Sozialpsychologische Untersuchungen*. Münster.
- Fritz, J. (Hrsg.) (1988). *Programmiert zum Kriegsspielen. Weltbilder und Bilderwelten im Videospiel*. Frankfurt am Main – New York.
- Frodi, A. (1976). Experiential and Physiological Processes Mediating Sex Differences in Behavioral Aggression. *Psychological Reports*, 6: 113–114.
- Frodi, A./Macaulay, J./Thome, P. R. (1977). Are Women Always Less Aggressive Than Men? A Review of the Experimental Literature. *Psychological Bulletin*, 84: 634–660.
- Fromm, M. (1990). Zur Verbindung quantitativer und qualitativer Methoden. *Pädagogische Rundschau*, 44: 4, 469–481.
- Fuchs, M./Lamnek, S./Luedtke, J. (1996). *Schule und Gewalt. Realität und Wahrnehmung eines sozialen Problems*. Opladen.
- Fuchs, W. (1984). *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methode*. Opladen.
- Funke, M. (1996). Braune und rote Diktaturen – Zwei Seiten einer Medaille? In: Jesse, E. (Hrsg.) 1996: 152–160.
- Galtung, J. (1982). *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung*. Reinbek bei Hamburg.

- Galtung, J. (1998). Frieden mit friedlichen Mitteln. Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur. Opladen.
- Gangloff, T. P./Abarbanell, S. (Hrsg.) (1994). Liebe, Tod und Lottozahlen. Fernsehen in Deutschland: Wer macht es? Was bringt es? Wie wirkt es? Hamburg – Stuttgart – Frankfurt am Main.
- Ganser, H. W. (Hrsg.) (1980). Technokraten in Uniform. Reinbek bei Hamburg.
- Gareis, S. B./Kozielski, P. M./Kratschmar, M. (2001). Rechtsextreme Orientierungen in Deutschland und ihre Folgen für die Bundeswehr. *SOWI-Arbeitspapier* Nr. 129. Strausberg.
- Garz, D./Kraimer, K. (1991). Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch. In: Garz/Kraimer (Hrsg.) 1991: 1–33.
- Gay, P. (1996). Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter. München.
- Gebauer, K. (1996). „Ich hab sie ja nur leicht gewürgt“. Mit Schulkindern über Gewalt reden. Stuttgart.
- Geen, R. G. (1999). Human Aggression. Open University Press Milton Keynes. Buckingham.
- Geen, R. G./Donnerstein, E. (Eds.) (1983). Aggression: Theoretical and Empirical Reviews. Vol. 2: Issues in Research. New York.
- Geen, R. G./George, R. (1969). Relationship of Manifest Aggressiveness to Aggressive Word Associations. *Psychological Reports*, 25: 711–714.
- Geen, R. G./O’Neal, E. C. (1969). Activation of Cue-Elicited Aggression by General Arousal. *Journal of Personality and Social Psychology*, 11: 289–292.
- Gerdes, K. (Hrsg.) (1979). Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus ‚Natural Sociology‘ und Feldforschung in den USA. Stuttgart.
- Giddens, A. (1985). The Nation-State and Violence. Berkeley – Los Angeles.

- Giordano, P. C./Cernkovich, S. A./Pugh, M. D. (1986). Friendship and Delinquency. *American Journal of Sociology*, 91: 1170–1201.
- Glaser, B. G. (1978). *Theoretical Sensitivity. Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley, CA.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago.
- Glaser, H. (1980). Jugend zwischen Aggression und Apathie. Diagnose der Terrorismus-Diskussion. Ein Dossier. Heidelberg – Karlsruhe.
- Glass, D. C./Singer, J. E. (1972). *Urban Stress*. New York.
- Gleich, U. (1995). Das Angebot von Gewaltdarstellungen im Fernsehen. In: Friedrichsen/Vowe (Hrsg.) 1995: 145–165.
- Glogauer, W. (1991). Kriminalisierung von Kindern und Jugendlichen durch Medien. Wirkungen gewalttätiger, sexueller, pornographischer und satanischer Darstellungen. 2. verbesserte und erweiterte Auflage. Baden-Baden.
- Godenzi, A. (1996). *Gewalt im sozialen Nahraum*. 3. erweiterte Auflage. Basel – Frankfurt am Main.
- Gödtel, R. (1992). *Sexualität und Gewalt*. Hamburg.
- Goebel, J./Clermont, C. (1997). *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*. Berlin.
- Goffman, E. (1962). *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*. Chicago.
- Goldstein, J. H. (1975). *Aggression and Crimes of Violence*. New York.
- Grathoff, R. (1972). Grenze und Übergang: Bestimmungen einer cartesianischen Sozialwissenschaft. *Soziale Welt*, 23: 4, 383–400.
- Grathoff, R. (1989). *Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung*. Frankfurt am Main.

- Greve, W./Wetzels, P. (1999). Kriminalität und Gewalt in Deutschland. Lagebild und offene Fragen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 30: 2/3, 95–110.
- Griese, H. M. (1977). Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung. Weinheim – Basel.
- Griffitt, W./Veitch, R. (1971). Hot and Crowded: Influences of Population Density and Temperature on Interpersonal Affective Behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17: 92–98.
- Groebel, J. (1998). The UNESCO Global Study on Media Violence. Paris.
- Groebel, J./Gleich, U. (1993). Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender. Opladen.
- Gronemeyer, R. (1993). Das Blut deines Bruders. Die Zukunft der Gewalt. Düsseldorf – Wien – New York – Moskau.
- Gropper, E./Zimmermann, H.-M. (Hrsg.) (2000). Raus aus Gewaltkreisläufen! Präventions- und Interventionskonzepte. Stuttgart.
- Guggenbühl, A. (1997). Die unheimliche Faszination der Gewalt. Denkanstöße zum Umgang mit Aggression und Brutalität unter Kindern. 2. Auflage. München.
- Gurwitsch, A. (1974 [1957]). Das Bewußtseinsfeld. Berlin.
- Haas, H./Kernic, F. (1998). Zur Soziologie von UN-Peacekeeping-Einsätzen. Baden-Baden.
- Haberland, J. (o. J.). Serienmörder im Europa des 20. Jahrhunderts. Berichte – Interviews – Fotos. Berlin.
- Habermas, J. (1971). Zur Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main.
- Habermas, J. (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main.
- Habermas, R. (1992). Frauen und Männer im Kampf um Leib, Ökonomie und Recht. Zur Beziehung der Geschlechter im Frankfurt der Frühen Neuzeit. In: van Dülmen (Hrsg.) 1991: 109–136.

- Hacker, H. (1998). Gewalt ist: keine Frau. Der Akteurin oder eine Geschichte der Transgressionen. Königstein/Ts.
- Hafeneger, B. (1994). Jugend-Gewalt. Zwischen Erziehung, Kontrolle und Repression. Ein historischer Abriss. Opladen.
- Haferkamp, H. (1972). Kriminalität ist normal. Zur gesellschaftlichen Produktion abweichenden Verhaltens. Stuttgart.
- Haney, C./Banks, C./Zimbardo, P. (1983). Interpersonal Dynamics in a Simulated Prison. *International Journal of Criminology and Penology*, 1, 69–97.
- Hartwig, H. (1986). Die Grausamkeit der Bilder. Horror und Faszination in alten und neuen Medien. Weinheim – Berlin.
- Harvey, P./Gow, P. (Hrsg.) (1994). Sex and Violence. Issues in Representation and Experience. London.
- Hauptert, B. (1991). Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. In: Garz/Kraimer (Hrsg.) 1991: 213–254.
- Häuser, I. (1996). Gegenidentitäten. Zur Vorbereitung des politischen Umbruchs in der DDR. Lebensstile und politische Soziokultur in der DDR-Gesellschaft der achtziger Jahre. Münster.
- Heil, H./Perik, M./Wendt, P.-U. (Hrsg.) (1993). Jugend und Gewalt. Über den Umgang mit gewaltbereiten Jugendlichen. Marburg.
- Heiliger, A. (2000). Männergewalt gegen Frauen beenden. Strategien und Handlungsansätze am Beispiel der Münchner Kampagne gegen Männergewalt an Frauen und Mädchen/Jungen. Opladen.
- Heiliger, A./Engelfried, C. (1995). Sexuelle Gewalt. Männliche Sozialisation und potentielle Täterschaft. Frankfurt am Main – New York.
- Heinemann, E./Rauchfleisch, U./Grüttner, T. (1992). Aggressive Kinder und Erwachsene. Psychoanalytische Pädagogik in Schule, Heim und Therapie. Frankfurt am Main.
- Heinz, M. (1998). Formen und Funktionen staatlicher Gewalt in Mesopotamien vom 4.–1. Jahrtausend v. Chr. In: Sieferle/Breuninger 1998: 30–52.

- Heinze, T./Klusemann, H.-W./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1980). Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Bensheim.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (1997a). Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Bd. 1. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (1997b). Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Bd. 2. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, W. et al. (1992). Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher. Weinheim – München.
- Heitmeyer, W. et al. (Hrsg.) (1995). Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim – München.
- Heitmeyer, W./Dollase, R. (Hrsg.) (1996). Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt am Main.
- Heitmeyer, W./Hagan, J. (Hrsg.) (2002). Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Opladen.
- Heitmeyer, W./Möller, K./Sünker, H. (Hrsg.) (1989). Jugend – Staat – Gewalt. Politische Sozialisation von Jugendlichen, Jugendpolitik und politische Bildung. Weinheim – München.
- Heitmeyer, W./Müller, J. (1995) Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Biographische Hintergründe, soziale Situationskontexte und die Bedeutung strafrechtlicher Sanktionen. Bonn.
- Heitmeyer, W./Peter, J.-I. (1992). Jugendliche Fußballfans. Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt. 2. Auflage. Weinheim – München.
- Henning, C. (1995). Jugend und Gewalt. Sozialwissenschaftliche Diskussion und Handlungsansätze. Eine Dokumentation. Bonn.
- Heritage, J. (1997). Conversation Analysis and Institutional Talk. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 161–182.

- Hersov, L./Berger, M./Shaffer, D. (Eds.) (1978). *Aggression and Anti-social Behavior in Childhood and Adolescence*. Oxford.
- Heyne, C. (1996). *Täterinnen. Offene und versteckte Aggression von Frauen*. München.
- Hicks, G. (1994). *The Comfort Women. Japan's Brutal Regime of Enforced Prostitution in the Second World War*. New York.
- High, G. (1997). Combating Sexual Harassment. *Soldiers*, 52: 2, 4–5.
- Hilke, R./Kempf, W. (Hrsg.) (1982). *Aggression. Naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Perspektiven der Aggressionsforschung*. Bern – Stuttgart – Wien.
- Hilpert, K. (Hrsg.) (1996). *Die ganz alltägliche Gewalt. Eine interdisziplinäre Annäherung*. Opladen.
- Hinsch, R./Langner, W. (1997). „Null Bock auf Politik!“ – Politische Einstellungen und Ausländerfeindlichkeit in Brandenburg. In: Sturzbecher (Hrsg.) 1997: 143–169.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen.
- Hobe, K. (1990). Darstellung und Auswertung des Berichts der von Alain Peyrefitte geleiteten Kommission „Antworten auf die Gewalt“ an den Präsidenten der französischen Republik (1977) sowie Untersuchung über die Auswirkungen des Berichts und die weitere Entwicklung. In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. III: 67–131.
- Hoffmann, L./Even, H. (1985). ‚Die Belastungsgrenze ist überschritten‘. Entwurf einer Theorie der Ausländerfeindlichkeit. *Materialien des Zentrums für Wissenschaft und Praxis* 15. Bielefeld.
- Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32: 2, 339–372.
- Hoffmann-Riem, C. (1982). Sozialforschung, Lebenswelt und Erzählung. *Soziologische Revue*, 5: 2, 177–189.
- Höllmann, T. O. (1998). Der gepökelte König oder Anthropophagie und Abschreckung. In: Sieferle/Breuninger (Hrsg.) 1998: 108–122.



- Holstein, J. A./Gubrium, J. F. (1997). Active Interviewing. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 113–129.
- Hommers, W. (1987). Anti-Typen: Zur psychologischen Validität eines methodischen Konstrukts der Konfigurationsfrequenzanalyse. *Diagnostica*, 33, 310–318.
- Honneth, A. (1994). Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose. Frankfurt am Main.
- Hopf, C. (1978). Die Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 7: 2, 97–115.
- Hopf, C. (1995). Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 177–182.
- Hopf, C. et al. (1995) Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim – München.
- Hopf, C./Weingarten, E. (Hrsg.) (1979). Qualitative Sozialforschung. Stuttgart.
- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1981 [1947]). Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main.
- Hotaling, G. T. et al. (1988). Family Abuse and Its Consequences. *New Directions in Research*. Newbury Park.
- Huber, W. (1994). Die tägliche Gewalt. Gegen den Ausverkauf der Menschenwürde. 2. Aufl. Freiburg – Basel – Wien.
- Huesmann, L. R./Eron, L. D. (1984). Cognitive Processes and the Persistence of Aggressive Behavior. *Aggressive Behavior*, 10: 243–251.
- Huesmann, L. R./Eron, L. D./Lefkowitz, M. M./Walder, L. O. (1984). Stability of Aggression over Time and Generation. *Development Psychology*, 20: 746–775.
- Hugger, P. (1995a). Elemente einer Kulturanthropologie der Gewalt. In: Hugger/Stadler (Hrsg.) 1995: 17–27.

- Hugger, P. (1995b). Traditionelle Sphären der Gewalt. In: Hugger/Stadler (Hrsg.) 1995: 28–61.
- Hugger, P. (1995c). Zur populären Ikonographie der Gewalt. In: Hugger/Stadler (Hrsg.) 1995: 232–260.
- Hugger, P./Stadler, U. (Hrsg.) (1995). Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart. Zürich.
- Huisken, F. (1996). Jugendgewalt. Der Kult des Selbstbewußtseins und seine unerwünschten Früchtchen. Hamburg.
- Hurrelmann, K. et al. (1995). Gegen Gewalt in der Schule. Ein Handbuch für Elternhaus und Schule. Weinheim.
- Hurrelmann, K./Palentien, C./Wilken, W. (Hrsg.) (1995). Anti-Gewalt-Report. Handeln gegen Aggressionen in Familie, Schule und Freizeit. Weinheim.
- Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.) (1982). Handbuch der Sozialisationsforschung. 2. Auflage. Weinheim – Basel.
- Husserl, E. (1962). Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Haag.
- Hyde, J. S. (1984). How Large Are Gender Differences in Aggression? A Developmental Meta-Analysis. *Developmental Psychology*, 20: 722–736.
- Imber-Black, E. (1999). Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie. Stuttgart.
- Inhetveen, K. (1997). Gesellige Gewalt. Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 235–260.
- Inowlocki, L. (1988). Ein schlagendes Argument. Geschichtliche Rechtfertigung und biographische Konstruktionen von Jugendlichen in rechtsextremistischen Gruppen. *Bios*, 1: 2, 49–58.
- Institut für empirische Psychologie (1995). ‚Wir sind o.k.!' Stimmungen, Einstellungen, Orientierungen der Jugend in den 90er Jahren. Die IBM Jugendstudie. Köln.

- Institut für Sozialforschung (Hrsg.) (1992). Aspekte der Fremdenfeindlichkeit. Beiträge zur aktuellen Diskussion. Frankfurt am Main.
- Internationale Gesellschaft für Menschenrechte/IGFM, Deutsche Sektion e. V. (1991). Schule des Hasses und der Gewalt. Die Sowjetische Armee tötet Tausende ihrer Soldaten mitten im Frieden. Informationssammlung der IGFM. Frankfurt am Main.
- IPOS (1993). Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland Februar/März 1993. Mannheim.
- Jäger, H. (1982). Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Frankfurt am Main.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P. F./Zeisel, H. (1980 [1933]). Die Arbeitslosen von Marienthal. Frankfurt am Main.
- Jesse, E. (Hrsg.) (1996). Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Bonn.
- Jones, J. W./Bogat, G. A. (1978). Air Pollution and Human Aggression. *Psychological Reports*, 43: 721–722.
- Jörns, K.-P. (1992). Krieg auf unseren Straßen. Die Menschenopfer der automobilen Gesellschaft. Gütersloh.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1997). Jugend '97. Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen. Opladen.
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (1989). Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. 2. Auflage. Heidelberg.
- Kaase, M./Neidhardt, F. (1990). Politische Gewalt und Repression. Ergebnisse von Bevölkerungsumfragen. In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. IV.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In: Wegner (Hrsg.) 1977: 159–274.

- Kalveram, K. T. (1999). Zur Evolution der innerartlichen Aggression. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 30: 2/3, 111–125.
- Karaklos, B. (1979). Das narrative Interview als Instrument der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten: Zur Problematik umgangssprachlich verfaßter Texte. In: Soeffner (Hrsg.) 1979: 227–242.
- Keen, S. (1993). Gesichter des Bösen. Über die Entstehung unserer Feindbilder. München.
- Kelle, U./Erzberger, C. (1999). Integration qualitativer und quantitativer Methoden. Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51: 3, 509–531.
- Keller, B. (1996). Rekonstruktion von Vergangenheit. Vom Umgang der ‚Kriegsgeneration‘ mit Lebenserinnerungen. Opladen.
- Keller, R. (1997). Diskursanalyse. In: Hitzler/Honer (Hrsg.) 1997: 309–333.
- Kenrich, D. T./MacFarlane, S. W. (1986). Ambient Temperature and Horn Honking: A Field Study of the Heat/Aggression Relationship. *Environment and Behavior*, 18: 179–191.
- Keppler, A. (1997). Über einige Formen der medialen Wahrnehmung von Gewalt. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 380–400.
- Kernic, F. (1996). Friedensengel ohne Heiligenschein. Soziologische Anmerkungen über die Schattenseiten und sozio-politischen Problemfelder von UN-Einsätzen. In: Meyer (Hrsg.) 1996: 207–239.
- Kiener, F. (1983). Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression. Göttingen.
- King, D. W. et al. (1999). Posttraumatic Stress Disorder in a National Sample of Female and Male Vietnam Veterans: Risk Factors, War-Zone Stressors, and Resilience-Recovery Variables. *Journal of Abnormal Psychology*, 108: 1, 164–170.

- King, L. A. et al. (1998). Resilience-Recovery Factors in Post-Traumatic Stress Disorder Among Female and Male Vietnam Veterans: Hardiness, Postwar Social Support, and Additional Stressful Life Events. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74: 2, 420–434.
- Kirchhöfer, D. (1995). Ostdeutsche Kinderbiographien im Umbruch. In: Fischer-Rosenthal/Alheit (Hrsg.) 1995: 269–283.
- Klaus, G./Buhr, M. (1969). Philosophisches Wörterbuch. Leipzig.
- Klein, P./Rosendahl Huber, A./Frantz, W. (1999). Zwei Jahre Deutsch-Niederländisches Korps. SOWI-Berichte 67, Strausberg.
- Klein, P./Kuhlmann, J./Rohde, H. (Hrsg.) (1993). Soldat – Ein Berufsbild im Wandel. Bd. 2: Offiziere. Bonn – Dortmund.
- Kleining, G. (1995). Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 11–22.
- Klinge-Wipfelder, S. (1984). Die Kriminalität Wehrpflichtiger in der Bundeswehr. Erscheinungsformen und Ursachen. Koblenz.
- Klosinski, G. (Hrsg.) (1991). Pubertätsriten. Äquivalente und Defizite in unserer Gesellschaft. Bern – Stuttgart – Toronto.
- Kluge, S. (1999). Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Koch, R./Behn, S. (1996). Gewaltbereite Jugendkulturen. Theorie und Praxis sozialpädagogischer Gewaltarbeit. Weinheim – Basel.
- Köckeis-Stangl, E. (1982). Methoden der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann/Ulich (Hrsg.) 1982: 321–370.
- Koffka, K. (1935). Principles of Gestalt Psychology. New York.
- Kohlberg, L. (1974). Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Frankfurt am Main.
- Köhler, W. (1947). Gestalt Psychology. New York.
- Kohli, M. (1978). Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs. In: Kohli (Hrsg.) 1978: 9–31.

- Kohli, M. (1981a). Wie es zur ‚biographischen Methode‘ kam und was daraus geworden ist: Ein Kapitel aus der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 10: 3, 273–293.
- Kohli, M. (1981b). Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization. In: Matthes (Hrsg.) 1981: 502–520.
- Kohli, M. (1982). Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann/Ulich (Hrsg.) 1982: 299–317.
- Kohli, M. (Hrsg.) (1978). *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt – Neuwied.
- Kohli, M./Robert, G. (1984). Einleitung. In: Kohli/Robert (Hrsg.) 1984: 1–6.
- Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.) (1984). *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart.
- Kohr, H.-U. (1993). Rechts zur Bundeswehr, links zum Zivildienst? Orientierungsmuster von Heranwachsenden in den alten und neuen Bundesländern Ende 1992. *SOWI-Arbeitspapier* Nr. 77. München.
- Koller, H.-C. (1993). Biographie als rhetorisches Konstrukt. *Bios*, 6: 1, 33–45.
- König, R. (Hrsg.) (1967). *Handbuch der Empirischen Sozialforschung*. Erster Band. 2. veränderte und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- Korfes, G. (1995). Biographien rechtsextremer Jugendlicher in der DDR. In: Fischer-Rosenthal/Alheit (Hrsg.) 1995: 284–294.
- Kowalsky, W./Schroeder, W. (Hrsg.) (1994). *Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz*. Opladen.
- Krafeld, F. J. (1996). *Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit. Konzepte – Erfahrungen – Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen*. Opladen.
- Krasmann, S. (1997). Mafiose Gewalt. Mafioses Verhalten, unternehmerische Mafia und organisierte Kriminalität. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 200–219.

- Krausnick, H. (1985). Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppen des Weltanschauungskrieges 1938–1942. Frankfurt am Main.
- Krettenauer, T. (1997). „Jenseits von Gut und Böse?“ – Probleme der moralischen Sozialisation gewalttätiger Jugendlicher. Überlegungen und qualitative Befunde zu einem vernachlässigten Thema. In: Sturzbecher (Hrsg.) 1997: 209–246.
- Kreuzer, A. et al. (1993). Jugenddelinquenz in Ost und West. Vergleichende Untersuchung bei ost- und westdeutschen Studienanfängern in der Tradition der Gießener Delinquenzbefragung. Bonn.
- Kröll, F./Matthes, J./Stosberg, M. (1983). Zehn Thesen zur Einbeziehung biographisch orientierter Konzepte in soziologische Forschung. In: Matthes et al. (Hrsg.) 1983: 15–29.
- Kübler, H.-D. (1995). Mediengewalt: Sozialer Ernstfall oder medienpolitischer Spielball? Ein Dauerthema im Interessenclinch zwischen Politik, Kommerz und Wissenschaft. In: Friedrichsen/Vowe (Hrsg.) 1995: 69–108.
- Küchler, M. (1980). Qualitative Sozialforschung. Modetrend oder Neuanfang? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32: 2, 373–386.
- Kulka, R. A. et al. (1990). Trauma and the Vietnam War Generation. New York.
- Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt (Hrsg.) (1995). Wi(e)der die Gewalt. Möglichkeiten und Grenzen schulischer Sozialprävention. Bonn.
- Kümmel, G./Klein, P. (2002). Gewalt im Militär. In: Heitmeyer/Hagan (Hrsg.) 2002: 215–234.
- Kümmel, G./Prüfert, A. (Hrsg.) (2000). Military Sociology: The Richness of a Discipline. Baden-Baden.
- Kunczik, M. (1996). Gewalt und Medien. 3. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Köln – Weimar – Wien.

- Lamnek, S. (1979). Theorien abweichenden Verhaltens. Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Politologen, Kommunikationswissenschaftler und Sozialarbeiter. München.
- Lamnek, S. (1994). Neue Theorien abweichenden Verhaltens. München.
- Lamnek, S. (1995a). Jugend und Gewalt – A Never Ending Story. In: Lamnek (Hrsg.) 1995b: 11–24.
- Lamnek, S. (Hrsg.) (1995b). Jugend und Gewalt. Devianz und Kriminalität in Ost und West. Opladen.
- Lamnek, S. (1995a). Qualitative Sozialforschung. Bd. 1: Methodologie. 3. korrigierte Auflage. Weinheim.
- Lamnek, S. (1995b). Qualitative Sozialforschung. Bd. 2: Methoden und Techniken. 3. korrigierte Auflage. Weinheim.
- Langer, I. (1994). Überlebenskampf im Klassenzimmer. Was Schüler und Eltern gegen den Gewaltterror tun können. Freiburg i. Br. – Basel – Wien.
- Langner, W./Sturzbecher, D. (1997). „Aufklatschen, plattmachen, Zecken jagen!“ – Jugendgewalt in Brandenburg. In: Sturzbecher (Hrsg.) 1997: 170–208.
- Larsen, K. S./Coleman, D./Forbes, J./Johnson, R. (1972). Is the Subject's Personality or the Experimental Situation a Better Predictor of a Subject's Willingness to Administer Shock to a Victim? *Journal of Personality and Social Psychology*, 22: 287–295.
- Leach, E. (1977). Custom, Law and Terrorist Violence. Edinburgh.
- Leder, K. B. (1986). Todesstrafe. Ursprung, Geschichte, Opfer. München.
- Lefkowitz, M. M./Eron, L. D./Walder, L. O./Huesmann, L. R. (1977). Growing Up to Be Violent. New York.
- Legewie, H. (1995). Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Flick et al. (Hrsg.) 1995: 189–193.



- Leithäuser, T./Volmerg, B. (1979). Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren. Frankfurt am Main.
- Lengermann, P. M. (1979). The Founding of the *American Sociological Review*: The Anatomy of a Rebellion. *American Sociological Review*, 44: 2, 185–198.
- Lenk, K. (1994). Rechts, wo die Mitte ist. Studien zur Ideologie: Rechtsextremismus, Nationalsozialismus, Konservatismus. Baden-Baden.
- Lenz, W. (Hrsg.) (1992). Jugend 2000. Trends – Analysen – Perspektiven. Bielefeld.
- Lepenies, W. (1989a). Der Krieg der Wissenschaften und der Literatur. In: Lepenies 1989b: 61–79.
- Lepenies, W. (1989b). Gefährliche Wahlverwandtschaften. Stuttgart.
- Lesser, G. S. (1957). The Relationship Between Overt and Fantasy Aggression as a Function of Maternal Response to Aggression. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 55: 218–221.
- Levine, F. J./Rosich, K. J. (1996). Social Causes of Violence. Crafting a Science Agenda. Washington, D.C.
- Liebau, E. (1990). Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre. *Bios*, 3: 1, 83–89.
- Lindenberger, T./Lüdtke, A. (1995). Einleitung: Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne. In: Lindenberger/Lüdtke (Hrsg.) 1995: 7–38.
- Lindenberger, T./Lüdtke, A. (Hrsg.) (1995). Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit. Frankfurt am Main.
- Lippert, E. (1989). Gewalt im Sozialisationsfeld der Bundeswehr. In: Heitmeyer/Möller/Sünker (Hrsg.) 1989: 137–147.
- Litz, B. T. et al. (1997a). Posttraumatic Stress Disorder Associated With Peacekeeping Duty in Somalia for U.S. Military Personnel. *American Journal of Psychiatry*, 154: 2, 178–184.

- Litz, B. T. et al. (1997b). Warriors as Peacekeepers: Features of the Somalia Experience and PTSD. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 65: 6, 1001–1010.
- Loeber, R./Dishion, T. (1984). Boys Who Fight at Home and School: Family Conditions Influencing Cross-Setting Consistency. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 52: 759–768.
- Loeber, R./Schmaling, K. B. (1985). Empirical Evidence for Overt and Covert Patterns of Antisocial Conduct Problems: A Meta-Analysis. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 13: 337–352.
- Lorenz, K. (1963). Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. Wien.
- Lynd, R. S./Lynd, H. M. (1929). Middletown. A Study in American Culture. New York.
- Lynd, R. S./Lynd, H. M. (1937). Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts. New York.
- Maccoby, E. E./Jacklin, C. N. (1974). The Psychology of Sex Differences. Stanford, CA.
- Maccoby, E. E./Jacklin, C. N. (1980). Sex Differences in Aggression: A Rejoinder and Reprise. *Child Development*, 51: 964–980.
- Malinowski, B. (1922). Argonauts of the Western Pacific. London.
- Mansel, J. (Hrsg.) (1994). Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung. Untersuchungen zu ökologischen Krisen, internationalen Konflikten und politischen Umbrüchen als Stressoren. 2. Auflage. Weinheim – München.
- Mansel, J./Hurrelmann, K. (1998). Aggressives und delinquentes Verhalten Jugendlicher im Zeitvergleich. Befunde der ‚Dunkelfeldforschung‘ aus den Jahren 1988, 1990 und 1996. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 50: 1, 78–109.
- Marcuse, H. (1984). Aggressivität in der gegenwärtigen Industriegesellschaft. Frankfurt am Main.

- Margalit, C./Ezion, T./Rabinowitz, S. (1993). Israel Defence Forces Experiences with Treatment of POWs and Families: An Innovative Multifaceted Treatment Model. *Military Medicine*, 158: 6, 376–378.
- Marienfeld, C. (1997). Grundrechtsschutz und Kontrolle – zwei Seiten einer Medaille. Interview mit der Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Claire Marienfeld (CDU). *Das Parlament*, Nr. 38 vom 12. September 1997, 17.
- Marienfeld, C. (1998). Unterrichtung durch die Wehrbeauftragte. Jahresbericht 1997 (39. Bericht), Deutscher Bundestag, Drucksache 13/10000. Bonn.
- Martin, D. (1976). *Battered Wives*. New York.
- Martindale, M. (1990). *Sexual Harassment in the Military: 1988*. Arlington.
- Matthes, J. (Hrsg.) (1981). *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980*. Frankfurt am Main – New York.
- Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.) (1983). *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen – Nürnberg*. 2. Auflage. Nürnberg.
- Mayring, P. (1983). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim – Basel.
- Mayring, P. (1990). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. München.
- McCarroll, J. E. et al. (1999). Trends in Child Maltreatment in the US Army, 1975–1997. *Child Abuse & Neglect*, 23: 9, 855–861.
- McCord, J. (1979). Some Child-Rearing Antecedents of Criminal Behavior in Adult Men. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37: 1477–1486.
- McCord, J. (1983). A Forty Year Perspective on Effects of Child Abuse and Neglect. *Child Abuse and Neglect*, 7: 265–270.

- Mead, G. H. (1934). *Mind, Self and Society*. Chicago.
- Meißner, K. H. (1995). *Ich will dabeisein. Jugend und Gewalt*. London – Worms.
- Melzer, W. (1992). *Jugend und Politik in Deutschland. Gesellschaftliche Einstellungen, Zukunftsorientierungen und Rechtsextremismus-Potential Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland*. Opladen.
- Melzer, W. et al. (Hrsg.) (1991). *Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim – München.
- Merrill, L. L. et al. (1999). Childhood Abuse and Sexual Revictimization in a Female Navy Recruit Sample. *Journal of Traumatic Stress*, 12: 2, 211–225.
- Merten, K. (1993). *Darstellung von Gewalt im Fernsehen*. Münster.
- Meyer, G.-M. (Hrsg.) (1996). *Friedensengel im Kampfanzug*. Opladen.
- Meyer, W.-U./Schmalt, H.-D. (1978). Die Attributionstheorie. In: Frey, D. (Hrsg.): *Kognitive Theorien der Sozialpsychologie*. Bern.
- Milgram, S. (1985). *Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität*. Reinbek bei Hamburg.
- Miller, J./Glassner, B. (1997). The ‘Inside’ and the ‘Outside’. Finding Realities in Interviews. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 99–112.
- Miller, M./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1996). *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main.
- Miller, T. W./Veltkamp, L. J. (1993). Family Violence: Clinical Indicators Among Military and Post-Military Personnel. *Military Medicine*, 158: 12, 766–771.
- Mischel, W. (1968). *Personality and Assessment*. New York.
- Mitscherlich, A. (1965). *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Frankfurt am Main.
- Mitscherlich, A. (1966). *Krankheit als Konflikt*. Frankfurt am Main.

- Mitscherlich, A. (1969). Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität. Frankfurt am Main.
- Mochmann, E./Gerhardt, U. (Hrsg.) (1995). Gewalt in Deutschland. Soziale Befunde und Deutungslinien. München.
- Möller, H. (Hrsg.) (1996). Frauen legen Hand an. Untersuchungen zu Frauen und Kriminalität. Tübingen.
- Möller, K. (1989). Jugend und Gewalt – versagt Jugendpolitik, verzagt Jugendarbeit? In: Heitmeyer/Möller/Sünker (Hrsg.) 1989: 277–299.
- Mollerstrom, W. W./Patchner, M. A./Milner, J. S. (1992). Family Violence in the Air Force: A Look at Offenders and the Role of the Family Advocacy Program. *Military Medicine*, 157: 7, 371–374.
- Mollerstrom, W. W./Patchner, M. A./Milner, J. S. (1995). Child Maltreatment: The United States Air Force's Response. *Child Abuse & Neglect*, 19: 3, 325-334.
- Monahan, J./Steadman, H. J. (Hrsg.) (1994). Violence and Mental Disorder. Developments in Risk Assessment. Chicago.
- Morris, D. B. (1994). Geschichte des Schmerzes. Frankfurt am Main – Leipzig.
- Müller, J. (1997). Täterprofile. Hintergründe rechtsextremistisch motivierter Gewalt. Wiesbaden.
- Müller, S./Peter, H. (Hrsg.) (1998). Kinderkriminalität. Empirische Befunde, öffentliche Wahrnehmung, Lösungsvorschläge. Opladen.
- Mummendey, H. D. (1987). Die Fragebogen-Methode. Grundlagen und Anwendung in Persönlichkeits-, Einstellungs- und Selbstkonzeptforschung. Göttingen – Toronto – Zürich.
- Münkler, H. (1992). Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken. Frankfurt am Main.
- Mutschke, P./Renner, I. (1995). Akteure und Themen im Gewaltdiskurs. Eine Strukturanalyse der Forschungslandschaft. In: Mochmann/Gerhardt (Hrsg.) 1995: 147–192.

- National Academy of Sciences, National Research Panel on Child Abuse and Neglect (1993). *Understanding Child Abuse and Neglect*. Washington, D.C.
- National Academy of Sciences, National Research Panel on High-Risk Youth (1993). *Losing Generations. Adolescents in High-Risk Settings*. Washington, D.C.
- Nedelmann, B. (1997). Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 59–85.
- Neidhart, F. (1986). Gewalt. Soziale Bedeutungen und sozialwissenschaftliche Bestimmungen des Begriffs. In: Bundeskriminalamt 1986: 109–147.
- Neidhart, F./Lepsius, M. R./Weiß, J. (Hrsg.) (1986). *Kultur und Gesellschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27*. Opladen.
- Neisser, U./Fivush, R. (Hrsg.) (1994). *The Remembering Self. Construction and Accuracy in the Self-Narrative*. Cambridge.
- Neubacher, F. (1994). *Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland vor und nach der Wende*. Bonn.
- Newman, J. P. (1987). Reactions to Punishment in Extraverts and Psychopaths: Implications for the Impulsive Behavior of Disinhibited Individuals. *Journal of Research in Personality*, 21: 464–480.
- Nicklas, H./Ostermann, Ä./Büttner, C. (1997). Vaterlos, gottlos, arbeitslos – wertlos? Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche Präventivstrategien. *HSFK-Report* Nr. 4. Frankfurt am Main.
- Niethammer, L. (1985). *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘*. Frankfurt am Main.
- Niethammer, L. (1990). Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. *Bios*, 3: 1, 91–93.
- Oevermann, U. (1988). Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation. In: Brose/Hildenbrand (Hrsg.) 1988: 243–286.

- Oevermann, U. et al. (1979). Die Methodologie der ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner (Hrsg.) 1979: 352–434.
- Oevermann, U. et al. (1980). Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Heinze/Klusemann/Soeffner (Hrsg.) 1980: 15–69.
- Oevermann, U./Schuster, L./Simm, A. (1985). Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi. Spurentext-Auslegung, Tätertyp-Rekonstruktion und die Strukturlogik kriminalistischer Ermittlungspraxis. Zugleich eine Umformung der Perseveranzhypothese aus soziologisch-strukturanalytischer Sicht. Wiesbaden.
- Olweus, D. (1978). *Aggression in Schools*. Washington – London – New York.
- Olweus, D. (1979). Stability of Aggressive Pattern in Males: A Review. *Psychological Bulletin*, 86: 852–875.
- Olweus, D. (1995). *Gewalt in der Schule. Was Lehrer und Eltern wissen sollten und tun können*. Bern.
- Omaar, R./de Waal, A. (1993). *Somalia. Human Rights Abuses by the United Nations Forces*. London.
- Ornter, H./Pilgram, A./Steinert, H. (Hrsg.) (1998). *New Yorker ‚Zero-Tolerance‘-Politik (Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 1998)*. Baden-Baden.
- Osiel, M. J. (1999). *Obeying Orders. Atrocity, Military Discipline and the Law of War*. New Brunswick – London.
- Ostermann, Ä. (2000). Empathie und prosoziales Verhalten in einer Ellenbogengesellschaft? *HSFK-Standpunkte* Nr. 4, Oktober 2000. Frankfurt am Main.
- Otto, H.-U./Merten, R. (Hrsg.) (1993). *Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch*. Opladen.

- Palamarek, D. L./Rule, B. G. (1979). The Effects of Ambient Temperature and Insult on the Motivation to Retaliate or Escape. *Motivation and Emotion*, 3: 83–92.
- Papcke, S. (1973). Progressive Gewalt. Studien zum sozialen Widerstandsrecht. Frankfurt am Main.
- Papesch, W. (1993). Wenn Kinder zu(rück)schlagen. Vom Kreislauf der Gewalt in Familie, Schule und Gesellschaft. Bühl.
- Parke, R. D./Rogers, R. (1981). Observation and Performance of Aggression: Effects of Multiple Models and Frustration. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 7: 302–308.
- Pastore, N. (1952). The Role of Arbitrariness in the Frustration-Aggression-Hypothesis. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 47: 728–731.
- Patterson, G. R./Dishion, T. J./Bank, L. (1984). Family Interaction: A Process Model of Deviancy Training. *Aggressive Behavior*, 10: 253–267.
- Patterson, G. R./Littmann, R. A./Bricker, W. (1967). Assertive Behavior in Children: A Step Toward a Theory of Aggression. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 32, No. 5.
- Peräkylä, A. (1997). Reliability and Validity in Research Based on Tapes and Transcripts. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 201-220.
- Peters, E. (1991). Folter. Geschichte der Peinlichen Befragung. Hamburg.
- Pfeiffer, C. (1995). Kriminalität junger Menschen im vereinigten Deutschland. Eine Analyse auf der Basis der Polizeilichen Kriminalstatistik 1984–1994. Hannover.
- Pfeiffer, C. (1998). Jugendkriminalität – eine hochgespielte Bedrohung? *BISS*, 1, 10–12.
- Pfeiffer, C. (1999). Gewalt an Schulen wird bemäntelt und verschwiegen. *FAZ* vom 02.12.1999: 15.



- Pfeiffer, C. et al. (1996). Steigt die Jugendkriminalität wirklich? Hannover.
- Phillips, D. P. (1982). The Impact of Fictional Television Stories on US Adult Fatalities: New Evidence on the Effect of the Mass Media on Violence. *American Journal of Sociology*, 87: 1340–1359.
- Phillips, D. P. (1983). The Impact of Mass Media Violence on US Homicides. *American Sociological Review*, 48: 560–568.
- Phillips, D. P. (1986). Natural Experiments on the Effects of Mass Media Violence on Fatal Aggression: Strengths and Weakness of a New Approach. In: Berkowitz, L. (Ed.) 1986: 207–250.
- Piaget, J. (1973). Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Stuttgart.
- Pilz, G. A. (1994). Jugend, Gewalt und Rechtsextremismus. Möglichkeiten und Notwendigkeiten politischen, polizeilichen, (sozial-)pädagogischen und individuellen Handelns. Münster – Hamburg.
- Pilz, G. et al. (1982). Sport und Gewalt. Schorndorf.
- Polaschek, D. L. L./Ward, T./Hudson, S. M. (1997). Rape and Rapists: Theory and Treatment. *Clinical Psychology Review*, 17: 2, 117–144.
- Popitz, H. (1992). Phänomene der Macht. 2. stark erweiterte Auflage. Tübingen.
- Posner, R. (1991). Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. In: Assmann/Harth (Hrsg.) 1991: 37–74.
- Potter, J. (1996). Representing Reality. Discourse, Rhetoric and Social Construction. London.
- Potter, J. (1997). Discourse Analysis as a Way of Analysing Naturally Occurring Talk. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 144–160.
- Preuschoff, G./Preuschoff, A. (1994a). Gewalt an Schulen. Und was dagegen zu tun ist. 3. Auflage. Köln.
- Preuschoff, G./Preuschoff, A. (1994b). Wir können etwas tun! Gegen Gewalt an Schulen – weitere Anregungen für die Praxis. Köln.

- Raiha, N. K./Soma, D. J. (1997). Victims of Child Abuse and Neglect in the U.S. Army. *Child Abuse & Neglect*, 21: 8, 759–768.
- Rathmayr, B. (1996). Die Rückkehr der Gewalt. Faszination und Wirkung medialer Gewaltdarstellung. Wiesbaden.
- Rauchfleisch, U. (1992). Allgegenwart von Gewalt. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck).
- Rauchfleisch, U. (1992). Allgegenwart von Gewalt. Göttingen.
- Reemtsma, J. P. (1997). Im Keller. Hamburg.
- Reemtsma, J. P. (1998). Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei. Hamburg.
- Reemtsma, J. P. (Hrsg.) (1991). Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels. Hamburg.
- Reichertz, J. (1986). Probleme qualitativer Sozialforschung. Zur Entwicklungsgeschichte der Objektiven Hermeneutik. Frankfurt am Main – New York.
- Reichertz, J. (1997). Objektive Hermeneutik. In: Hitzler/Honer (Hrsg.) 1997: 31–55.
- Reinbold, K.-J./Jans, B. (Hrsg.) (1996). Handbuch zur Gewaltprävention. Handlungsmodelle für die Praxis. Bonn – Freiburg – Graf-schaft.
- Reinisch, J. M./Sanders, S. A. (1986). A Test of Sex Differences in Aggressive Response to Hypothetical Conflict Situations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50: 1045–1049.
- Reiss, A. J., Jr./Miczek, K. A./Roth, J. A. (Hrsg.) (1994). Understanding and Preventing Violence: Biobehavioral Influences. Washington, D.C.
- Reiss, A. J., Jr./Roth, J. A. (Hrsg.) (1993). Understanding and Preventing Violence. Washington, D.C.
- Reiss, A. J., Jr./Roth, J. A. (Hrsg.) (1994a). Understanding and Preventing Violence: Social Influences. Washington, D.C.
- Reiss, A. J., Jr./Roth, J. A. (Hrsg.) (1994b). Understanding and Preventing Violence: Consequences and Control. Washington, D.C.

- Richter, C. (1979). Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Aggression. Königstein/Ts.
- Riekenberg, M. (1998). Kriegerische Gewaltakteure in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert. In: Sieferle/Breuninger (Hrsg.) 1998: 195–214.
- Rolinski, K./Eibl-Eibesfeldt, I. (Hrsg.) (1990). Gewalt in unserer Gesellschaft. Gutachten für das Bayerische Staatsministerium des Innern. Berlin.
- Rosen, L. N./Martin, L. (1996). Impact of Childhood Abuse History on Psychological Symptoms Among Male and Female Soldiers in the U.S. Army. *Child Abuse & Neglect*, 20: 12, 1149–1160.
- Rosenthal, G. (1987). ‚... Wenn alles in Scherben fällt ...‘ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Opladen.
- Rosenthal, G. (1988). Geschichte in der Lebensgeschichte. *Bios*, 1: 2, 5–15.
- Rosenthal, G. (1993). Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen. Zur Frage: Was wird gerne und leicht erzählt. *Bios*, 6, Sonderheft 1993, 5–24.
- Rosenthal, G. (1995). Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main – New York.
- Rosenthal, G. (1997a). Fragestellungen und Methode. In: Rosenthal (Hrsg.) 1997: 11–17.
- Rosenthal, G. (1997b): Traumatische Familienvergangenheiten. In: Rosenthal (Hrsg.) 1997: 35–50.
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997). Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen.
- Röttgers, K. (1988). Die Erzählbarkeit des Lebens. *Bios*, 1: 1, 5–17.
- Röttgers, K./Saner, H. (Hrsg.) (1978). Gewalt. Grundlagen in der Diskussion der Gewaltsphänomene. Basel – Stuttgart.

- Rotton, J./Frey, J. (1985). Air Pollution, Weather, and Violent Crimes: Concomitant Time-Series Analysis of Archival Data. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49: 1207–1220.
- Rubin, D. C. (Hrsg.) (1986). *Autobiographical Memory*. Cambridge.
- Rummel, R. J. (1999). ‚Demozid‘ – der befohlene Tod. Massenmorde im 20. Jahrhundert. Münster.
- Sander, H./Willemsen, R. (1993). *Gewaltakte, Männerphantasien und Krieg*. Hamburg.
- Scarry, E. (1985). *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World*. New York – Oxford.
- Schäfers, B. (1982). *Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung*. Opladen.
- Scheffler, T. (1997). Vom Königsmord zum Attentat. Zur Kulturmorphologie des politischen Mordes. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 183–199.
- Schill, T. R. (1972). Aggression an Blood Pressure Responses of High- and Low-Guilt Subjects Following Frustration. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 38: 461.
- Schill, T. R./Schneider, L. (1970). Relationship Between Hostility Guilt and Several Measures of Hostility. *Psychological Reports*, 27: 967–970.
- Schirrmeister, K.-G. (1987). *Erziehung zum Hass. Geistige Militarisierung in der DDR*. Stuttgart.
- Schmälzle, U. (Hrsg.) (1993). *Mit Gewalt leben. Arbeit am Aggressionsverhalten in Familie, Kindergarten und Schule*. Frankfurt am Main.
- Schneider, G. (1989). Strukturkonzept und Interpretationspraxis der objektiven Hermeneutik. In: Jüttemann (Hrsg.) 1989: 71–91.

- Schneider, H. J. (1990a). Zusammenfassende Darstellung und kritische Auswertung der Arbeit der „National Commission on the Causes and Prevention of Violence“ (USA) und Untersuchung über die weitere Entwicklung und die Auswirkungen der Arbeit der U.S. Violence Commission. In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. III: 155–292.
- Schneider, H. J. (1990b). Zusammenfassung des Berichts des „Ministerial Committee of Inquiry into Violence“ (Neuseeland). In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. III: 293–313.
- Schnurr, P. P. et al. (1999). The National Center for PTSD: The Past 10 Years. *PTSD Research Quarterly*, 10: 4, 1–2.
- Schönfeld, G. (1993). Gewalt in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zum Stand der Sozialwissenschaftlichen Forschung seit 1985. Bonn.
- Schubarth, W./Kolbe, F.-U./Willems, H. (Hrsg.) (1996). Gewalt an Schulen. Ausmaß, Bedingungen, Ursachen. Quantitative und qualitative Untersuchungen in den alten und neuen Ländern. Opladen.
- Schubarth, W./Melzer, W. (Hrsg.) (1995). Schule, Gewalt und Rechtsextremismus. 2. Auflage. Opladen.
- Schuh, J. (Hrsg.) (1990). Gewalt im Alltag. Zürich.
- Schulze, G. (1992). Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 2. Auflage. Frankfurt am Main – New York.
- Schumann, S./Winkler, J. R. (Hrsg.) (1997). Jugend, Politik und Rechtsextremismus in Rheinland-Pfalz. Ergebnisse eines empirischen Modellprojekts. Frankfurt am Main.
- Schütz, A. (1974 [1932]). Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main.
- Schütze, F. (1976). Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. *Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie*, 10, 7–41.

- Schütze, F. (1977). Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld. Fakultät für Soziologie.
- Schütze, F. (1983a). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13: 3, 283–293.
- Schütze, F. (1983b). Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes et al. (Hrsg.) 1983: 67–156.
- Schütze, F. (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli/Robert (Hrsg.) 1984: 78–117.
- Schwarz, U. (Hrsg.) (1995). Risiko Stadt? Perspektiven der Urbanität. Hamburg.
- Schwind, H.-D. (1998). Kriminologie. Eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen. 9. überarbeitete und erweiterte Auflage. Heidelberg.
- Schwind, H.-D./Baumann, J./Schneider, U./Winter, M. (1990). Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland. Endgutachten der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission). In: Schwind et al. (Hrsg.) 1990: Bd. I: 1–237.
- Schwind, H.-D. et al. (Hrsg.) (1990). Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen der Unabhängigen Regierungskommission zur Behinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission). 4 Bde. Berlin.
- Searle, J. R. (1976 [1969]). Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt am Main.
- Sebastian, R. J. (1978). Immediate and Delayed Effects of Victim Suffering on the Attacker's Aggression. *Journal of Research in Personality*, 12: 312–328.
- Segev, T. (1992). Die Soldaten des Bösen. Zur Geschichte der KZ-Kommandanten. Reinbek bei Hamburg.
- Seifert, R. (1993). Krieg und Vergewaltigung. *SOWI-Arbeitspapier* Nr. 76. München.

- Seifert, R. (1996). Militär – Kultur – Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen.
- Selg, H./Mees, U./Berg, D. (1997). Psychologie der Aggressivität. 2. überarbeitete Auflage. Göttingen – Bern – Toronto – Seattle.
- Selg, H. (Hrsg.) (1971). Zur Aggression verdammt? Stuttgart.
- Selg, H. (Hrsg.) (1974). Menschliche Aggressivität. Theorien, Diagnostik, Therapiemöglichkeiten. Göttingen.
- Sellin, F./Weber, K. (1999). Das Milchgesicht. Wenn Kinder töten: Der Fall Marco F. Reinbek bei Hamburg.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
- Shay, J. (1998). Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust. Hamburg.
- Shope, G. L./Hedrick, T. E./Geen, R. G. (1978). Physical/Verbal Aggression: Sex Differences in Style. *Journal of Personality*, 46: 23–42.
- Sieferle, R. P. (1998). Einleitung. In: Sieferle/Breuninger (Hrsg.) 1998: 9–29.
- Sieferle, R. P./Breuninger, H. (Hrsg.) (1998). Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte. Frankfurt am Main – New York.
- Siegl, E. (2000). „Ein Soldat, das ist Dreck unter den Stiefeln“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. März 2000: 13.
- Siegler, B. (1991). Auferstanden aus Ruinen ... Rechtsextremismus in der DDR. Berlin.
- Silkenbeumer, M. (2000). Im Spiegel ihrer Lebensgeschichten – Gewalttätiges Verhalten Jugendlicher und Geschlechtszugehörigkeit. Stuttgart.
- Siller, G. (1997). Rechtsextremismus bei Frauen. Zusammenhänge zwischen geschlechtsspezifischen Erfahrungen und politischen Orientierungen. Opladen.

- Silverman, D. (1993). *Interpreting Qualitative Data. Methods for Analyzing Talk, Text and Interaction*. London.
- Silverman, D. (1997). Towards an Aesthetics of Research. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 239–253.
- Silverman, D. (Hrsg.) (1997). *Qualitative Research. Theory, Method and Practice*. London – Thousand Oaks – New Delhi.
- Simmel, G. (1968 [1908]). *Gesammelte Werke, Bd. 2: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 5. Auflage. Berlin.
- Simon, J. (1997). Gewalt, Rache und Risiko. Die Todesstrafe im neoliberalen Staat. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 279–301.
- Simpson, H. M./Craig, K. D. (1967). Word Associations to Homonymic and Neutral Stimuli as a Function of Aggressiveness. *Psychological Reports*, 20: 351–354.
- Singer, J. L./Singer, D. G. (1981). *Television, Imagination, and Aggression: A Study of Preschoolers*. Hillsdale, N. J.
- SINUS-Institut (1981). *5 Millionen Deutsche: ‚Wir sollten wieder einen Führer haben ...‘. Die SINUS-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen*. Reinbek bei Hamburg.
- Skinner, K. M. et al. (2000). The Prevalence of Military Sexual Assault Among Female Veterans' Administration Outpatients. *Journal of Interpersonal Violence*, 15: 3, 291–310.
- Skjelsbaek, I. (2001). Sexual Violence and War: Mapping Out a Complex Relationship. *European Journal of International Relations*, 7: 2, 211–237.
- Soeffner, H.-G. (1979). Interaktion und Interpretation – Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in Sozial- und Literaturwissenschaft. In: Soeffner (Hrsg.) 1979: 328–351.
- Soeffner, H.-G. (1992). *Die Ordnung der Rituale*. Frankfurt am Main.
- Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1979). *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart.



- Sofsky, W. (1993). Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. Frankfurt am Main.
- Sofsky, W. (1996). Traktat über die Gewalt. Frankfurt am Main – Wien.
- Sofsky, W. (1997). Gewaltzeit. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 102–121.
- Sofsky, W./Paris, R. (1991). Figurationen sozialer Macht. Opladen.
- Sommer, N. (Hrsg.) (1994). Überall Haß. Krisen, Kriege und Gewalt – Gründe und Auswege. Berlin.
- Southwick, S. M. et al. (1997). Consistency of Memory for Combat-Related Traumatic Events in Veterans of Operation Desert Storm. *American Journal of Psychiatry*, 154: 2, 173–177.
- Spielberger, C. D./Jacobs, G./Russel, S./Crane, R. (1983). Assessment of Anger: The State-Trait Anger Scale. In: Butcher/Spielberger (Eds.) 1983: 159–187.
- Sporer, S. L./Franzen, S. (1991). Das kognitive Interview: Empirische Belege für die Effektivität einer gedächtnispsychologisch fundierten Technik zur Befragung von Augenzeugen. *Psychologische Beiträge*, 33, 407–433.
- Stadler, U. (1995). Zur Ästhetik des Erhabenen. Gewaltdarstellungen in der Literatur. In: Hugger/Stadler (Hrsg.) 1995: 62–79.
- Steckel, R. (1998). Aggression in Videospiele: Gibt es Auswirkungen auf das Verhalten von Kindern? Münster et al.
- Steiner, J. M. (1980). The SS Yesterday and Today: A Sociopsychological View. In: Dimsdale (Hrsg.) 1980: 431–445.
- Steinert, H. (Hrsg.) (1973). Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie. Stuttgart.
- Steinweg, R. (Red.) (1977a). Aggression. *Friedensanalysen* 5. Frankfurt am Main.
- Steinweg, R. (Red.) (1977b). Gewalt, Sozialisation, Aggression. *Friedensanalysen* 6. Frankfurt am Main.

- Steinweg, R. (Red.) (1983). Faszination der Gewalt. Politische Strategie und Alltagserfahrung. *Friedensanalysen* 17. Frankfurt am Main.
- Stiglmeier, A. (Hrsg.) (1993). Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen. Freiburg i. Br.
- Straus, M. A./Gelles, R. J. (Hrsg.) (1990). Physical Violence in American Families. Risk Factors and Adaptations to Violence in 8145 Families. New Brunswick.
- Strauss, A. L. (1987). Qualitative Analysis for Social Scientists. Cambridge, Mass.
- Strauss, A. L./Corbin, J. (1990). Basics of Qualitative Research. Newbury Park, CA.
- Strauss, A. L./Corbin, J. (Hrsg.) (1997). Grounded Theory in Practice. Thousand Oaks – London – New Delhi.
- Strobel, H. (1998). Gewalt von Jugendlichen als Symptom gesellschaftlicher Krisen. Literarische Gewaltdarstellungen in Elfried Jelineks *Die Ausgesperrten* und in ausgewählten Jugendromanen der neunziger Jahre. Frankfurt am Main et al.
- Struck, P. (1995). Zuschlagen, Zerstören, Selbsterstören. Wege aus der Spirale der Gewalt. Darmstadt.
- Sturzbecher, D. (Hrsg.) (1997). Jugend und Gewalt in Ostdeutschland. Lebenserfahrungen in Schule, Freizeit und Familie. Göttingen.
- Stürzbecher, W. (1994). Großstadt-Rambos. Streetwork mit gewalttätigen und gewaltbereiten Jugendlichen. Lübbe.
- Stuttgart Büttner, C. (1990). Videohorror, Schule und Gewalt. Pädagogische Entwürfe für die Lehrerfortbildung gegen Horrorvideos und Gewaltvideos bei Kindern und Jugendlichen. Weinheim.
- Südmersen, I. (1983). Hilfe, ich erstickte in Texten. *Neue Praxis*, 13, 294–306.

- Sutker, P. B. et al. (1991). Cognitive Deficits and Psychopathology 1967: 551–569. Among Former Prisoners of War and Combat Veterans of the Korean Conflict. *American Journal of Psychiatry*, 148: 1, 67–72.
- Szczepanski, J. (1967). Die biographische Methode. In: König (Hrsg.) 1967: 551–569.
- Taft, C. T. et al. (1999). Modeling Physical Health and Functional Health Status: The Role of Combat Exposure, Posttraumatic Stress Disorder, and Personal Resource Attributes. *Journal of Traumatic Stress*, 12: 1, 3–22.
- Theunert, H. (1996). Gewalt in den Medien – Gewalt in der Realität. Gesellschaftliche Zusammenhänge und pädagogisches Handeln. 2. durchgesehene und aktualisierte Auflage. München.
- Theweleit, K. (1986). Männerphantasien. 2 Bde. Basel – Frankfurt am Main.
- Thomae, H. (1968). Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Göttingen.
- Thomae, H. (1997 [1952]). Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften. Wiedergelesen und vorgestellt von Gerd Jüttemann. *Bios*, 10: 1, 100–127.
- Thomas, C. (2001). Gewalt gegen Kultur-Sachen. Bamian ist überall: Eine kurze Kriminalgeschichte aus der Kulturgeschichte des Vandalismus aus aktuellem Anlass. *Frankfurter Rundschau*, 5. März 2001: 9.
- Thomas, W. J./Thomas, D. S. (1973). Die Definition der Situation. In: Steinert (Hrsg.) 1973: 333–335.
- Tieger, T. (1980). On the Biological Basis of Sex Differences in Aggression. *Child Development*, 51: 943–963.
- Tillner, C. (Hrsg.) (1994). Frauen – Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt. Feministische Beiträge. Münster.
- Tilly, C. (1985). War Making and State Making as Organized Crime. In: Evans/Rueschemeyer/Skocpol (Hrsg.) 1985: 169–191.

- Tisseron, S. (1998). Die verbotene Tür. Familiengeheimnisse und wie man mit ihnen umgeht. München.
- Titzmann, M. (1977). Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation. München.
- Touraine, A. (1976). Was nützt die Soziologie? Frankfurt am Main.
- Trotha, T. von (1997a). Zur Soziologie der Gewalt. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 9–56.
- Trotha, T. von (Hrsg.) (1997b). Soziologie der Gewalt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 37. Opladen – Wiesbaden.
- Truscott, S./Wait, T. (1996). Military Family Violence and Violence Against Women: Causes and Incidence. ORD Report 9602. Ottawa.
- Türcke, C. (1987). Gewalt und Tabu. Philosophische Grenzgänge. Lüneburg.
- Uske, H. (1998). Kriminal-Tango. *DISS-Journal*, 1, 1–2.
- Vester, M. et al. (Hrsg.) (1994). Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln.
- Voges, W. (Hrsg.) (1987). Methoden der Biographie- und Lebenslauf-forschung. Opladen.
- Vogt, W. R. (1993). Berufsbilder des Offiziers im Widerstreit. In: Klein/Kuhlmann/Rohde (Hrsg.) 1993: 107–122.
- Vollbrecht, R. (1993). Ost-westdeutsche Widersprüche. Ostdeutsche Jugendliche nach der Wende und Integrationserfahrungen jugendlicher Übersiedler im Westen. Opladen.
- Volmerg, U. (1983). Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren. In: Zedler/Moser (Hrsg.) 1983: 124–143.
- Wagner, B. (1995). Jugend-Gewalt-Szenen. Zu kriminologischen und historischen Aspekten in Ostdeutschland. Die achtziger und neunziger Jahre. Berlin.

- Wahl, K. (1990). Studien über Gewalt in Familien. Weinheim – München.
- Waldenfels, B. (2000). Aporien der Gewalt. In: Dabag/Kapust/Waldenfels (Hrsg.) 2000: 9–24.
- Waldmann, P. (1997). Veralltäglicung von Gewalt: Das Beispiel Kolumbien. In: Trotha (Hrsg.) 1997b: 141–161.
- Waldmann, P. (Hrsg.) (1993). Beruf: Terrorist. Lebensläufe im Untergrund. München.
- Walkin, M. M. (Hrsg.) (1979). War, Morality and the Military Profession. Boulder.
- Wasileski, M./Callaghan-Chaffee, M. E./Chaffee, R. B. (1982). Spousal Violence in Military Homes: An Initial Survey. *Military Medicine*, 147: September, 761–765.
- Wasmuht, U. C. (1996). Rechtsextremismus. Bilanz und kritische Würdigung sozialwissenschaftlicher Erklärungsansätze. *SOWI-Arbeitspapier* Nr. 96. Strausberg.
- Watson, R. (1997). Ethnomethodology and Textual Analysis. In: Silverman (Hrsg.) 1997: 80–98.
- Weber, H. (1999). Ärger und Aggression. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 30: 2/3, 139–150.
- Weber, M. (1972). Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. revidierte Auflage. Tübingen.
- Wegener, C. (1994). Reality-TV. Fernsehen zwischen Emotion und Information. Opladen.
- Wegener, H./Losel, F./Haisch, J. (Eds.) (1989). Criminal Behavior and the Justice System. New York – Berlin – London – Paris – Tokyo.
- Wegner, D. (Hrsg.) (1977). Gesprächsanalysen. Hamburg.
- Weidner, J. (1997). Anti-Aggressivitäts-Training für Gewalttäter. Ein delikt spezifisches Behandlungsangebot im Jugendvollzug. 4. unveränderte Auflage. Bonn.
- Weiner, B. (1985). An Attributional Theory of Achievement Motivation and Emotion. *Psychological Review*, 92: 548–573.

- Weiner, B./Graham, S./Chandler, C. (1982). Pity, Anger, and Guilt: An Attributional Analysis. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 8: 226–232.
- Weingarten, E. (1989). Die Methoden der Konstruktion sozialer Wirklichkeit: Grundpositionen der Ethnomethodologie. In: Jüttemann (Hrsg.) 1989: 108–124.
- Weingarten, E./Sack, F./Schenkein, J. (Hrsg.) (1976). Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt am Main.
- Weiß, R. H. (2000). Gewalt, Medien und Aggressivität bei Schülern. Göttingen et al.
- Werbik, H. (1974). Theorie der Gewalt. Eine neue Grundlage für die Aggressionsforschung. München.
- West, D. J. (1969). Present Conduct and Future Delinquency. London.
- West, D. J./Farrington, D. P. (1973). Who Becomes Delinquent? London.
- West, D. J./Farrington, D. P. (1977). The Delinquent Way of Life. London.
- White, J. W. (1983). Sex and Gender Issues in Aggression Research. In: Geen/Donnerstein (Eds.) 1983: 1–26.
- Whiting, B./Edwards, C. P. (1973). A Cross-Cultural Analysis of Sex Differences in the Behavior of Children Aged 3 Through 11. *Journal of Social Psychology*, 91: 171–188.
- Whyte, W. F. (1943). Street Corner Society. Chicago.
- Widmann, P./Erb, R./Benz, W. (Hrsg.) (1999). Gewalt ohne Ausweg? Strategien gegen Rechtsextremismus und Jugendgewalt in Berlin und Brandenburg. Berlin.
- Wiedemann, P. M. (1986). Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews. Weinheim – München.
- Willems, H. (1993). Fremdenfeindliche Gewalt. Einstellungen, Täter, Konflikteskalationen. Opladen.

- Willems, H. (1997). Jugendunruhen und Protestbewegungen. Eine Studie zur Dynamik innergesellschaftlicher Konflikte in vier europäischen Ländern. Opladen.
- Willems, H./Würtz, S./Eckert, R. (1993). Fremdenfeindliche Gewalt: Eine Analyse von Täterstrukturen und Eskalationsprozessen. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Frauen und Jugend und der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn.
- Wilson, T. P. (1982). Qualitative ‚oder‘ quantitative Methoden in der Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 487–508.
- Winnicott, D. W. (1992). Aggression. Versagen der Umwelt und antisoziale Tendenz. Konzepte der Humanwissenschaften. 2. Auflage. Stuttgart.
- Winslow, D. (1997). The Canadian Airborne in Somalia: A Socio-Cultural Inquiry. Ottawa.
- Winslow, D. (1998). The Role of Culture in the Breakdown of Discipline During Peace Operations. *Canadian Review of Sociology and Anthropology, Special Issue: Organizational Crisis*, 35: 3, 345–368.
- Winterhoff-Spurk, P. (1994). Reality-TV – Formen und Inhalte eines neuen Programm-Genres. Saarbrücken.
- Wlecklik, P. (Hrsg.) (1995). Frauen und Rechtsextremismus. Göttingen.
- Wohlrab-Sahr, M. (1992). Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. *Bios*, 5: 1, 1–19.
- Wolfe, J. et al. (1998). Sexual Harassment and Assault as Predictors of PTSD Symptomatology Among U.S. Female Persian Gulf War Military Personnel. *Journal of Interpersonal Violence*, 13: 1, 40–57.
- Wolfner, G. D./Gelles, R. J. (1993). A Profile of Violence Toward Children: A National Study. *Child Abuse & Neglect*, 17: 2, 197–212.

- Wyer, R. S./Weatherly, D. A./Terrell, G. (1965). Social Role, Aggression, and Academic Achievement. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1: 645–649.
- Zanker, P. (1998). Die Barbaren, der Kaiser und die Arena. Bilder der Gewalt in der römischen Kunst. In: Sieferle/Breuninger 1998: 53–86.
- Zatzick, D. F. et al. (1997). Posttraumatic Stress Disorder and Functioning and Quality of Life Outcomes in a Nationally Representative Sample of Male Vietnam Veterans. *American Journal of Psychiatry*, 154: 12, 1690–1695.
- Zedler, P. (1983). Empirische Hermeneutik. Eine Problemskizze. In: Zedler/Moser (Hrsg.) 1983: 144–162.
- Zedler, P./Moser, H. (Hrsg.) (1983). Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie. Opladen.
- Zeltner, E. (1996). Kinder schlagen zurück. Jugend-Gewalt und ihre Väter. München.
- Ziehlke, B. (1993). Deviante Jugendliche. Individualisierung, Geschlecht und soziale Kontrolle. Opladen.
- Zillmann, D./Baron, R. A./Tamborini, R. (1981). Social Costs of Smoking: Effects of Tobacco Smoke on Hostile Behavior. *Journal of Applied Social Psychology*, 11: 548–561.
- Zinnecker, J. (Red.) (1992). Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Opladen.
- Zwick, M. M. (Hrsg.) (1994). Einmal arm, immer arm? Neue Befunde zur Armut in Deutschland. Frankfurt am Main – New York.



**Gewalt-Skala**  
**aus dem Fragebogen**



Lebensalter: ..... Jahre, ..... Monate  
Zuletzt besuchte Schulklasse: .....  
Erreichter Schulabschluss: ohne / Hauptschulabschluss / FOSR  
oder Mittlere Reife / Abitur  
Haftgrund: .....  
Haftdauer: ..... Jahre, ..... Monate  
Davon verbüßt: ..... Jahre, ..... Monate

### **Anleitung**

Auf den folgenden Seiten finden Sie eine Anzahl von Aussagen zu bestimmten Vorstellungen, Erwartungen oder Verhaltensweisen. Beantworten Sie bitte diese Aussagen entweder mit „*Stimmt*“ oder mit „*Stimmt nicht*“, indem Sie in den jeweiligen Kreis ein Kreuz (X) setzen. Antworten Sie bitte so, wie es für Sie persönlich gilt.

Beachten Sie bitte die folgenden drei Punkte:

1. Antworten Sie möglichst spontan. Geben Sie die Antwort, die Ihnen beim Lesen in den Sinn kommt, ohne dass Sie dabei versuchen, einen möglichst „guten Eindruck“ zu machen. Da es hier um Ihre Meinung und nicht um Ihr Wissen geht, gibt es keine falschen oder richtigen Antworten.
2. Auch wenn Ihnen manche Frage sehr persönlich erscheinen sollte: antworten Sie bitte so, wie es für Sie zutreffend ist. Ihre Antworten werden absolut vertraulich behandelt.
3. Selbst wenn vielleicht in einzelnen Fragen Ihre persönliche Situation nicht völlig korrekt erfasst sein sollte: kreuzen Sie aber bitte immer eine Antwort an, und zwar die, die noch am ehesten für Sie zutrifft.

- |  | stimmt                | stimmt<br>nicht       |
|--|-----------------------|-----------------------|
| 01. Filme, in denen wenig geschieht, langweilen mich schnell .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 02. Zu Hause lasse ich mich eher gehen als in Gesellschaft .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 03. In meiner Umgebung gibt es vieles, über das ich mich ärgern muss .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 04. Obwohl ich weiß, dass es besser ist, in Auseinandersetzungen immer ruhig und sachlich zu bleiben: ich schaffe es einfach nicht ..... | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 05. Es stört mich nicht, wenn andere mich als Feigling bezeichnen .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 06. Ich habe schon einmal bei einem Witz gelacht, obwohl ich ihn nicht verstanden hatte .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 07. Wenn es darum geht, jemanden zu bestrafen, müssen Freunde unbedingt eng zusammenhalten   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 08. Ich kann mich immer voll und ganz auf die vor mir liegende Aufgabe konzentrieren .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 09. Ich male mir manchmal aus, dass heimtückischen Leuten etwas passiert .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 10. Wer nicht hören will, muss fühlen .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 11. Es ist schon vorgekommen, dass ich ohne besonderen Grund einen Streit begonnen habe .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 12. Hin und wieder macht mir ein hartes Video richtig Spaß .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 13. Es reizt mich, zu streiten und mich dabei durchzusetzen .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |

	stimmt	stimmt nicht
14. Zu manchen Zeiten treffe ich häufig unsympathische Leute .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
15. Ich neige dazu, ab und zu auch ein bisschen anzugeben .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
16. Wenn ich mir alles gefallen ließe, hätte bald niemand mehr Respekt vor mir .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
17. Manchmal stelle ich mir vor, wie Leute, die ich nicht mag, leiden müssen .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
18. Im Zorn habe ich schon Sachen kaputt gemacht ..	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
19. Als Kind habe ich es mit der Wahrheit nicht immer so genau genommen .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
20. Über manche Geschwindigkeitsbeschränkungen im Straßenverkehr kann ich mich richtig aufregen	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
21. Ich habe gern Prügeleien zugesehen, bei denen Leute, die ich nicht mochte, Dresche bezogen .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
22. Es gab Gespräche, in denen ich nur so tat, als würde ich aufmerksam zuhören .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
23. Wer mir Schläge androht, kann damit rechnen, dass ich ihm zuvorkomme .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
24. Manchmal bereitet es mir richtig Vergnügen, andere leiden zu lassen .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
25. Das Anstehen in einer Schlange lässt mich schnell ungeduldig werden .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
26. Ich kann mich schon darüber ärgern, wenn andere nicht meiner Meinung sind .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

- |  | stimmt                | stimmt<br>nicht       |
|--|-----------------------|-----------------------|
| 27. Gelegentlich bin ich auch ein bisschen abergläubisch .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 28. Als Kind habe ich gern und viel Märchen gehört .   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 29. Es ist mir schon sehr wichtig, dass ich mich für erlittenes Unrecht rächen kann .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 30. Manchmal kann ich gar nicht anders: ich muss alle Leute ärgern .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 31. Wenn jemand meinem/r Freund(in) dumm kommt, schlage ich zu .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 32. Auch wenn es mir peinlich ist: ich habe meine Bekannten nicht immer verteidigt, wenn andere schlecht über sie sprachen ..... | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 33. Es gibt vieles, von dem ich mich provoziert fühle  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 34. Es gab Leute, die mich so schlecht behandelten, dass ich ihnen den Tod wünschte .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 35. Manchmal kommen mir Gedanken, die ich niemandem erzählen würde .....   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 36. Es ist schon vorgekommen, dass ich mich mit Fäusten gegen Leute verteidigen musste, die mich geärgert haben .....            | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 37. Wer mir Schmerzen zufügt, soll dafür leiden .....  | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 38. Wenn man mir zuviel Wechselgeld herausgab, habe ich dies – ehrlich gesagt – nicht immer korrigiert .....                     | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |
| 39. Ich lasse mich schnell aus der Fassung bringen ...   | <input type="radio"/> | <input type="radio"/> |

	stimmt	stimmt nicht
40. Wer meine Freunde anmacht, muss damit rechnen, dass ich ihn verprügele .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
41. Wenn man mich warten lässt, verliere ich schnell meine gute Laune .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
42. Eigentlich kenne ich keine Feinde .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
43. Auch in schwierigen Situationen bin ich die Ruhe selbst .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
44. Wenn ich richtig wütend bin, ist nichts und niemand vor mir sicher .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
45. Leute, die mich geärgert haben, bekommen meinen Zorn zu spüren .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
46. Manchmal möchte ich ganz woanders leben als hier .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
47. Wenn ich in Wut bin, sage ich oft mehr, als ich sagen wollte .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
48. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich brutal werden könnte .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
49. Manchmal werde ich von der Heftigkeit meiner Wut selbst überrascht .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
50. Man muss bereit sein, seine Ehre notfalls auch mit Gewalt zu verteidigen .....	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

## Ergänzungsfragen

I. Geben Sie bitte an, wie oft Sie das jeweilige Ereignis erlebt haben.

	Ereignis	häufig	selten	sehr selten	nie
01.	Ich bin beleidigt/beschimpft worden.				
02.	An meinem Arbeitsplatz/in der Schule wurde schlecht über mich geredet.				
03.	Meine Sachen sind absichtlich beschädigt worden.				
04.	Ich bin mit Waffen bedroht worden.				
05.	Ich bin erpresst worden.				
06.	Mir wurde etwas gestohlen.				
07.	In unsere Wohnung wurde eingebrochen.				
08.	Ich bin verprügelt worden.				



II. Geben Sie bitte an, wie stark die nachfolgenden Aussagen auf Sie zutreffen.

	<b>Ereignis</b>	<b>trifft voll zu</b>	<b>trifft eher zu</b>	<b>trifft eher nicht zu</b>	<b>trifft gar nicht zu</b>
01.	Ich habe eine glückliche Kindheit und Jugend verlebt.				
02.	Ich bin streng erzogen worden.				
03.	Wir haben zu Hause gerade das Nötigste gehabt.				
04.	Ich habe gute Eltern gehabt.				
05.	Meine Großeltern haben sich viel um mich gekümmert.				
06.	Ich bin verhätschelt worden.				
07.	Ich bin als Einzelkind aufgewachsen.				
08.	Ich habe viel ferngesehen.				
09.	Wir haben viel zusammen mit der Familie unternommen.				
10.	Ich bin politisch tätig (gewesen).				
11.	Ich habe viel mit meinen Eltern über Kunst, Literatur, Musik, Kinofilme und Politik geredet.				
12.	Wenn ich etwas gut gemacht habe, bin ich gelobt worden.				
13.	Ich bin häufig allein gewesen.				
14.	Ich habe viele gute Freunde (gehabt).				



## **Die Autoren**

**Gerhard Kümmel** studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichte an der Philipps-Universität Marburg (1985–1991). Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung (1991–1994). Forschungsstipendiat des German Historical Institut, Washington, D.C. (1992). J. William Fulbright Dissertationspreis der Fulbright-Kommission (1996). Post-doc-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1995–1997). Dozent des Deutschen Akademischen Austauschdienstes an der University of Victoria in Victoria, B. C., Canada (Wintersemester 1996/1997). Seit Herbst 1997 am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr beschäftigt. Weitere Arbeitsschwerpunkte sind: Internationale Beziehungen, Sicherheitspolitik, Demokratisierungsforschung, Militärsoziologie, Integration von Frauen in die Bundeswehr.

**Paul Klein** studierte Psychologie, Soziologie und Pädagogik an der Universität Tübingen; Promotion zum Dr. rer. soc. in Tübingen; 1971–1974 Leiter des Psychologischen Dienstes beim Kreiswehersatzamt Wiesbaden; seit Dezember 1974 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, z. Z. Leitender Wissenschaftlicher Direktor und Projektdirektor I; seit 1977 Lehrbeauftragter an der Universität der Bundeswehr München, Lehrstuhlvertretungen und Gastprofessuren an der Universität der Bundeswehr München und der Universität Toulouse. Forschungsschwerpunkte: Militärsoziologische Probleme der Wehrstrukturen, Zukunft der Streitkräfte, Probleme multinationaler militärischer Zusammenarbeit.

**Peter Michael Kozielski** studierte Psychologie in Göttingen. Nach dem Diplom war er als wissenschaftlicher Angestellter in der Stimm- und Sprachabteilung der HNO-Klinik der Universität in Göttingen tätig. Promotion zum Dr. rer. nat. Januar 1980 trat er in den Psychologischen Dienst der Bundeswehr ein. Seit Februar 1998 arbeitet er am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr.